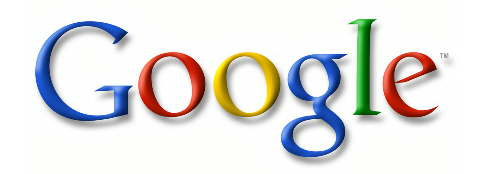



NEDL TRANSFER
HN 6A5I -


VE RI
TAS



Politisch-philosophische

Gespräche.

verfasset

von

C. von Knoblauch.

Erster Theil.

Berlin 1792.

In der Vossischen Buchhandlung.

Vorrede.

Ich gab im Jahre 1789 zuerst eine kleine Skizze des gegenwärtigen Werkes, unter dem Titel: Dialogen über einige Gegenstände der politischen Oekonomie und Philosophie, heraus. Herr Hofrath *Wieland* zu Weimar, der diese Gespräche, bis auf wenige Stellen, seines Beifalls würdigte, erlaubte mir, sie mit einigen Zusätzen und Abänderungen, die ich ihnen gab, in den teutschen Merkur zu bringen. Hier übergebe ich sie vermehrt, und,

wie ich glaube, hin und wieder verbessert, dem Publikum. Ob und wenn der zweite Band erscheinen wird? das wird theils von meinen eigenen Verhältnissen, theils von dem Urtheil *sachkundiger* Richter über den Werth oder Unwerth dieses ersten Bändchens, theils von dem Gange abhangen, den das jetzt unter so manchen — Verderbenschwangern? oder heilbringenden? — Krisen laborirende System der politischen Welt indessen nehmen wird.

v. K.

Politisch-philosophische Gespräche.

Erstes Gespräch.

Die Wälder.

Nobis placent ante omnia silvae!

Virg.

Der Markis. Der Baron.

(Die Scene ist im Walde.)

Der Markis.

Ich war eben in Ihrer Behausung, Baron, in der Absicht, sie zu besuchen. Man sagte mir, Sie wären in den Wald gegangen, und ich eilte hieher, weil ich vermuthete, daſs Sie in diesem Eichenhain, den Sie so sehr lieben, den Dryaden die Cour machen, oder mit Ihren Lieblingsgöttern, den Faunen und Satyrn, konversiren würden.

Der B. Willkommen, Herr Markis, in diesen traulichen Schatten! Hier in meinem Vaterlande vermissen Sie freilich den immergrünen Baum, in welchen Daphne verwandelt wurde, so wie den Oelbaum und die köstlichen Granaten. Ach! -- und Amors Lieblingsgesträuch, die zärtliche Myrte, mit Oleandergebüsch gegattet!

Der M. Ob ich gleich aus der wärmsten Gegend der Provence bin, und ein Franzose, wenn es je einen gab; so gestehe ich Ihnen doch, Baron, daſs ich Ihre wolkenhohen Wälder von Eichen, Buchen und Tannen jenen lieblichen Gruppen von Orangen- Lorbeer- Oel- und Feigenbäumen fast vorziehe, welche einige Stellen meines vaterländischen Bodens zieren. Jene wohlgeruchduftenden Schatten sind nicht dicht genug, um das Asyl verschwiegner Liebe zu seyn, welche sonst unter unserm milden Himmel ihre schönsten Spiele feiert und durch seinen wohlthätigen Einfluſs so sehr begünstigt wird. Aber hier, in Ihren germanischen Hainen scheint das Geheimniſs

seinen Thron aufgeschlagen zu haben. Die tiefe Stille, die grüne Nacht, die mehr errathen als sehen läſst, die süſsen Schauer, die uns durchdringen, wenn das jugendlichste und sanfteste von Aeols Kindern, durch leises Hauchen das Laub der Wipfel lispeln macht — das alles wirkt mit so mächtigem Zauber auf unsere Seele! Und ich wollte wetten, Baron, daſs die Nymphen dieser nördlicheren Gegend, von Frühlingsgefühlen überrascht, und unter diesem dichten von der Hand der Natur errichteten Gewölbe, gegen die Foderungen eines zärtlich ungestümen Fauns nicht spröder seyn würden, als es ihre Schwestern in den Oel- und Weingärten des mittäglichen Frankreichs sind. —

Der B. Sie lassen unsern Wäldern Gerechtigkeit widerfahren, Markis. Und was noch mehr ist! der Begeisterung, welche diese Wälder Ihnen einflöſsen, haben wir es zu danken, daſs unser Markis auf dem Wege ist, ein Dichter zu werden. Er wird um der Geheimnisse der Liebe willen die Wälder in den Schutz jener Groſsen empfehlen,

welche an die Stelle des alten Sylvans gekommen sind, um ihn und die übrigen Waldgottheiten, in der Qualität der Beschützer abzulösen.

Der M. Aber denken Sie nicht, Baron, daſs es bloſs die freundlichen Nymphen und die Spiele der Liebe sind, um derentwillen ich für die Wälder sollicitiren möchte! Ach! — diese reizenden Kinder der Natur sind uns noch zu so manchen groſsen Zwekken wichtig! Ich bin auf meinen Reisen Zeuge des Holzmangels in mehr als Einer Gegend von Frankreich, und in einigen Provinzen des ehemals so waldreichen Deutschlandes gewesen. Ein trauriger Mangel! — Aber hier, Baron — ich bekenne es Ihnen, so sehr ich auch für die Wälder eingenommen bin, so ernstlich ich sie noch diesen Augenblik in Schutz genommen habe, hier könnte, wie mir däucht, noch ein groſser Theil der Waldung ausgerottet, und der Boden in Aecker und Wiesen verwandelt werden. Wo menschliche Wohnungen stehen können, da sollten nicht Bäume stehen.

Wo die Erde Menschen nähren könnte, da sollte sie ihre Früchte nicht blofs zur Nahrung der Hirsche und wilden Schweine hergeben. — Ah! — schön! jetzt eben kommen wir an eine Stelle, wo man angefangen hat, meinen Wunsch zu erfüllen! Da liegen alte Eichen auf die Erde gestreckt, dort macht man das Land urbar, und bald wird da Weizen und Gerste gesäet werden, wo jetzt im Schatten wilder Bäume Gras wächst.

Der B. Machen Sie doch, dafs wir von dem fatalen Fleck wegkommen!

Der M. Was ist Ihnen, Baron? ergrimmen Sie im Geiste bei'm Anblick des Triumphs, den die Industrie und Kultur über die rohe und wilde Natur feiert? Wie verdient machten sich nicht jene Jünger des heiligen Benedikts um Ihr Vaterland, als sie unwegsame Wälder aushauen liefsen, und den wohlthätigen Ackerbau in Gegenden verbreiteten, welche die freundliche Ceres so wenig als Pomona, mit ihren Gaben beglückt hatte?

Der B. Ganz Recht, lieber Markis! dem

Orden des heil. Benedikts hat Deutschland in Ansehung seiner physischen und sittlichen Kultur viel zu danken. Damals als der Harz, der Schwarzwald, und die *Sylva Buconia* noch Auerochsen, Elennthiere und Bären beherbergte, *) war es Verdienst, zu diesen Bewohnern der Wildnisse das »*veteres migrate coloni!*» zu sprechen, und den Menschen in den Besitz einer Gegend einzusetzen, die schon lange vergebens darauf wartete, von seiner arbeitsamen Hand aufgeräumt, bepflanzt und verschönert zu werden. Der Kampf mit den wilden Bestien war rühmlich, und diesen Ruhm, Länder von Ungeheuern befreiet zu haben, erwarben sich in der alten Welt die Herkules und andere Heroën, so wie es in spätern Zeiten, im herzynischen Walde, die Behringer (Bär-Ringer) thaten. Ich habe nichts dagegen, wenn man dafür sorgt:

---

*) *Ursos gignit plurimos, apros innumerabiles, lupos numerum excedentes.* — Walafridus Strabo, de vita et miraculis Sancti Galli. — — —

Ut procul Hercyniae per vasta silentia sylvae
Venari tuto liceat — wie Claudian singt; aber wenn eben dieser Dichter fortfährt:

— — — — *Lucosque vetusta*
Religione truces et robora numinis instar
Barbarici, nostrae feriant impune bipennes;

so wäre ich versucht, ihm, als einem Frevler an der Nachwelt, die Axt abzunehmen. Man hat, wie ich überzeugt bin, zu viel Wald ausgerottet, und dieses zufolge des an sich richtigen, aber so oft miſsverstandenen und verkehrt angewendeten Grundsatzes: daſs man die Bevölkerung, und mithin auch den Anbau des Landes, möglichst befördern müsse. Wir haben an gewissen Orten, und nach dem Verhältniſs der jetzt zu benutzenden Nahrungsquellen, eher zu viel, als zu wenig Menschen, und die Quantität des Holzes, die noch dazu täglich abnimmt, ist der Consumtion, oder dem Bedürfniſs, welches mit der Menschenmenge zugleich wächst, nicht proportionirt. Die traurigen Folgen dieses Miſsverhältnisses lassen sich vorhersehen. — — — Um unter tausend Beispielen

von der noch immer fortdauernden Verwüstung der Wälder Ihnen hier nur Eins zu geben! Auf Anordnung eines gewissen Forstdepartements wurde im Amte N - - - en, an der S - - kürzlich ein Stück Eichenwald ausgerottet, um den Fleck für den Pachter des gedachten Amtes urbar zu machen. In dieser ganzen Gegend ist — wie der Augenschein einen jeden, und das Zähnklappen die armen Bewohner im Winter lehrt, die Quantität des Holzes =o, und des Ackerfeldes zu viel, d. h. weit mehr, als die Besitzer bei weniger und schlechter Viehzucht landwirthschaftlich benutzen können. Der Wald wurde weggehauen, und als das Urbarmachen nun angehen sollte, fand man, was man hätte vorherwissen können, dafs der Boden nichts als aufgeschwemmte Kiesel, und jeder Ueberschwemmung des Flusses ausgesetzt, mithin zur Kultur ganz untauglich sei. Man sah sich an, bedauerte, dafs der Platz quaest. aus Kargheit der Natur die gesegneten Erndten nicht hervortreiben wollte, die man erwartet hatte, und — liefs

die Kiesel liegen. Nun ist es, statt eines artigen Eichenwäldchens, ein öder Fleck, mit dürftig aufschlagendem Erlengebüsch und Disteln bewachsen. — — Sie, Herr Markis, wollen doch nur die überflüssigen Wälder ausgerottet haben?

Der M. Das ist natürlich, Baron. Zwar heifst es: *superflua non nocent;* aber wenn ich doch den Boden, der jetzt Holz trägt, auf andere Art besser benutzen kann — —

Der B. So mufs man das Holz auswurzeln. Sie setzen also, wie es scheint, voraus, dafs in Teutschland noch Ueberflufs an Holz existirt?

Der M. Ich darf Ihnen nur die ehrwürdigen Reste der ungeheuren Wälder des alten Germaniens, den Odenwald, den Schwarzwald, die Harzwälder, und einige Distrikte des thüringer Waldes citiren. Alles grofse Wälder!

Der B. Grofse Wälder, lieber Markis, sind darum noch nicht überflüfsige Wälder. Ich möchte Sie fragen, was für einen Maafsstab Sie in dieser Gattung haben, um die

Gröſse, dieses so relative Ding, zu bestimmen? — — Es ist wahr, die thüringischen und die Harzwälder sind sehr groſs, wenn man sie mit den kleinen elenden Holzungen vergleicht, welche die übelverstandene Oekonomie Ihrer Staatswirthe in Ihrem Vaterlande übriggelassen hat. Aber da Sie die Holzkonsumtion in jenen Gegenden nicht durch einen exakten Kalkul kennen, so können Sie auch mit dieser unbekannten Gröſse die Menge des dort noch vorhandenen Holzes nicht vergleichen, und also das Verhältniſs der Waldungen zur Holzkonsumtion, d. h. zum Bedürfniſs des Staates, nicht berechnen. Wo erfroren in unsern scheuslichen Wintern mehr Menschen? dort, in jenen waldreichen Gegenden, oder im ungleich kältern Sibirien,

Pigris ubi nulla campis
Arbor aestiva recreatur aura! *) Hor.

oder in Ihrem holzarmen Vaterlande?

---

*) Welcher Vers nur auf die nördlichsten Gegenden dieses groſsen Landes anwendbar ist. —

Der M. Freilich Baron, das Erfrieren ist fast eine eben so schlimme Sache, wie das Hungerleiden. Aber Brodt bleibt doch immer die erste Nothwendigkeit; Holz nur die zweite. Definiren die Physiokraten nicht den Menschen durch: ein Thier, welches Brodt frifst?

Der B. Sie wissen, dafs ich nicht für die Physiokratie, und nicht für die Abgabe 40 von 100 bin. Man könnte den Physiokraten gleich anfangs bei ihrer Definition des Menschen zurufen: der Mensch lebt nicht vom Brodt allein! — Holz ist nur in warmen Ländern —

Ver ubi longum, tepidasque praebet
Jupiter brumas, et amicus Aulon
Fertili Baccho minimum Falernis
Invidet uvis — — von der zweiten Nothwendigkeit. In kalten Ländern — und dazu gehört Deutschland doch eher noch als zu den warmen — ist es so nothwendig, wie Brodt. Sie haben es selbst eingeräumt.

Der M. Nicht, dafs ich's wüfste, Baron. — —

Der B. Sagten Sie nicht eben: Erfrieren sei eben so schlimm, wie Hungerleiden? Ich dächte, der Staat müfste nicht blofs für den Brodtschrank — sondern auch noch für die Öfen und den Herd seiner Kinder sorgen.

Der M. Aber nach Sankt-Peters und Eulers Philosophie mufs es in der Welt immer wärmer werden. Die Entfernung der Erde von der Sonne — diesem grofsen Quell des Lichts und der Wärme *) — bleibt bekanntlich sich nicht gleich. Wir, an unsern Glob gefesselt, nähern uns, gezwungen seinen Bewegungen zu folgen, mit ihm zugleich dem Gestirn des Tages. Zuletzt — aber es wird eine lange *Zeit* dazu erfodert; ach! Baron, wir Ephemeren erleben es nicht! — müssen wir ihm so nahe kommen, dafs die von den Stoikern und dem heil. Peter angege-

*) Wiewohl man es als ausgemacht annehmen kann, dafs unsere Erdkugel eine eigenthümliche, innere, von der Wirkung der Sonnenstralen unabhängige Wärme besitzt. —

gekündigte Weltverbrennung erfolgt. Lassen Sie uns also für das Schicksal unserer Nachkommen nicht bange seyn. Ihre Winter sind dem jüngsten — und heifsesten — Tage so viel näher, als die unsrigen, und also gewifs gelinder. Folglich brauchen sie weniger Holz.

Der B. Als Christ bin ich ganz für die Weltverbrennung. Aber da ich so ein frostiges Geschöpf bin, als ob ich aus den glücklichen Gefilden von Hiéres, oder aus Apulien und Sicilien, nach Norwegen versetzt worden wäre, so ist mir — ich gestehe es — ein wenig bange, dafs ehe der Erfolg Peters Weissagung und Eulers Konjektur verificirt, noch erst die Eisperiode, womit Büffon uns bedrohet hat, eintreten und dem Leben der organischen Natur ein Ende machen wird. Die Menschen haben einen so grofsen Hang zu traurigen Prophezeiungen. Der eine zerstört die Welt durch Feuer, der andere gar durch Eis. An das Wärmerwerden unserer Winter glaube ich nicht. — —

Der M. Gesetzt aber, Büffons kühne Weissagung träfe ein — und man hat ja Beispiele genug von Weissagungen, die zufälligerweise, d. h. so eingetroffen sind, wie unter hundert Blinden, die nach der Scheibe schiefsen, *einer* einmal in's Schwarze trifft — und unsere Winter würden in der Folge immer kälter; so tröstet uns dieser philosophische Prophet doch über das zunehmende Bedürfnifs und die abnehmende Menge des Holzes, durch die grofsen Schätze fossiler Kohlen, welche die Natur in die Erde gelegt hat, um uns zu erwärmen, wenn es auf unserm frostigen Planeten keine Wälder mehr giebt. —

Der B. Ach! ein elender Trost, Herr Markis! Ich lese Ihnen eine Stelle aus dem *Meierhofe* meines Vanière vor:

Aspicis effosso terris carbone Britanni
Quam male dissolvunt frigus, quam ducitur aegre
Spiritus, infesto nisi tabescentibus igne
Monspeliensis opem tulerit pulmonibus aër. —

Ist nicht der Steinkohlendampf eine Haupt-

ursache von der Schwindsucht so vieler Engländer? Können wir alle, wenn er unsere Lungen angegriffen hat, nach Montpellier, Hiéres, oder Nizza reisen, um eine mildere balsamische Luft zu geniefsen? Und — ach! Markis! Markis! mir entfällt eine Thräne. Sie ist an der Urne der schönen Natur geweint! verzeihen Sie — wenn ich Sie an das künftige Schiksal Ihres eigenen Vaterlandes erinnern mufs! Was wird uns, die wir dem Pol näher wohnen, eine Flucht nach Montpellier und Hiéres helfen? wird, nach Büffons Verkündigung, der Winter, dieser unerbittliche Tyrann, nicht auch endlich, der Herrschaft über die Erde gewifs, seinen von Eiskristallen funkelnden Thron auf jenen anmuthigen Hügeln aufschlagen, deren tausendartige Blumen durch ihren Duft Wohlgerüche umher verbreiten, und wo jetzt noch die mittägliche Sonne Nektar kocht? Zudem, ist es so gewifs, dafs die fossilen Kohlen sich überall in einer grofsen, dem Bedürfnifs proportionirten Menge finden? *Antiquos ferro ne dejice lucos!* ruft Ihnen mein Lieb-

ling unter den neueren Dichtern zu, denen die Muse Gesänge in der Sprache der alten Römer eingab. Ich möchte diese Strophe in deutsche Prose übertragen, und sie gewissen Kameralisten in die Ohren schreien!

Der M. Aber wer glaubt unserer Predigt?

Der B. Warlich, lieber Markis, einer von meinen Gründen den Vanière zu lieben, ist: dafs er zu einer Zeit, da man in Frankreich gegen die Wälder wüthete, um mehr Platz zu Äckern und Weinbergen zu gewinnen, der Advokat und Fürsprecher der unschuldig verfolgten Wälder geworden ist. Man kann sagen, dafs er für die Nachwelt plaidirt hat, ob es gleich das nur allzugewöhnliche Schicksal der menschenfreundlichen Weisen ist, nicht angehört zu werden, weil sie, aufser den herrschenden Vorurtheilen, auch noch das Interesse gewisser Leute wider sich haben. Es ist nicht blofs Vanière, der Poet und Nebenbuhler der Muse Virgils, es ist Vanière, der Freund der Natur und des Landlebens, der Ökonom aus der

Schule der Alten und der Erfahrung — der friedliche Liebhaber schattichter Haine, den ich liebe.

Der M. Ich gestehe Ihnen, daſs ich Vanières Klagen über die Ausrottung des Wäldchens, nicht weit vom Jesuitenkloster bei Toulouse, nie ohne Rührung lesen konnte. Sie gleichen dem schönen schwermuthsvollen Gesange Philomelens, welche

populea sub umbra, VIRG.

ihre verlornen Kinder beweint.

O mihi Lojolidae juvenes, in nostra recepti
Castra recens, o si veterem fas reddere lucum,
Fletibus avulsum dolui quem nuper amaris!
Ipse labore manum tererem, nostramque levarent
Tristitiam caris provisa sodalibus olim
Gaudia — — — —

Der B. Nicht bloſs darum, weil die ernste Betrachtung schweigend im Haine wandelt, weil Pan um die schwüle Mittagsstunde, nach der frommen Sage der Alten, im Schatten heiliger Wälder schläft und die Dryaden uns mit Weisheit begeistern — wie-

wohl letzteres kein geringer Vortheil ist — auch nicht blofs um der Faunen und Satyrn willen, welche muthwillig durch die Büsche hüpfen und der Tugend der Nymphen gefährlich werden, sondern auch, um den Suppentopf unsrer Armen im Sieden zu erhalten, und im Winter unsere Glieder vor den verderblichen Wirkungen des Frostes zu bewahren, wünschte ich die Erhaltung der alten, und die Anpflanzung neuer Wälder. —

Der M. In diesen Wunsch stimmt die zärtliche *Deshoulières* mit ein, deren naives Liedchen auch Ihrem Mendelssohn gefiel:

Revénez, charmante verdure!
Faites regner l'ombrage et l'amour dans nos bois!
A quoi s'amuse la nature?
Tout est encor glacé dans le plus beau de mois.
Si je viens vous presser de couvrir ce bocage,
Ce n'est que pour cacher aux regards des jaloux
Les pleurs, que je repands pour un berger volage,
Ah! je n'aurai jamais d'autre besoin que vous! — —

Der B. Madame Deshoulières hat *einen* Nutzen der Wälder, um dessentwillen sie den Verliebten so angenehm sind, sehr naiv angegeben. Erlauben Sie, daſs ich die übrigen, wenigstens eben so reellen Nutzen beifüge. Ich gestehe aber meine Vorliebe für die Eichen, und sage Ihnen also besonders etwas vom Nutzen dieser ehemals so heiligen Bäume. Das Laub dient dem Wilde zur Nahrung. Das abgefallene dünget den Boden, indem es eine Schichte fruchtbarer, d. h. an organischen belebten Partikeln, die der Substanz der Pflanzen analog sind, reicher Erde erzeugt. Auf den Eichen entstehen durch den Stich einer Fliege Galläpfel, welche den Färbern so nützlich sind und unsere Tinte schwarz machen. Die Borke oder Schale des Baums giebt die Lohe. Die Eicheln machen die Schweine fett, und man bereitet aus ihnen einen etwas herben, aber gesunden Kaffee. Das Holz dient zum Häuser- und Schiffbau, zur Feuerung, zu Tischlerarbeiten, zum Wasserbau. Die Asche giebt starke Lauge zum Seifekochen, und

dünget den Acker. Die Eichenrinde hat eine zusammenziehende Kraft, und wird in Ermangelung der peruvianischen oder Fieberrinde, an deren Statt in der Arznei gebraucht. — —

Der M. Hören Sie auf! Ich bin durch dàs, was Sie anführen, schon genug überzeugt, daſs die Eiche ein vortreflicher Baum ist. — —

Der B. Die Königinn der europäischen Waldbäume! Ach! für diesen Baum Jupiters lassen Sie uns beten! Möchte die Axt ihn bis in jenes graue Alter verschonen, welches seine Organisation ihn vor allen anderen Bäumen des Waldes zu erreichen fähig macht! —

Der M. Gewiſs, Baron, Sie verdienten ein Druide zu seyn. Sie halten sich, wie diese, in den Eichenwäldern auf, und ihre Schatten sind Ihnen heilig. *Lucos, et in iis silentia ipsa adoramus,* wie Ihr Plinius sagt. —

Der B. Fast möchte ich wünschen, daſs wir nach der traurigen Verheerung der Eichenwälder in Teutschland wieder etwas von

der alten Superstition, welche *Frick*, in seinem Buche von den Druiden, *Gallorum et aliarum gentium communis in quercus relligio*, nennt, zum Vortheil unserer Holzungen annehmen möchten. Bei der jetzt so allgemeinen Abnahme der Eichenwälder sollte man mehr auf die Anpflanzung dieser nützlichen Bäume bedacht seyn. Der Eiche gebührte in der Rangordnung unsrer wilden Bäume immer der erste, der Buche der zweite Platz. Da aber diese Bäume doch nicht überall fortkommen, so wäre es gut, die Stellen, welche sie verschmähen, mit Tannen oder Birken zu besäen. Die Tanne erhält sich noch auf den kalten und felsichten Gebirgen von Norwegen. Die Birke, die mit schlechtem Boden vorlieb nimmt, macht in Schweden und Norwegen ganze Wälder aus, wiewohl zu wünschen wäre, daſs man in diesen Ländern zur Erhaltung der ihnen so nützlichen Wälder bald ernstlichere Anstalten treffen möchte. —

Der M. In der That sollten die Regenten es sich zum Augenmerk machen, dem

immer mehr einreifsenden Holzmangel nach und nach abzuhelfen. Dabei scheint in manchen Gegenden die Obstkultur noch immer zu gering, zu sehr vernachläfsigt zu seyn. Gleichwohl ist sie in meinem Vaterlande, z. B. in der Normandie, und — was Ihr Teutschland betrifft — dem Anhalt - Bernburgischen Lande, schon sehr einträglich geworden. Producirten wir mehr und besseres Obst, so könnten wir den in manchen Gegenden so häufigen Mifswachs des Weins durch Bereitung des Aepfel - und Birnweins ersetzen. — —

Der B. Die Faktore des Bacchus würden im Anfange scheel dazu sehen. Sie würden uns sagen: dafs dieser jovialische Gott, der bei uns seinen epheuumkränzten Thron auf dem Johannisberge im Rhingau aufgeschlagen hat, dieses apokryphische Getränk nicht für seine Gabe erkennt. Aber dem weinlustigen Publikum geschähe eine Wohlthat damit. Man hat Obstwein von der äufsersten Delikatesse. Nicht immer geräth der Saft der Reben. Bald verdünnt ihn

ewiger Regen, bald vermag die unkräftige Sonne dieses immer trüben Himmels nicht, ihn süfs zu kochen. Bald erfriert der Weinstock im Winter. — — — Ungeachtet ich, seitdem ich acht und vierziger Hochheimer und néun und siebziger Johannisberger getrunken habe, dem Ausspruche Friedrichs des Grofsen nicht mehr beistimmen kann, dafs der Rheinwein ein Vorschmack des Galgens sei, so ist doch so viel richtig, dafs ein Italiäner, an Montepulciano, Montefiascone und die Thränen Christi gewöhnt, unsere Rheinweine wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Essig insgemein abscheulich findet.

Mea nec Falernae
Temperant vites, neque Formiani
Pocula colles. — Horat.

Der M. Mein alter Druide! Ich habe Sie durch Obst und Wein, diese Geschénke der Pomona und des Bacchus, von welchen Ihr Liebling unter den alten Geschichtschreibern, Tacitus, sagt, dafs die Teutschen den Namen und die Gaben des Herbstes nicht kennten, von Ihren Eichen unvermerkt weg-

geführt. Ehe wir aber nach Hause gehen, nur noch eine Frage! — — Was halten Sie von dem Vorschlage, den man neulich that, Eichen um die Dörfer herum zu pflanzen, um sie gegen das Einschlagen des Gewitters zu sichern? — —

Der B. Ich habe Ihnen gesagt, Herr Markis, dafs die Eiche der Baum Jupiters sei, in welchen dieser Gott oft in Blitzgestalt herabfährt. Wenn die Bauern also seinen Zorn entwaffnen wollen, so empfehle ich Ihnen die Anlegung eines ihm geheiligten Eichenhains in der Nähe ihrer Wohnungen. —

Elegie über die Ausrottung eines Wäldchens.

Dich, o Hain! in dessen grüner Nacht
Eh'mals ich so gern im Frieden irrte,
Wenn zu Haus' ich müde mich gedacht,
Jemand meine Cirkel dort verwirrte,
Oder schlimme Laune mir gemacht!
Dich, in dem ich oft die Ruhe fand
(Die mir sonst des Schicksals Schlufs versagte)
Wenn ich an des Venusiners Hand
Mich in dein geheiligt Dunkel wagte;
Ach! vergebens sucht mein Auge dich! —
Du, dem Göttervater heil'ge Eiche,
Die dem Beil nach tausend Jahren wich,
Liegst entseelt im Staube. Deine Leiche
Klaget keiner, dem die Ahnung nie
Leise in die Seele lispelnd sagte:
Dafs in jeder dieser Eichen, die
Eh'mals grünten, eine Dryas wachte,
Dafs mit jeder, die das Beil verdirbt
Und ihr Haar im Staub unrühmlich schleifet,
Eine trauliche Dryade stirbt! — — —

Götter wohnten in der Wälder Nacht, *)
Sie, die allzeit stille Dämm'rung lieben,
Nicht blofs die, wovon Hesiod sagt,
Auch *die* Götter, die uns übrig blieben,
Als der Genius der jüngern Zeit
Jene Schaar der Himmlischen vertrieben,
Der die ält're ihren Dienst geweih't,
Deren Tod so rührend *Schiller* klagte,
Als er die entfloh'ne Seligkeit
Jenes Alters uns zu preisen wagte —
In dem Eichenhaine war es, wo
Einst des Donnerers Orakel wohnte,
Als den Menschen, ihres Daseyns froh,
Götterumgang noch die Andacht lohnte,
Als den Freundlichen es noch gefiel,
Unter uns zu wandeln hier auf Erden,
Als den Himmlischen noch Tanz und Spiel
Und ein Erstling aus den Wollenherden,
Eine Garbe von dem Erndtefeld,
Früchte von dem obstbelad'nen Baume
Freude machten, weil die Menschenwelt
Sich in ihres Frühlings Morgentraume
Glücklich fühlte. In den Schatten schlief
Damals Pan in schwülen Mittagsstunden,

---

*) *Habitarunt Di quoque sylvas.* Virg.

Der aus Hirtenflöten Lieder rief,
Die der Göttliche zuerst erfunden.
Im Gefilde schwieg nun weit umher
Der Gesang in frommer Schäfer Chören;
Keiner wagt's, den grofsen Schlummerer
In Morphéens sanftem Arm zu stören;
Keiner wagt' es, in den Hain zu geh'n,
Aus Besorgnifs, schüchterne Najaden
Nackend, mit unheil'gem Blick zu seh'n,
Die im Silberquell sich plätschernd baden.
Damals sah der Wand'rer noch vergnügt
Faun' und Satyrn in den Wäldern hüpfen,
Nymphen, von den Kühnen unbesiegt,
Schamhaft durch die dichten Büsche schlüpfen.
Süfse Schauer schwebten um ihn her.
Aber alles ist dahin! die Haine
Sind von Freuden, wie von Göttern, leer!
Wipfel rauschen einsam nur dem Steine,
Künden Göttergegenwart nicht mehr!
Laubdach! das am brennenden Mittag
Gegen Titans Flammenblick mich deckte,
Wo den Schlummernden am Silberbach
Philomelens süfses Lied nur weckte!
Traurend hör' an deinem Fufse ich
Des verweg'nen Frevlers Axt erschallen!
Eine Thrän' im Auge, seh ich dich

Nun nach langem Widerstande fallen!
Komm' ich über's Jahr zu dir, dann wird
Dich mein Blick im Feld vergebens suchen,
Der so oft sich sonst in dir verirrt
In dem Labyrinth von Eich' und Buchen!
Pandions tonreiche Tochter flieh't
Diesen Platz, sonst heilig ihren Klagen,
Und die Liebe wird nicht mehr ihr Lied
Diesen Büschen zu vertrauen wagen!

Zwei-

Zweites Gespräch.

Die Bevölkerung.

Lasset uns Menschen machen! —

Genes. Cap. 1. v. 26.

Der Markis.

Aber da Sie neulich so sehr für die Ehre und Erhaltung der Wälder eiferten, so argwöhne ich fast, daſs Sie den in der Politik aufgestellten Grundsatz: je mehr Menschen, je besser! nicht ohne ihn vorher einzuschränken und näher zu bestimmen, unterschreiben werden. Groſse Wälder sind dem Landbau und der Bevölkerung hinderlich. Sie aber, Baron, wollen groſse Wälder haben, weil Sie dèn Gedanken des Frostes gar nicht ertragen können.

Der B. Ich bin für Aecker und Wiesen so sehr wie für die Wälder. Nur:

est modus in rebus, sunt certi denique fines!

Es muſs ein richtiges, dem Staatsbedürfniſs angemessenes Verhältniſs zwischen diesen

Dingen Statt finden. Scheint es nicht beinahe, Markis, als ob gewisse prätendirte Staatsmänner durch ihre Operationen und Projekte dieses Verhältniſs über den Haufen werfen, und die natürlichen Gränzen der Dinge verwirren wollten? — — Was den Grundsatz der Bevölkerung betrifft, so wird er in manchen kleinen Ländern sehr unrecht verstanden, und sehr schief angewandt. Manchem politischen Philosophen *vel quasi* kann man nie Kinder genug machen. Das Land soll von Menschen wimmeln, wie ein Ameisenhaufen von Ameisen. Die Glückseligkeit eines Staates — haben sie sagen gehört! — hängt von der Menge seiner Bürger ab. Das ist nun geläutet, aber — wo hangen die Glocken? — —

Der M. Helas, Baron! Ihre Staatsmänner und Männerchen sind so bettelarm an Gründen nicht. Sie wissen doch, daſs Arbeit das ewige Thema gewisser Leute ist, der Zweck unseres Daseyns — ob sie gleich nach der Meinung einiger Philosophen nur als Mittel angesehen werden kann. Alles

soll arbeiten, dafs die Köpfe rauchen. Je mehr Menschen, je mehr *Hände* zur Arbeit. — —

Der B. Aber diese gewissen Leute, die auch ich sehr wohl kenne, vergessen hinzuzusetzen: und je mehr *Mäuler* zum Verzehren der Früchte!

Nos numerus sumus, et fruges consumere nati!

Dieser, seiner letztern Bestimmung ist der Mensch so eingedenk, dafs er sie nie aus den Augen setzt. Der Hunger, welcher ein sehr schmerzhaftes Gefühl ist, erinnert ihn wenigstens alle Tage einmal daran. Aber man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, dafs, also auch seine Thätigkeit, sich die geniefsbaren Dinge zu erwerben und dadurch jenem Bedürfnifs abzuhelfen, nie nachlassen würde. Der Mensch liebt von Natur die Ruhe, nicht die Arbeit. Unter milden und glücklichen Himmelsstrichen dispensirt ihn der ohne menschliches Zuthun hervorgebrachte Reichthum der Gefilde, die Ergiebigkeit des nur geringe Kultur fordern-

den Bodens, ganz oder grofsentheils von ihr. Er überläfst sich der Trägheit und dem Vergnügen. Da aber, wo der Himmel kalt und unfreundlich, der Boden hart und undankbar ist, zwingt ihn die Strenge seines Klimas fast zu beständiger Arbeit. Diese Arbeit wird er verrichten, um nicht zu hungern. Allein sobald die Volksmenge zu grofs wird, sobald der Vorrath von Lebensmitteln, den das Land oder die See in dieser Gegend liefern kann, für das Efsbedürfnifs so vieler Menschen nicht mehr zureicht, wird der Mensch es merken, dafs er ohne Nutzen arbeitet. Er wird einer Arbeit entsagen, welche, weit entfernt, ihm und seiner Familie hinreichenden Unterhalt zu verschaffen, ihm nur Zeit und Kräfte raubt. Die Folge davon ist, dafs er entweder betteln, oder stehlen, oder auswandern mufs. —

Holland hat weit mehr Menschen, als dieses von Natur sterile Land, welches glücklich genug war, sich dem Joche der spanischen Tyrannei zu entreifsen, je durch seine eigene Produkte ernähren könnte.

Aber diese glücklichen Republikaner haben grofsen Handel, Fabriken, Marine. — Nehmen Sie dagegen ein kleines teutsches Ländchen, oder einen kleinen helvetischen Kanton, weit von der See, ohne Kommerz, ohne bedeutende Manufakturen, ohne Kanäle oder schiffbaren Flufs. Es ist klar, dafs die Einwohner vom Ackerbau und der Viehzucht leben. Ist nicht die Zahl und der Ertrag ihrer Äcker und Weiden als eine fixe und unveränderliche Gröfse anzusehen, die — wenigstens keines beträchtlichen Inkrements fähig ist? — —

Der M. Mir däucht, Baron, die Leute können ihre kulturfähigen Ländereien weder gröfser, noch ergiebiger machen. —

Der B. Die Ausdehnung des Feldes, die Natur des Klimas, und die Qualität des Bodens bestimmen, selbst bei der gröfstmöglichen Kultur, den Ertrag der Erndten. Meine Demonstration ist ganz einfach. Erstens: die Ausdehnung des Feldes hilft den Ertrag der Erndte bestimmen; denn auf einer gröfseren Fläche können mehr Halme

stehen, als auf einer kleinern. Zweitens: die Natur des Klimas; denn der unsanfte Himmel von Schweden und Norwegen wird sich stets dem Anbau des bengàlischen Weizens widersetzen. Mays und Reis und Melonen werden nie um Drontheim produzirt werden. Der Hafer und die Gerste, die in den südlicheren Theilen Norwegens noch fortkommen, hören zu wachsen auf, wenn man sie in die gefrorne Erde von Finnmarken säet. Drittens: die Qualität des Bodens; denn ein durch unglückliche Mischung seiner Bestandtheile unfruchtbarer Boden bringt selbst bei der fleiſsigsten Bearbeitung nicht so viel Früchte hervor, wie bei einer nur mittelmäſsigen Kultur ein von Natur sehr ergiebiger Boden. — —

Continuo has leges, aeternaque foedera certis
Imposuit natura locis. — — VIRG.

Da, wo man bloſs von Ackerbau und Viehzucht leben muſs, kann die Bevölkerung nur einen gewissen Grad erreichen. Sobald sie über diesen Grad hinauswächst, wird sie ein fürchterliches Übel. Die alten Kre-

tenser kannten es, und suchten ihm, wie man sagt, durch ein sehr sonderbares Mittel zuvorzukommen. Theurung, Mangel, Diebe und Bettler sind die Folgen davon. Der Ertrag der Erndten hat kein Verhältniss mehr zur Menge der Verzehrer., Jedermann aber will, wie billig, *) sich satt essen. So ein Staat kann nicht Galgen genug bauen, nicht Bettelvögte genug besolden. Und doch — haben diese Galgen und diese Vögte dem Übel je abgeholfen? Sie sind offenbar Dinge, die den Hunger nicht vertreiben; und da der Hunger, einer demüthigenden aber unlaugbaren Theorie zufolge, unser erster Beweger ist, so bleibt bei den Leuten, die nicht zu essen haben, der Trieb zum Betteln oder Stehlen. — — Wir kennen aber in der Natur keine Tendenz, welche gar kein Effekt begleiten sollte. Der Furchtsame, der Schwache, der für seine Haut Besorgte, wird bet-

*) Obgleich die ärgerliche Chronik von gewissen Sultanen erzählt, dass sie es sehr ungern sehen, wenn ihre Unterthanen und Bedienten sich satt essen. — —

teln, der Listige und minder Verzagte wird stehlen, der Beherzte wird ein Strafsenräuber werden. — —

Der M. Ich reiste kürzlich durch ein gewisses Ländchen, welches gewifs übervölkert war. Die Einwohner waren bettelarm, gingen zerlumpt, und ihre äufserste Armuth — die durch die Gröfse der Abgaben noch drückender gemacht wurde — *) weit entfernt, ein *Antrieb* zur Industrie zu seyn, wie die Donquixotten der Physiokratie prätendiren, brachte sie zu einer Art von stummer Verzweiflung, machte sie faul und träge. Ich dachte bei mir selbst: wenn das Land nur halb so viel Einwohner hätte, und dabei klüger regiert würde, wenn sein Oberhaupt weniger *Soldatchen* spielte, so wäre es besser dran, als jetzt, da alles von Hungerleidern wimmelt. Gleichwohl hätte ich kei-

*) Die Hofschranzen und der privilegirte Zeitungsschreiber ermangelten aber nicht, den kleinen Tyrannen als den gröfsten Wohlthäter und Beglücker der Menschen zu preisen. — —

nem Rathe dieses kleinen Fürsten meine Gedanken von der *Materia peccans*, welche die Krankheit des Staatskörpers verursachte, und von den Mitteln, sie zu secerniren, eröffnen mögen. *Toutes vérités ne sont pas de marbre*, sagte die schwedische Königin Christine zu einem Kardinal, der ihr wegen ihrer Liebe zur Wahrheit ein Kompliment machte, als er sie eine marmorne Bildsäule der Wahrheit aufmerksam betrachten sah. Man liebte an dem Höfchen die Schmeichler, aber freilich, einem sehr richtigen Grundsatze des Helvetius zufolge, nur in der bei ihnen vorausgesetzten Qualität *aufrichtiger Bewunderer*, was ein Mann von Verstand nun leider! nicht seyn konnte.

Der B. Sie haben trefliche Bemerkungen auf Ihrer Reise gemacht. Also sahen Sie in dem Lande quaest. die Übel, die aus einer zu grofsen Bevölkerung entspringen? Wenn ein Land so viel Einwohner hat, als es bei gehörigem Fleifs derselben *bequem* ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr Maximum erreicht. Es kann bei ihr nicht

heiſsen: *et sic in infinitum!* Die Vorraths-masse, das Magazin, woraus die Bürger ihren Unterhalt nehmen, ist eine endliche, mithin erschöpfbare, Gröſse. Wo hundert Menschen sich gerade satt essen können, können es da auch zwei- oder dreihundert? So lange die Menschen keine Eliasse sind, denen die Raben Speise zutragen, so lange kein Manna vom Himmel fällt, und unsere Bevölkerer das wunderbare Talent jener Zauberer in den Feenmährchen sich nicht eigen machen können, mit beinahe Nichts eine groſse Menge hungriger Menschen satt zu machen, sollte man nicht so sehr auf Vermehrung der Volksmenge dringen.

Der M. Wenn indeſs die Volksmenge gröſser wird, so werden die Grundstücke kleiner. Sollte das nicht eine Wohlthat für das Ganze seyn? Groſse, weitläuftige Grundstücke, die sich in den Händen weniger Besitzer befinden, werden der Regel nach weit schlechter kultivirt, und produciren also verhältniſsmäſsig weniger, als eben diese Grundstücke, in viele kleinere zertrennt, und un-

ter mehrere Eigenthümer vertheilt. Der Inhaber eines kleinen Gütchens wird von seinem Interesse — welches das *primum mobile*, das Triebrad in der moralischen Welt ist — angespornt, den Fleifs, womit er es anbauet, zu verdoppeln. Auf diese Weise wird jedes Plätzchen im Lande kultivirt und benutzt. *Latifundia perdidere Italiam!* hat Plinius gesagt. —

Der B. Sie haben eine Wahrheit gesagt, aber ohne mich zu widerlegen. Ich antworte Ihnen mit jenem Römer: wollten Sie ein Grundstück klein nennen, welches — bei gehörigem Anbau — zureicht, einen *freien Mann* zu ernähren? Aber nehmen Sie an, Markis, dieser freie Mann habe drei Söhne. Sein Grundstück reicht gerade zu, *einen* Besitzer zu ernähren. Dieser stirbt. Es ist billig, dafs ein Sohn so viel wie der andere bekommt. Wir erhalten nun durch die Theilung drei Grundstücke, wie Martials Landgut. Werden Sie behaupten, durch verdoppelte und verbesserte Kultur des Feldes treffe hier der berühmte Vers des He-

siodus ein, dafs die Hälfte oft mehr werth sei, als das Ganze? dafs die durch Kultur verbesserte Qualität des Bodens ersetzen werde, was ihm an Quantität abgehet?

Der M. Das nun eben nicht, Baron. Aber macht man nicht Verordnungen gegen die allzusehr ins Kleine gehende Zerstückelung der Güter? bestimmt man nicht z. B. einen Morgen, oder einen halben Morgen Acker- oder Gartenland, um, in dieser Gattung, Monade, untheilbare Einheit zu seyn? Wie, wenn in dem von Ihnen angenommenen Falle der drei Söhne nur der älteste das kleine Gut bekommt?

Der B. So müssen die beiden anderen entweder betteln oder stehlen.

Der M. Nicht doch, Baron! Sie vergessen, dafs der Erbe des Grundstückes sie abfinden, oder entschädigen mufs.

Der B. Womit, Freund Markis?

Der M. Mit Geld, versteht sich.

Der B. Belieben Sie mir doch zu sagen, lieber Markis, wo in dem, von mir vorausgesetzten, tausend- und aber tausendmal exi-

stirenden Falle, der Erbe des kleinen Gutes das Geld hernehmen kann, die beiden Brüder abzufinden? Erinnern Sie Sich, daſs wir ein kleines teutsches Ländchen supponirten, ohne Ocean, ohne Rhein oder Elbe, ohne Kommerz, ohne wichtige Manufakturen. So ein Ländchen ist — wofern nicht zu seinem besonderen Vortheil unaufhörlich Wunder geschehen — fast allemal geldarm. Seine Bürger leben von den Produkten ihrer Äcker und ihrer Heerden. Da sie aber kein Schlaraffenland bewohnen, noch von einem ausgesäeten Weizenkorn zweihundert wieder erhalten, so haben sie nicht leicht an jenen Produkten Überfluſs, den sie durch Verkauf an Ausländer zu Geld machen könnten. Woher, frage ich Sie, sollen sie also diesen — *nervum rerum gerendarum* nehmen, um die bei der verbotenen, oder doch schädlichen, Theilung kleiner Güter leer ausgehenden Brüder abzufinden? — Sie dürfen mir nicht einwenden, Markis, der Erbe könne einen Theil seines Grundstücks zu diesem Endzwecke verkaufen. Denn Einmal: vergessen

Sie nicht, dafs wir ein Gütchen voraussetzten, welches, als ein Ganzes betrachtet, bei gehörigem Anbau seinen einzigen Besitzer gerade ernährt. Es wird also zu seinem Unterhalt unzureichend werden, wenn es kleiner wird. Zum andern: in geldarmen Ländchen ist es selten möglich, ein Grundstück mit Vortheil, d. h. in einem hohen Preise zu verkaufen. Hieraus folgt zum dritten: dafs das wenige Geld, welches aus dem Verkauf eines Theils eines an sich schon geringen Gütchens gelöset werden kann, den Brüdern, welche damit abgefunden werden sollen, wenig helfen wird. Sie können von den Zinsen eines so kleinen Kapitals nicht leben. Der Staat wird abermals voll von Hungerleidern und Bettlern werden, wenn sie einem natürlichen Instinkt folgen und ihres Gleichen in die Welt setzen. Urtheilen Sie selbst, Markis, ob nicht ein Ländchen, wie wir es vorausgesetzt haben, gar leicht zu viele Menschen haben kann?

Der M. Freilich, Baron, darf ich Ihnen jetzt nicht mehr zurufen: rotten Sie die

Wälder aus, verwandeln Sie diesen mit fruchtbarer Pflanzenerde bedeckten Boden, in welchen die Natur den Nahrungsstoff künftiger reicher Erndten gelegt hat, in Äcker, Wiesen und Weinberge! — Sie haben für die Wälder sollicitirt. Ich bot Ihnen Torf und fossile Kohlen dafür. Aber Sie wollten nichts davon hören. Sie fürchten den Gestank und die Hektik. Nach Montpellier wollten Sie auch nicht reisen. Ich mufs Ihnen also Ihr Holz nur lassen.

Der B. Ein kleiner Staat kann keine Eroberungen machen. Er kann nicht Kolonien ausschicken, um in Amerika oder Neuholland für die Metropole ein neues Land in Besitz zu nehmen. Sie sehen also, Markis, dafs er — *ceteris paribus* — sein Gebiet nicht erweitern kann. Die Zahl seiner Äcker und Weiden, von deren Ertrage die Bürger leben müssen, ist als eine fixe und unveränderliche Gröfse anzusehen, die wenigstens keines merklichen Zuwachses fähig ist. Oder wollten Sie etwa unser Klima umschaffen, den rauhen Heiden Skandinaviens den schö-

nen Himmel Spaniens und Unter-Italiens geben? Der Teutsche hat auf sein Klima gewirkt. Er hat seine Strenge gemildert, indem er den Sonnenstralen erlaubte, seinen väterlichen Boden frei zu berühren. Aber wird man durch Kunstfleiſs und Kultur dem westphälischen Boden je die Fruchtbarkeit von Siam, Bengalen und den Inseln der Malayen einflöſsen können? — Indeſs, Markis, es ist spät. Ich muſs gehen, und die Fortsetzung unseres Gespräches auf ein andermal aussetzen.

Der M. Leben Sie wohl, bis auf baldiges Wiedersehen!

Drit-

Drittes Gespräch.

Der Baron.

Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, Markis, können die Bürger kleiner Staaten — welche nichts erobern können — ihre kulturfähigen Ländereien vergrößern und ergiebiger machen?

Der M. Vergrößern nicht, Baron; aber warum nicht ergiebiger machen? Die Kultur verbessern, ihren Fleiß in Bearbeitung des Feldes verdoppeln — das sind die wahren Mittel, diesen heilsamen Zweck zu erreichen, d. h. die Erndten zu vermehren. Hat man nicht nach chemischen Prinzipien allerlei Erdarten, zum Behuf der Fertilität, unter einander mischen, künstliche Pflüge brauchen, besondere Dünger-Arten anwenden, und die Kargheit der Natur in milde Freigebigkeit zu verwandeln gelernt?

Der B. Alles gut! Aber nicht einmal zu gedenken, daß manche Versuche nur im Kleinen anschlagen, und, im Großen ge-

macht, der Erwartung nicht entsprechen — wovon es Ursachen giebt, deren Entwickelung uns für jetzt zu weit führen würde — können Sie läugnen, braver Markis, daſs die Ausdehnung des Feldes, die Natur des Klimas, und die Qualität des Bodens, selbst bei der gröstmöglichen Kultur, den Ertrag der Erndten bestimmen, d. h. ihm Grenzen setzen, welche der Kunst und dem Fleiſse unüberschreitbar sind? — Die Ausdehnung des Feldes nenne ich zuerst. In einem gröſsern Raume können mehr Halme stehen, als in einem kleinern. Zweitens: die Natur des Klimas. Z. B. Der Bauer bei Drontheim oder Christiania wird seinem strengen Himmel durch keine Bemühung jemals die wohlthätige Milde und Sanftheit jenes schönen Himmels geben, der die glücklichen Gefilde Hesperiens und Lusitaniens umflieſst. Aber die Einflüsse jenes unfreundlichen Himmels hindern die Vegetation, und mithin die Existenz reicher Erndten, und reduciren diese letztere auf ein Paar Gattungen des Getreides, die gegen den Frost weniger empfindlich, oder

in den kurzen Sommern eher zur Reife zu bringen sind, als die feinern Arten, z. B. Weizen, welcher schon besseren Erdstrichen vorbehalten zu seyn scheint. Drittens erwähnte ich die Qualität des Bodens, als eine Ursache, welche den Ertrag der Erndten bestimmen hilft. Ob es gleich, zumal in kleinern Bezirken, dem anhaltenden Fleiſse und der Kunst — dieser Tochter der Natur, deren Meisterin sie bisweilen wird — gelingen kann, jene Qualität in etwas zu verbessern, so ist doch das Vermögen der Menschen in diesem Punkte sehr eingeschränkt. Oder wollten Sie glauben, Markis, daſs der fleiſsige Holländer je seinen undankbaren Boden, durch Kultur, dem von Sicilien, Siam, oder auch nur von Toscana, an Fruchtbarkeit und Reichthum der Erndten gleich machen wird? — Virgil hat zwar Recht, wenn er singt:

— — — labor omnia vincit
Improbus, et duris urgens in rebus egestas;

aber es ist darum nicht weniger wahr, daſs »nicht jeder Boden alles hervorbringt.« Das

alles habe ich gesagt, und ich wiederhole es. — Wenn ein Land so viel Einwohner hat, als es bei gehörigem Fleifs derselben — und Sie dürfen nie in der Wirklichkeit den gröfstmöglichen voraussetzen, welcher nur Ideal zur Annäherung bleibt — bequem ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr *Maximum* erreicht. Ich sage: bequem ernähren kann; denn wenn die Leute nur etwa ein halbes Jahr nothdürftig Brodt zu essen haben, und die andere Hälfte vom Jahr etwa Eicheln fressen sollten, Markis! —

Der M. Jetzt —

cum jam glandes atque arbuta sacrae
deficerent sylvae, et victum Dodona negaret?

wären sie wahrlich schlimm daran! Unsere Ökonomen haben die Eichenwälder vernichtet, und unsere Eicheln sind nicht efsbar, wie die spanischen. Dodona, der heilige Sitz der Orakel und die Speisekammer der ersten Wilden, reicht jetzt nur noch den Mastschweinen sparsam ihr Futter dar. — Aber ich erinnere mich, von einem gewissen Agrikola gelesen zu haben, welcher im ersten

Vicennium dieses Jahrhunderts eine gewisse Mumie erfand, vermittelst deren er eine Universalvermehrung aller nutzbaren Bäume und Stauden bewirken wollte. Ein Schwede lehrte uns das Geheimnifs, Hafer in Rocken und Weizen zu verwandeln. Warum nützt man diese und andere ähnliche Erfindungen nicht, um Mittel und Arten des Erwerbes und des Genusses zu vervielfältigen?

Der B. Diese Ressourcen, die der schalkhafte Markis in Scherz anpreiset, müfsten auch einem kleinen, Ackerbau treibenden Volke, welches weder sein Gebiet erweitern noch sein Klima verbessern kann, wirklich zu Gebote stehen, wenn es eine beträchtliche Vermehrung der Zahl seiner Bürger ohne Nachtheil sollte ertragen können. Es müfste ein Kollegium von Zauberern in seinem Solde haben, welche ihm durch ihre Geister, Talismanen und Mumien, die Früchte vermehren und veredeln könnten. Aber die Erfinder, deren Sie gedenken, waren Charlatans, und leisteten nicht, was sie versprochen hatten. Sie befanden sich in dem nehm-

lichen Falle mit Hans Nord, der dem Londoner Pöbel ankündigte, daſs er an einem bestimmten Tage öffentlich in eine halbe Maaſsbouteille kriechen wollte, oder wie Fatio de Duillier, der aus einem Geometer ein Narr ward, *) und dem Publiko in England das interessante Schauspiel einer Todtenerwekkung versprach, aber — wie alle kluge Leute mit untrüglicher Gewiſsheit vorhersahen — nicht Wort hielt. — Wahrlich, Markis, gewisse Staatsmännchen vergessen, wo nicht in der Theorie, doch in der Praxis, alle Augenblicke, daſs mit der Zahl der Esser nicht auch die Menge der Lebensmittel in gleichem Verhältniſs wächst. — Kleine Staaten, die wenig Kommerz haben, müssen nur darauf bedacht seyn, so weit es möglich ist, es dahin zu bringen, daſs die Zahl ihrer Bürger, im Durchschnitt genommen, sich gleich bleibe. Allzustarke Abnahme, wobei die Lan-

---

*) Siehe *Éloge de Jean Bernoulli, par Mr. d'Alembert.*

deskultur leidet, und zu großer Zuwachs sind beide gleich verderblich.

Der M. Die Erde könnte indeſs doch weit mehr Menschen ernähren, als sie bis jetzt wirklich ernährt. — —

Der B. Und setzen Sie noch hinzu: als sie ehemals ernährt hat.

Der M. Wie, Baron? kennen Sie die Kalkuls des Wallace und Montesquieu nicht? Sollte die Volksmenge in den alten Zeiten nicht gröſser gewesen seyn, als sie jetzt ist?

Der B. Die Kalkuls dieser berühmten Männer haben mir sehr übertrieben geschienen. Ich liebe das Alterthum. Mein Geist irrt gern unter seinen Denkmälern umher, und sucht in dem, was vor Alters Natur und Menschen gethan und gelitten haben, die Data zur Erklärung unseres gegenwärtigen Zustandes auf. Aber diesem mir so ehrwürdigen Alterthum mag ich nicht Vorzüge auf Kosten der Wahrheit, die das erste Gesetz der Geschichte ist und der Zweck unserer Forschungen seyn muſs, beilegen. Wir haben — —

Der M. Aber gab es nicht unläugbar eine Zeit, da Italien, Sicilien, Spanien, Griechenland, Kleinasien, und — wer weiſs was für Länder mehr? — weit bevölkerter waren, als sie es jetzt sind?

Der B. Zugegeben! Aber was sind diese Länder in Vergleichung mit dem groſsen Germanien, welches noch zu Tacitus und Cäsars Zeiten gewissen Gegenden von Nordamerika sehr ähnlich war, und mit Pohlen, Ruſsland, Skandinavien, Ungarn, u. s. f.? Können Sie sich's denken, daſs Gallien zu Cäsars Zeiten nur den dritten Theil so viel Menschen hatte, als es unter der Regierung der Nationalversammlung a. 1790 hat? daſs Teutschland zu des Tacitus Zeiten nur den fünften Theil seiner jetzigen Einwohner hätte ernähren können? Erinnern Sie Sich, daſs Germanien damals noch das Asyl der Bären, der Auerochsen und der Elennthiere war; daſs die Vermehrung dieser Thiere groſse Wildnisse und Einöden voraussetzt; daſs das teutsche Klima, ehe die Moräste ausgetrocknet, die Wälder ausgehauen wurden, kälter

war, als es jetzt ist; dafs die Teutschen, wie Tacitus bezeugt, zwar etwas Ackerbau hatten, aber doch vornehmlich von der Viehzucht lebten, da in Heerden ihr Reichthum bestand; und dafs ein Distrikt Weideland viel weniger Menschen ernähren kann, als ein gleich groſser Distrikt wohlbearbeiteter und mit Getreide besäeter Äcker.

Der M. Ich werde Ihnen noch die wandernden Völkerschwärme entgegensetzen, die aus dem Norden in vorigen Zeiten bisweilen hervorströmten, um sich in südlichern oder westlichern Ländern auszubreiten. Sagen Sie mir, Baron, warum geschehen dergleichen Auswanderungen aus den nordischen Reichen jetzt nicht mehr? — Muſs daselbst in alten Zeiten die Volksmenge nicht gröſser gewesen seyn, als heutiges Tages?

Der B. Dieser Schluſs, lieber Markis, widerlegt mich nicht. Ehemals waren die nordischen Reiche viel waldichter und wüster, als sie es jetzt sind, und konnten schon deswegen nicht so sehr bevölkert seyn. Zweitens: zeigen sich an den schwedischen und

norwegischen Küsten deutliche Spuren, dafs das Meer in dieser Gegend sich zurückgezogen und einen Theil des Grundes, den es ehemals bedeckte, entblöfst hat. Drittens: wenn eine ganze Nation mit Sack und Pack ausziehet, so kommt da freilich eine hübsche Menge Menschen zusammen. Aber dieser Haufen, der uns, in eine Masse vereinigt, im Vorbeiziehen so gewaltig scheint, wird seine Gröfse auf einmal verlieren, wenn wir uns denselben in einem Lande von vielen hundert Meilen zerstreuet denken. Viertens: die nordischen Reiche haben jetzt mehr Ackerbau, mehr Handel und Bergwerke und Fabriken, als ehemals. Wenn ihre Bewohner jetzt nicht mehr, wie die Heringe, in grofsen Schaaren davon ziehen, so ist daraus zu schliefsen, dafs sie jetzt weniger Hunger leiden, mehr Mittel haben sich etwas zu erwerben, und dafs ihre Verfassung endlich eine feste Form bekommen hat, und durch Christenthum, Künste und Wissenschaften ihre Sitten sanfter geworden sind.

Der M. Ich gestehe, Baron, dafs ich

es schwer finde, Ihren Argumenten etwas, so mir selbst ein Genüge thäte, entgegenzustellen. Aber meine Geschäfte rufen mich nach Hause. Erlauben Sie mir indefs, mich bald wieder mit Ihnen zu unterreden. Ich wünsche nächstens Ihre Gedanken von der stehenden Miliz, dieser grofsen Stütze des Despotismus, zu erfahren. Leben Sie wohl!

Viertes Gespräch.

Die stehende Miliz.

Nec per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina. —

HORAT.

Der Markis.

Gestehen Sie mir nur, Baron, daſs ihre Kraftmänner und Freiheits-Barden wenigstens in Einem Stücke nicht unrecht haben. Die zahlreiche stehende Miliz ist der Tod der bürgerlichen Freiheit, die schreckliche Stütze der willkührlichen Gewalt. Von der Epoche ihrer Errichtung an, datirt der Triumph des Despotismus, dieses unsterblichen Ungeheuers, welches sich nicht begnügt, seit so viel tausend Jahren die schönen Ebenen Asiens zu desoliren, sondern auch in unserm Europa sein scheuſsliches Haupt, dessen Anblick, wie der Medusenkopf, alles in schweigende Steine verwandelt, zu erheben beginnt. —

Der B. *Les soldats de la patrie!* Marquis! Vergessen Sie diese braven Bürger nicht! — Erklärten sie sich nicht für das Vaterland gegen die Tyrannen? Verwandelte jener Medusenkopf auch sie in unthätige Steine?

Der M. Ich lasse den Soldaten des Vaterlandes Gerechtigkeit widerfahren. Ich vereinige meinen Dank mit dem der Nation, zu deren Rettung sie so viel beitrugen. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ohne eine zahlreiche stehende Miliz zu haben, würden seit Ludwig dem Bürgerfeind, den die Schmeichler den Großen nannten, unsere Sultane nicht so despotisch haben verfahren können. Sie würden sich nicht erdreistet haben, jene schändlichen Urkunden der Tyrannei, die man unter dem Namen der *Lettres de Cachet* verflucht, ausfertigen zu lassen. So manche redliche Männer, die der Hofkabale verdächtig waren, oder deren Verbrechen darin bestand, daſs sie das Unglück — oder das Verdienst? — hatten, Maitressen oder Königinnen zu miſsfallen,

würden nicht in der Bastille — ich kann dieses Scheusal nicht nennen, ohne dafs sich meine Eingeweide umzukehren scheinen — ihr freudenleeres Daseyn vertrauert haben. Vergebens wurden die Raynals und Merciers die Sachwalter und Fürsprecher der insultirten Menschheit. Man exilirte sie, und verbrannte ihre unsterblichen Werke — —

Der B. Die aber, wie ein Phönix, aus ihrer Asche auferstanden sind, und die man noch in Ehren halten wird, wenn die gerechte Nachwelt ihre Verfolger längst mit ewiger Infamie gebrandmarkt haben wird. So viel gebe ich Ihnen zu, Markis, dafs die Fälle, worin die Miliz den Despotismus begünstigt und die Unterdrückung befördert hat, zahlreicher sind, als die entgegengesetzten, worin sie dem Mifsbrauch der willkührlichen, auf Opinion gestützten, Gewalt sich widersetzt hat. Man wird mir hier die römischen Prätorianer nicht citiren, welche bisweilen den Cäsarn so gefährlich wurden; nicht Moskaus Strelitzen, nicht die Janitscharen der erhabenen Pforte, nicht die Offi-

ciers von der persischen Garde, welche das gekrönte Unthier Nadir Schach, sonst Tamas Kulikan, in seinem Zelte niedersäbelten. Fast alle diese Miſsvergnügten waren es nicht sowohl über die Tyrannei selbst, welche sie fortdauern lieſsen — als über die Person dieses oder jenes Tyrannen, welche sie gegen eine andere, die etwa freigebiger oder kriegerischer war, vertauschen wollten. — Übrigens scheint mir das Militair in monarchischen und despotischen Staaten in seinem eigentlichen und angemessensten Elemente zu seyn. Unter den Republiken scheinen mir hier nur zwei, die römische und spartanische, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Allein wer den Geist und die besondern Grundsätze dieser beiden alten Freistaaten studirt hat, deren Verfassung von der unserer heutigen Republiken so sehr — wenigstens in mehr als Einer Rücksicht — abweicht, der wird einsehen, daſs Rom und Sparta nicht als Widerlegung meines obigen Satzes mir entgegengesetzt werden können. — Bei alle dem,

Markis, und unbeschadet meiner Überzeugung, dafs die stehende Miliz den Despotismus in vielen gröfsern und kleinern Ländern befördert hat, behaupte ich dennoch — selbst ohne auf den Charakter eines Skeptikers in Ansehung mancher schwer zu lösenden Probleme der politischen Philosophie Verzicht zu thun — dafs, *rebus sic stantibus*, die stehende Miliz, im Ganzen, nicht etwa blofs ein nothwendiges Übel, sondern eine Wohlthat für die Societät sei.

Der M. Sie, Baron, sind auch unter den Apologeten der stehenden Miliz? und zwar trotz Ihrer Abneigung gegen den Despotismus? Sie, der es Maitre Linguet nicht verzeihen konnte, dafs er seine Beredtsamkeit herabwürdigte, die Fürsprecherin der willkührlichen Gewalt, oder, wie Sie es zu nennen pflegen, der Sultanerei, zu werden? Linguet freilich ist nachher in der Bastille anderes Sinnes geworden.

Der B. Ich wiederhole es Ihnen, lieber Freund, dafs ich auch die Nachtheile und Inconvenienzen der stehenden Miliz nicht

ver-

verkenne. Jedes Ding in der Welt hat, wie Epictet sagte, zwei Handhaben, woran man es fassen, oder zwei Seiten (wenigstens, bisweilen gar unbestimmlich viele!) von welchen man es ansehen kann. Allein, ohne die zweite Seite unseres Objektes unbeachtet gelassen zu haben, bin ich doch — für die stehende Miliz. Ich läugne nicht, dafs Ihre Könige seit Ludwig dem XIII sie zur Verwahrung ihrer Gewalt und zur Verminderung des Ansehens der Parlamente und Stände gemifsbraucht haben. Allein Ihrem Vaterlande könnte ich Rufsland entgegensetzen. Dieses wurde vor der Errichtüng und Vermehrung seiner jetzigen stehenden Miliz viel despotischer regiert, als in unsern Tagen. Die Philosophie auf dem Throne, der wohlthätige Genius der Künste und Wissenschaften, hat durch heilbringende Einflüsse die Sitten der Nation gemildert, die Empfindungen verfeinert, der alten Barbarei den Abschied gegeben. Von diesem Genius erleuchtet, hat die Gesetzgebung menschlichere Strafen diktirt, und die Rechte des Bürgers

ehren gelernt. Die stehende Miliz ist für Rufsland eine Wohlthat geworden. Man beraube diesen grofsen Staat seiner armirten Beschützer, und Rousseau's Weissagung dafs Rufsland einst wieder für die tatarischen Horden ein Objekt der Conquette oder der Verwüstung werden würde, könnte, trotz den Sarkasmen des Dichters von Ferney, eintreffen. Nicht blofs für das weitläuftige Reich Katharinens der II, sondern auch für einen grofsen Theil des übrigen Europa ist die Existenz eines zahlreichen und disciplinirten Heeres in den Ländern, welche dem Scepter der Czaaren unterworfen sind — Wohlthat. Erinnern Sie sich der Dschingis - Khaniden, die ehemals an der Spitze unzählbarer Mongolischer Horden, durch Rufsland, in Pohlen, Ungarn und Schlesien eindrangen und viele tausend Christenohren abschnitten? —

Der M. Ah! Baron, ehe ich mir die Ohren von einem Descendenten des Dschingis-Khan, oder einem Hippomolgen aus den asiatischen Steppen abschneiden lasse, transigire ich lieber mit den grofsen Herren über

den Artikel von der stehenden Miliz. Es ist viel leichter, zu erlauben, daſs ein Fürst Soldaten hält, wozu jeder von uns eine Bagatelle bezahlt, als sich ohne Ohren zu behelfen. — — Allein nöthigt die Unterhaltung zahlreicher Heere die europäischen Mächte nicht, ihre Unterthanen mit ungeheuren Abgaben zu belästigen? Kennen Sie nicht einen gewissen groſsen Staat, worin es, wie es scheint, Grundsatz der Regierung geworden ist, in den Unterthanen die Tugenden des Fleiſses und der Industrie durch Drücken hervorzubringen, so wie die Magnetiseurs ihren Kunden die Divinationsgabe und — wo mir recht ist — die Kunst, mit den Fingerspitzen feine Schrift zu lesen, durch Reiben und Streicheln zu erwecken pflegen? — Man schloſs ungefähr so: je mehr man die Leute drückt, je hastiger werden sie arbeiten; je mehr sie arbeiten, je mehr werden sie erwerben; je mehr sie erwerben, je mehr können sie — geben! — Von der Theorie des Druckes hängt die ganze Mechanik der Administration ab.

Der B. Ein detestabler Grundsatz! — Allein ich mag eben jetzt nicht untersuchen, ob und in wiefern er die Seele einer gewissen jetzt existirenden Regierung ist. — Sie haben mir zugegeben, daſs man stehende Miliz haben müsse, um uns den ruhigen Besitz unserer Ohren zu garantiren. Ich hoffe, Sie werden mir noch einräumen, daſs erstens: ohne exakte Entrichtung gewisser Abgaben an den Staat, keine Miliz unterhalten werden kann, und daſs — —

Der M. Numero Eins, zugegeben!

Der B. Und daſs, zweitens, im Preussischen, und in einigen andern Staaten, welche eine zahlreiche stehende Miliz besolden, die Abgaben nichts weniger als excessiv sind. Sie sind dem Vermögen der Bürger eben so sehr proportionirt, wie dem Bedürfniſs des Staates. Friedrich der Groſse, welchen halb Europa mit einem ungerechten Kriege bedrängte, hat auch in seinen miſslichsten Lagen diese Abgaben nicht erhöhet.

Der M. Numero Zwei, ebenfalls ohne Replik! — Für die Unterhaltung der 200,000

preussischen Krieger mufs Germanien den preussischen Monarchen dankbar seyn. Sie sind die Schutzengel der teutschen Constitution. Das preussische Finanz - und Militärsystem ist — mit dem Finanz - und Militärsystem gewisser andern Höfe verglichen — ein Meisterstück. Aber weiter, Baron!

Der B. Dafs, Drittens, durch den Militärdienst unsere Bauern etwas mehr an die ihnen so nöthige — Subordination gewöhnt, und etwas gesitteter und biegsamer gemacht worden sind.

Der M. Ja, Baron, man hat sie durch diese Methode zur Sklaverei vorbereitet.

Der B. Sagen Sie das nicht. Sie thun den Fürsten Unrecht. Den Geist der Ordnung und Unterwürfigkeit den Bauern einflöfsen, heifst wahrlich nicht, sie zu Sklaven stempeln. Einen rohen unbändigen Haufen von unwissenden und ungezogenen Bauern zu regieren, welche für Obrigkeit und Gesetze — diese so ehrwürdigen und nothwendigen Dinge! — keinen Respekt haben, ist eine Plage, die ich kaum meinem ärgsten

Feinde wünschen möchte. Jan Hagel möchte eigentlich lieber gar nicht regiert werden, und bei alle dem ist er offenbar unfähig, sich selbst zu regieren. Er verkennt sein wahres Interesse, und setzt sich einen ganz unrichtigen Begriff von Freiheit in den Kopf. Die wahre Freiheit ist aber gar nicht — Unabhängigkeit von der Autorität der Gesetze. Ohne Gesetze, ohne Achtung für die Gesetze kann die Societät nicht bestehen. Zum Gesetzgeben gehört aber bekanntlich etwas mehr Verstand, Kenntnifs und Übersicht des Ganzen, als Jan Hagel zu haben pflegt.

Der M. Ich lasse diese Entwickelung gelten, Baron. Aber sind Sie mit Ihren Argumenten am Ende? — —

Der B. Mit nichten, Markis, wofern Sie mit Ihrer Gedult noch nicht am Ende sind. Ich habe noch ein viertes Argument, und Gott weifs, wie viele der noch von Suite seyn werden, ehe Sie mir davon laufen!

Der M. Man giebt bei Ihnen meinen Landsleuten Schuld, dafs sie gehäufte Beweise fast so wenig als scharfe Beweise lieben.

Wenn diese Tadler Recht haben, so lasse ich mich überzeugen, blofs aus Furcht, ennüyirt zu werden. Indefs wird meine Gedult bis zum vierten Argument Stand halten.

Der B. Viertes Argument! Wie viel Fabriken werden durch die ununterbrochene Arbeit für die Armeen beschäftigt! wie viel Arbeiter ernährt! Viele tausend Menschen finden als Officiere und Soldaten ihren Unterhalt.

Der M. Wenn Sie nur beweisen könnten, dafs es unmöglich sei, diese Tausende auf andere Art zu beschäftigen und zu ernähren!

Der B. Ihnen, Markis, würde es obliegen, zu beweisen, dafs — versteht sich, *rebus sic stantibus,* oder wie Sie es ausdrücken würden, *dans l'état actuel des choses* — eine bessere, d. h. gemeinnützigere Art jene Leute zu beschäftigen und zu versorgen möglich, d. h. nicht blofs an und für sich denkbar, sondern — abermals in der gegenwärtigen Lage der Dinge, und aufser dem Schlaraffenlande — thunlich, oder ausführbar sei.

Bis der sinnreiche Markis diesen Beweis attrapirt haben wird, erlaubt er mir wohl, ein fünftes Argument vorzutragen, welches der letzte Anfall auf seine Gedult seyn soll. Seit der Existenz der stehenden Miliz hört man weniger von Empörungen, Räubereien, Mord, Gewaltthätigkeiten. Die Marechaussee und die Husaren haben die Strafsen sicherer gemacht. Gestehen Sie, Herr Markis, dafs die Sicherheit eine schöne Sache ist.

Der M. Gegen Eine Art von Räubern sind wir etwas mehr gesichert, als in den Zeiten der Fehde. Aber gegen die gefährlichere Sorte, welche den Völkern ihre Rechte und Privilegien, unter dem Prätext des gemeinen Besten, rauben, und diese Völker, wenn sie es wagen sich der Usurpation zu widersetzen, aus zärtlicher Liebe zu erdrükken drohen, gegen diese schlimmere Art von Räubern sichert uns der *miles perpetuus* nicht. —

Der B. Novus ab integro seclorum nascitur ordo. Lassen Sie uns von dem Licht unsrer Zeiten, von dem erwachenden Hoch-

gefühl der Menschheit, und selbst von der Weisheit und Güte so vieler vortreflichen Fürsten hoffen, dafs der *miles perpetuus*, seiner wahren Bestimmung getreu, inskünftige der Schutzengel des Volkes, und nicht das Werkzeug der Unterdrückung seyn wird! —

Der M. Ich wünsche, Baron, dafs Ihre Hofnung erfüllt werden mag. Aber die meinige ist — nicht weit her. Was Sie Hochgefühl der Menschheit nennen, ist in den Augen einiger Schriftsteller nichts als das berühmte Abderiten-Fieber. — —

Der B. Wirklich zeigen sich an gewissen Orten, und unter gewissen Leuten, Krisen und Symptomen, welche selbst dem scharfsichtigsten Semiotiker nichts als dieses Fieber anzuzeigen scheinen. Ich billige gewifs den Schwindel nicht, der sich so mancher Köpfe seit einiger Zeit zu bemächtigen anfängt. Eine gewisse Masse von Thorheit scheint im menschlichen Geschlechte mit unserm Blut und Säften zugleich zu cirkuliren. Aber in ihren Ausbrüchen, welche bisweilen

der stillen Wuth, bisweilen dem tollen Koller — woraus das ewige: *aux lanternes!* begreiflich wird — gleichen, nimmt diese Thorheitsmasse sehr verschiedene Modifikationen an. Indessen gestehe ich Ihnen eben so aufrichtig, dafs ich den grofsen Schritt, welchen Ihre Nation im Jul. 1789 gethan hat, im Wesentlichen nicht mifsbillige, und bei diesem abgenöthigten Schritte lieber an das Hochgefühl der Menschheit, als an das Abderiten-Fieber denke. — —

Fünftes Gespräch.

Gesetzgebung. Moral.

Der Markis.

Nichts, Baron, ist meines Erachtens treffender, als das Urtheil des Helvetius, daſs die Moralisten — mit und ohne Doktorhut — darum so wenig zur Glückseligkeit beigetragen haben, weil sie nicht oft genug die verschiedenen Laster der Nationen als nothwendige Folgen der verschiedenen Formen ihrer Regierung betrachteten. Unser *Fermier-Général* hat Recht! Nur wenn man die Moral aus diesem fruchtbaren Gesichtspunkte ansieht, kann sie den Menschen — deren Thun und Lassen sie reguliren soll — wahrhaftig nützlich werden.

Der B. Eine gute Gesetzgebung ist sicher das Meisterstück des menschlichen Geistes. Wer aus Kenntniſs unserer specifiken Natur, und durch die Muse der Geschichte belehrt, weiſs, daſs die Sitten der Nationen

ihre Bildung gröfstentheils der Wirkung der Gesetze zu danken haben, so, wie die Sitten hinwiederum auf den Charakter der Gesetze influiren, und ihn zum Theil bestimmen: der kann nicht zweifeln, dafs ein — nicht von Pedanten, Sylbenstechern und Formelkrämern, sondern — von ächten Philosophen abgefafstes zweckmäfsiges Gesetzbuch, welches noch lange unter die frommen Wünsche und unrealisirten Möglichkeiten gehören dürfte, der erste Tom von dem Katechismus der Moral seyn wird, den die philosophischen Beobachter und Freunde der menschlichen Natur in künftigen aufgeklärten Jahrhunderten dem Genius unserer Gattung mit dem Motto, welches etwas mehr als blofses Motto seyn wird, weihen werden: *Fortunae reduci!* — Diese Numas, Solons, Montesquieus, Raynals oder Galianis des Jahres 2440 werden, wie ich vermuthe, den Ausspruch des Beccaria vor Augen haben: *non é da sperarsi alcun vantaggio durevole della Politica Morale, se ella non sia fondata su i sentimenti indelebili dell' uomo.*

Wirklich scheint die Erfahrung für diesen Satz zu plaidiren. Jedes Gesetz, welches jenen natürlichen Empfindungen entgegen ist, findet einen Widerstand, der zuletzt unüberwindlich wird: so wie die kleinste Kraft, wenn sie beständig angewendet wird, endlich die heftigste Bewegung, die einem Körper mitgetheilt wurde, zu hemmen vermag.

Der M. Belles rêveries, Monsieur le Baron! Ich kenne Seher, welche aus gewissen Constellationen und Aspekten eines gewissen Himmels schliefsen, dafs der Despotismus am Ende doch die Oberhand behalten wird, weil die Götter beim Styx geflucht haben, dafs er die einzige Regierungsform auf unserer bisarren Kugel werden soll. Wozu — ich bitte Sie! — werden wir dann einen Katechismus der Moral brauchen? Wir haben dann kein anderes Gesetz als den souverainen Willen, d. i. die wandelbare Laune des Despoten. Seine Blähungen, Hämorrhoiden, oder Indigestionen enthalten den zureichenden Grund der Schicksale der Völker, entscheiden es in der höchsten, alle Appel-

lation ausschliefsenden, Instanz, ob wir fünf, oder dreifsig vom Hundert abgeben sollen? ob wir Krieg oder Frieden, zu essen oder zu fasten haben? ob die Philosophen, wie weiland bei Friedrich dem Einzigen in Sans-Souci, deliciöse Soupers geniefsen, oder Schiffe ziehen werden?

Der B. Der Unwille über den Mifsbrauch der willkührlichen Gewalt in Ihrem Vaterlande macht Sie zu bitter, braver Markis. Ich zweifle, ob die Aspekten wirklich so schlimm sind, wie sie gewissen Hypochondristen scheinen. Und wenn doch geträumt seyn soll, so ist der heitere, der fröhliche Traum, aus dem man ungern erwacht, gewifs der bessere.

Der M. Setzen Sie also den Ihrigen fort. Aber warum nennen Sie Ihr Gesetzbuch den ersten Tom von dem Katechismus der Moral, dessen künftige Existenz Sie geweifsagt haben?

Der B. Es giebt eine Moral des Bürgers, und eine Moral des Philosophen. So wenig die letztere der erstern je entgegengesetzt

seyn kann: so ausgemacht ist es, dafs sie sich durch gewisse feinere Nüancen von jener unterscheiden mufs. Sie hat die Bestimmung der Art und Weise zum Gegenstand, wie man denken mufs, um — unabhängig von andern — glücklich, oder, (wenn die Glückseligkeit auf dieser Sphäre nicht zu Hause ist) so wenig unglücklich zu werden, als es bei dem Streite der Elemente, bei dem Kampfe mit unsern eigenen Leidenschaften und mit den Vorurtheilen oder dem Eigensinn unserer moralischen Gegenfüfsler, möglich ist. Es giebt manche Verhältnisse des Lebens, für welche die Werkeltagsmoral unserer Gemeinplatzkrämer keine adäquate Regeln zu geben, und manche ethische Probleme, die sie, selbst nicht durch Annäherung, zu lösen weifs. Die Sittenlehre eines Philosophen soll ihn, unabhängig von andern, glücklich machen. Diese Unabhängigkeit ist fast nur allein in der Einsamkeit möglich. Eben die Philosophie, welche seinem Verhalten gegen andere Menschen Gesetze giebt — denn die

allgemeine Vernunft ist die eigentliche Gesetzgeberin denkender Wesen — begleitet ihren Vertrauten auch in jene stillen friedsamen Schatten, in welche er sich oft zurückziehet, um mit seinem Genius zu conversiren, und jene erhabene wollustvolle Ruhe zu genießen, wovon Tausende keinen Begriff haben, und die man im Getümmel der Welt und unter dem Druck undankbarer Geschäfte entbehrt. Hier lehrt sie ihren Zögling, sich selbst genug seyn, eine Tugend, worüber ich einst einen Gekken spotten hörte, und deren Besitz uns doch für manche Privation entschädigt, welcher man sich an gewissen Orten und unter gewissen Umständen unterwerfen muſs, wofern man nicht alle Eigenheit verlieren, zur faden Kopie elender Originale herabsinken, seinem Genius Gewalt anthun, seine geprüftesten Grundsätze verläugnen, und mit sich selbst in ewigem Widerspruche leben will. Jene Philosophie wird also, nach meinem Begriffe von ihrem Wesen, die Elemente der Kunst zu leiden und zu genie-

ſsen

sten enthalten. Sie wird die Grundsätze der Ökonomie des Vergnügens entwickeln, und aus den Vorschriften der Epikuräer, der Stoa, der Sarrasas und Bernards — ich meine Ovids Nebenbuhler — indem sie dieselbe den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens akkommodirt, Ein Ganzes bilden.

Der M. Ihre Idee ist schön, wie der liebliche Traum eines heiteren Frühlingsmorgens. — Die gemeinen Moralisten behaupten in ihren unüberlegten Deklamationen gegen die Triebfeder unserer Handlungen — die Selbstliebe — und gegen unsere Beweger, die Leidenschaften, oft Sätze, als demonstrative Wahrheit, die doch ein einziger vorurtheilsfreier Blick in die menschliche Natur und den Lauf der Welt widerlegt. Diese strengen Censoren, welche nicht selten den gröbsten praktischen Egoismus mit der gröfsten theoretischen Uneigennützigkeit verbinden, kennen die menschliche Natur — welche sie durch ihre Saalbadereien korrigiren wollen — nur aus theologischen Romanen. Sie haben die Welt nie anders als durch das

täuschende Glas gesehen, welches fehlerhafte Erziehung, Gesetze, Religionsvorurtheile und Kompendien-Philosophie uns beständig vor die Augen halten.

Der B. Es giebt keine kurzsichtigern und intolerantern Kreaturen auf Gottes Erdboden, als diese Donquischotten der Moral. Eine ihrer Thorheiten ist, daſs sie von allen Menschen einerlei fordern. Sie setzen voraus: was einigen möglich ist, sei allen möglich; was man zu einer Zeit, und unter gewissen gegebenen Umständen — deren Bestimmung oft nicht in unserer Gewalt ist — kann, das müsse man zu allen Zeiten, und unter allen Umständen können. Jede Frau Muhme, so wie jedes alte Weib männlichen Geschlechts, hat im Fache der Moral seinen eigenen *Sottisier,* dessen Seele ein gewisser Weidspruch ist, den man sich zu Zeiten, auf die ungereimteste Art angewendet, muſs vorschnarchen lassen. Ohne zu wissen, wo uns der Schuh drückt, wollen sie uns berathen; ohne unsere besondern Zwecke und Bedürfnisse zu kennen, wollen sie durch

Gutachten und Vorschriften, die auf unsern Zustand gar nicht passen, unser Wohl befördern. Sie fodern von jeder Uhr, daſs sie repetiren soll, unbekümmert, ob auch jede Uhr zum Repetiren konstruirt ist? — Seyn Sie der beste Lautenschläger oder Flötenspieler, der geschickteste Bereiter des Ortes — das ist in den Augen jener Herolde der Vollkommenheit noch nichts, wofern unser Markis nicht zugleich aus der Tasche spielt, wie Philadelphia, oder mit der Ausübung der Künste des Seiltänzers ein ehrsames Publikum zu belustigen verstehet. Man muſs alles in allem seyn, und alle Jargons reden. —

Der M. Ich habe einige von diesen Jargons vergessen. Mir fiel einst zu meinem Glücke, als ich im Begriff war, ein *Fat* zu werden, der Vers eines unserer Dichter ein:

Quand le BON - TON *parait, le* BON - SENS *se rétire.*

Ich gestehe es Ihnen, Baron, daſs ich jetzt in meinem vierzigsten Jahre, von der so genannten guten Gesellschaft ennuyirt, und durch manche Erfahrung entzaubert, mehr

für den *bons-sens*, als für den *bon-ton* bin. Aber

Ah! c'est toujours à nos dépens
Que la sagesse nous éclaire!
Les jours d'été sont trop ardens,
Mon oeil délicat leur préfère
Les douces vapeurs du printems.

Erlauben Sie, Freund, daſs ich mit diesen Zeilen meines Lieblings Dorat heute von Ihnen — auf einige Zeit — Abschied nehme. Ich kehre nach meinem Vaterlande zurück, um den der Freiheit errichteten Obelisk zu sehen, und die Trümmern der Bastille, und — den Triumph der Gesetze! — *Helas!* Baron, sagen Sie mir, ob das so eben — ein Acces vom Abderitenfieber war?

Der B. Leben Sie wohl, Markis, und erlauben Sie mir, die kathegorische Beantwortung dieser kitzlichen Frage nur so lange zu verschieben, bis ich aus Ihren Briefen erfahre, was Sie in Paris gesehen haben? —

Sechstes Gespräch.

Von der Gesetzgebung.

Leges rem surdam et inexorabilem esse. —

Livius II, 3.

Der Baron.

Glück zu Ihrer Rückkunft, Markis! — Sie haben in Ihrem Vaterlande den Triumph der Gesetze — oder war es der Triumph der Anarchie? — den Sieg der vernunftmäſsigen Freiheit — oder war es Umkehrung aller Verhältnisse der inneren Theile des Staatskörpers? — gesehen! Sie werden viel zu erzählen wissen!

Der M. Baron! es giebt Nationen, wie einzelne Menschen, welche weder die Sklaverei noch die Freiheit zu ertragen wissen, so wie ich Menschen kenne, denen das Leben eine Last, und der Tod — das fürchterlichste Grausal ist. Die Revolution hatte im Anfange die Stimme der meisten Philosophen für sich. Sie hätte, unter gewissen

Voraussetzungen, für die schönste Monarchie in der Welt wohlthätig werden können. Aber noch ist sie es nicht geworden, und nach gewissen Aspekten unseres Himmels zu urtheilen, dürfte sie es schwerlich werden. Doch ich erinnere mich, Baron — als mich die Begierde, die Trümmern der Bastille und die aus *Lettres de Cachet* gedreheten Papillotten, und die Nationalgarde in zerrissenen Hosen, und mit der Kokarde der Freiheit, welche alle Blöſsen deckt — in den Augen gewisser Enthusiasten wenigstens — zu sehen — von Ihnen weg nach Paris trieb, da unterredeten wir uns noch von der öffentlichen Moral und Gesetzgebung; aber wir wurden nicht fertig.

Der B. Und werden es nie werden. Erschöpfen läſst sich diese Materie nicht. Sie hat auſser ihrem unermeſslichen Umfange, dessen Peripherie sich nach keinem Kompendium messen läſst, noch ihre eigenen furchtbaren Schwierigkeiten, welche niemand stärker fühlt, als derjenige, der am tiefsten in sie eingedrungen ist.

Der M. Auch fürchte ich, dafs wir nie eine gute Gesetzgebung erhalten werden. Wir flottiren beständig zwischen der Willkühr unserer Könige, oder ihrer Souffleurs auf dem politischen Theater, und — der vielleicht noch fatalern Willkühr einiger hundert Zaunkönige, welche den, seiner Gewalt beraubten, Einen König ersetzen sollen, unter sich nie einig werden können, und — die Laternenpfähle alle Augenblicke fürchten müssen, sobald sie etwas verfügen, was den vom Pöbel misverstandenen Ideen von der *égalité imprescriptible des hommes* entgegen ist.

Der B. Auf den Sturm folgt Stille, nachdem mancher Blumentopf von seinem Gestelle geworfen, manches Ufer mit Sand und Schlamm bedeckt und manches Schiff an den Klippen zerschmettert worden ist. Aber ob diese Stille, die ich Ihnen weissage, jener fürchterlichen in Polyphems Höhle gleichen wird? —

Der M. Das mag die Zeit, welche bisweilen Kombinationen hervorbringt, die nach

dem gewöhnlichern Laufe der Dinge nicht zu erwarten sind, uns lehren! Ich hatte einen Freund, der sich mit seiner Gebieterin — ich meine, mit seiner Maitreße — einst verunwilligte. Wirklich prätendirte sie nicht zu wenig. Ihre *Billets doux* glichen bisweilen einer *Lettre de Cachet*, oder einem sultanischen Fetfa. Es war aber nicht genug, daſs der arme Teufel Jahre lang der Märtyrer ihrer Caprizen gewesen war, und mit der erbaulichsten Resignation von der Welt alle Püffe und Näsenstüber seines Abgottes ertragen hatte, ohne sich in einer Jeremiade deren öffentlich zu rühmen. Die Gnädige hatte ihm noch ein schönes Geld gekostet. Mein Freund, der Plackerei müde, ergab sich einer neuen Gebieterin, die von geringerer Extraktion, aber darum eben nicht von geringern Prätensionen war, tägliche Rechnung über seine Einnahme und Ausgabe verlangte, *) und, wenn er etwa ein bischen zu viel für sich zurückbehalten, oder

*) Vermuthlich zum Behuf ihrer Taxordnung.

um mehrerer Sicherheit willen, verläugnen wollte, ihn zwar nicht, wie einst Ananias und Sapphira, auf der Stelle todt niederfallen machte, aber ihm denn doch ein Gallenfieber in den Leib ärgerte. Was geschah? Er warf sich aus Verzweiflung seiner alten Gebieterin wieder in die Arme.

Der B. Und diese wird ihm wohl noch weniger, als ehemals, *pattes de velours* gewiesen haben?

Der M. Im Anfange, Baron, streichelte sie ihn wirklich mit der sammetnen Pfote. Sie war — ich will nicht sagen, gutherzig, aber denn doch, was Gebieterinnen oft sind — schlau und eigennützig genug zu dieser Art von Katzen-Caressen. Allein nach und nach suchte sie, wie sie es nennte, ihre alten Rechte, oder — wie es einigen Grüblern schien — die alten Anmaſsungen wieder aus dem Staube der Vergessenheit hervor, und ergriff bessere Maſsregeln, ihrem Anbeter den Rücksprung in die Schlingen ihrer Rivalin zu erschweren. — — Bei Gott! Baron, wenn ich gewisse Erscheinungen in der po-

litischen Welt, vom neuesten Datum, betrachte, so fallen mir — so, als Hypothese wenigstens, die vielleicht etwas erklärt, bis eine bessere gefunden wird — die sammetnen Pfoten der Maitresse meines Freundes ein.

Der B. Sie sagten vor einer kleinen Weile: Ihre Landsleute flottirten zwischen der Willkühr eines Einzigen, und der Willkühr Ihrer zwölfhundert *Meleks* immer auf und ab.

Der M. Nichts der Willkühr des Richters zu überlassen, dahin, unter andern, gehet die Tendenz der bürgerlichen Gesetze. Die Fundamentalgesetze eines Reiches sollten dafür sorgen, daſs der Willkühr der Vorsteher des Staates so wenig als möglich überlassen bliebe.

Der B. Bald gesagt, Markis, aber nicht bald gethan! Um nur bei dem erstern Falle, den bürgerlichen Gesetzen, stehen zu bleiben; mir scheint es durchaus nothwendig, daſs diese vieles der Willkühr des Richters überlassen müssen. Oder lassen Sie uns das fatale Wort, welches der Tod aller Philoso-

phie und alles Rechts ist, lieber vermeiden. Die Gesetze müssen also — denn diese Unvollkommenheit ist von den Werken der Menschen unzertrennlich — der Vernunft und dem Billigkeitsgefühl des Richters vieles überlassen. Für diese Requisiten streitet die Präsumption, bis das Gegentheil bewiesen wird. Kann ein Gesetz für alle Fälle zureichen? *Minima circumstantia variat rem et jus*, sagen die Priester der Themis und Sankt Ivo's. Verlangen Sie für jeden Fall, der dem andern in einigen Stücken unähnlich ist — und nicht leicht werden zwei sich durchaus gleichen — ein besonderes Gesetz, so — gnade uns der Himmel! Ich getraute mir zu behaupten, daſs eine allzugroſse Vervielfältigung der Gesetze dem Staate fast so nachtheilig ist, wie die Vervielfältigung der Laster. Je mehr Gesetze, je mehr Schwierigkeit, sie zu kennen, sie mit richtiger Unterscheidung in Kollisionsfällen anzuwenden, und — für den Unterthan! — sie zu halten!

Der M. Der Gesetze, Baron, dürfen

freilich nicht zu viel seyn. Aber werden die Richter nicht darauf angewiesen, in Fällen, worüber kein ausdrückliches Gesetz etwas bestimmt, nach der Analogie der für andere, etwas ähnliche Fälle gegebenen Gesetze zu entscheiden?

Der B. Ehrlicher Markis! beim Momus! Sie zwingen mich zu lachen. Kann man, um der Willkühr — wenn Sie durchaus wollen! — des Richters, einen Ring in die Nase zu legen, ihn denn auch auf diesen oder jenen so bestimmten Gebrauch der Analogie, in nicht vorherzubestimmenden Fällen, schwören lassen? Muſs man das Urtheil über die Ähnlichkeit der Fälle, welche die Basis von der Anwendung des analogischen Schlusses ist, und ob dieses oder jenes Gesetz, und in wiefern es auf den vorliegenden Fall gezogen werden kann — und dieses Ziehen muſs oft bei den Haaren geschehen — nicht der, durch Philosophie hoffentlich aufgeklärten, Vernunft des Richters überlassen? — Wollten oder könnten Sie die Vernunft eines ehrwürdigen Areopagiten

in ein Automat verwandeln, dessen einzige Springfeder — das Diktamen einer andern, oft weit armseligern, Privatvernunft, ich meine, das positive Gesetz wäre, dessen Unzulänglichkeit für alle erdenkliche Fälle wir entweder anerkannt haben, oder leicht darthun könnten?

Der M. Die Sache hat freilich ihre Schwierigkeiten, an die ich in Paris weniger gedacht habe, als Sie in der Einsamkeit eines kleinen Ortes, wo Denken Ihnen — wenn es auch nur wäre, um dem Übel zu entgehen, welches der Graf Lamberg *l'ennui des petites villes* nennt — zum Bedürfnifs geworden ist. Aber Sie exiliren das Wörtchen Willkühr, um der Gräuel willen die man ihm beimifst, und schieben — verzeihen Sie! — durch einen kleinen Taschenspielerstreich, die Wörter »Vernunft und Billigkeitsgefühl« unter, wovon zu wünschen ist, dafs sie etwas wirkliches bezeichnen mögen. Vielleicht aber befinden Sie Sich in dem Falle jenes römischen Despoten, welcher die Anhänglichkeit der Menschen an

Namen und Titel so gut kannte, daſs er erwartete, die Römer würden ihm unter dem Titel *Imperator* akkordiren, was sie unter dem Titel *Rex* ihm versagt haben würden.

Der B. *Verba valent sicut nummi.* Aber ich bin froh, daſs ich dieses Gemeinplatzes zu meiner Rechtfertigung nicht bedarf. Mir däucht, Markis, die Sache spricht von selbst. Die allgemeine Vernunft — deren Axiomen und unmittelbar daraus abflieſsende Theoreme in der besondern Vernunft jedes Einzelnen, gut organisirten, und durch Nachdenken und Beobachtung aufgeklärten Menschen, lesbar abgedruckt sind — ist die eigentliche legitime Gesetzgeberin denkender Wesen, der Agathodämon, welcher die Areopagiten — wofern man sie nicht blindlings aus dem groſsen Haufen aller, die an die Wand etc. gegriffen hat — inspiriren muſs. Mit ihr können und müssen wir uns begnügen, so lange, um die Angelegenheiten unseres Ameisenhaufens zu reguliren, keine Bath-Kol vom Himmel gehört wird, und kein Seraph aus dem Empyreum herabsteigt, um uns

einen Kodex einzuhändigen. Selbst in diesem Falle aber — den ich nicht aus der wirklichen Welt, sondern aus Utopien geborgt habe — müſsten wir doch nach Maſsgebung der allgemeinen Vernunft prüfen, ob wir das, was herabzusteigen schien, für einen Seraph, oder für einen andern Boten aus der unsichtbaren Welt zu halten berechtigt wären? Ob das Gesetzbuch, welches er mitzubringen die Güte gehabt hätte, auch in allen seinen Artikeln der allgemeinen Vernunft gemäſs und allenfalls eines himmlischen Ursprunges würdig wäre? Ob es nicht auf diesem oder jenem Blatte — von Schilf, Pergament, oder gediegenem Aether — etwas enthielte, was zwar vielleicht für den Mann im Monde, seine Existenz vorausgesetzt, begreiflich oder praktikabel, für uns arme Erdbürger aber, zu deren Behufe jene Tafeln herabgefallen wären, entweder ein böhmisches Dorf, oder eine nicht anwendbare Vorschrift seyn könnte? Die allgemeine Vernunft wäre also über den Kodex, und nicht der Kodex, (der doch

sein eigner Beweis und sein eigenes Kriterium nimmer seyn kann) Regulativ für die allgemeine Vernunft.

Der M. Ich kenne einen Schriftsteller, der es sich zum Geschäfte gemacht zu haben scheint, der allgemeinen Vernunft Hohn zu sprechen.

Der B. Nur Einen kennen Sie? Ach! Markis, der Name dieser Renommisten ist Legion. Die Herabwürdigung jener edelsten Tochter des Himmels scheint zu den epidemischen Seuchen unseres zweideutigen Jahrhunderts — wenigstens an manchen Orten — zu gehören. Um aber jene grofse Gesetzgeberin verächtlich zu machen, um —

Der M. mufs man sehr wenig Partikularvernunft haben.

Der B. — Indefs, Markis, haben sich freilich unter die Verfechter der guten Sache Sophisten und Halbdenker eingedrungen, welche ihre aus undeutlichen oder falschen Begriffen gezogenen und zu Alpenhöhe aufgethürmten Folgerungen für ungezweifelte Aussprüche der allgemeinen Vernunft hingaben.

gaben, und dem Interesse derselben dadurch schadeten; obgleich bessere Köpfe leicht einsehen konnten, daſs die ganze Theorie bloſs auf die Rechnung der Privatvernunft, oder wohl gar des Aberwitzes ihrer Demonstranten zu stehen komme.

Der M. Qui bene distinguit, bene docet. Unglücklicherweise fehlt den meisten Menschen, die sich über gewisse Dinge einer Cognition anmaaſsen, jene Unterscheidungs- und (wenn ich so sagen mag) Reduktionsgabe, die dem praktischen Beurtheiler menschlicher Dinge, zumal wenn er selbst in der politischen Maschine ein Rad oder Rädchen zu drehen hat, so nothwendig ist.

Der B. Auf Ehre, lieber Markis, ich glaube, daſs die Moral des Philosophen, die ihn, unabhängig von andern, glücklich machen soll, noch weit eher in einer Art von Vollständigkeit zu Stande kommen könnte, als die Moral des Bürgers, d. h. ein einigermaſsen vollständiges, und *NB.* durchaus zweckmäſsiges Gesetzbuch, welches allen

den Staat interessirenden Handlungen der Bürger eine Norm vorschreibt, ohne sie darum einer mönchischen Regelmäſsigkeit zu unterwerfen.

Der M. Allen den Staat interessirenden Handlungen? Aber, Baron, lehren nicht Ihre Metaphysiker, daſs es keine Adiaphora, keine gleichgültigen Handlungen, gebe?

Der B. Aus dem Gesichtspunkte des Metaphysikers betrachtet, giebt es keine indifferente Handlung. Jede, auch die kleinste, hat Folgen, die sich in das Unendliche erstrecken, und Einfluſs — wäre er auch uns noch so unmerklich — auf das Ganze. Für den Staat aber, welcher bloſs die Beförderung unseres zeitlichen Wohls zum Objekt hat, giebt es unzählige Handlungen, die darum, weil sie weder merklich gute, noch merklich schlimme Folgen für ihn haben, und die Erreichung seines Zweckes weder befördern, noch hindern, ihm gleichgültig seyn, und *ceteris paribus* von ihm weder geboten noch verboten werden dürfen.

Der M. Mir däucht aber, Baron, Sie sagten mir vor einiger Zeit, die Moral des Philosophen habe feinere Nüancen, also auch wohl schwerer zu lösende Probleme, als die Moral des Bürgers, welche, selbst bei Völkern, die weder Hebräer noch Hottentotten sind, wenigstens in so weit sie aus der Hand des Gesetzgebers kommen kann, vielleicht nichts als ein nach Maaſsgebung der vervielfältigten Beziehungen und Bedürfnisse amplificirter Dekalogus seyn würde. Dennoch behaupten Sie jetzt, jene Moral des Philosophen könne noch eher aufs Reine gebracht werden, als ein einigermaſsen vollkommener Kodex.

Der B. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Der Philosoph, als solcher, darf die Data zu der Theorie seiner Glückseligkeit nicht weit suchen. Er kann das Verhältniſs und den Werth der Dinge, als Mittel zu seinem Zweck, in den gewöhnlichern Fällen leichter ausfindig machen. In der Theorie vom Wohl der Völker aber, (die bekannt-

lich nichts weniger als Aggregate von theoretischen und praktischen Philosophen sind) und von den Mitteln, dieses Wohl zu befördern, muſs so manches erst aus Erfahrungen, die nicht immer zu haben oder auf der Stelle zu machen sind, aus Erfolgen, bei deren Ableitung aus ihren scheinbaren Ursachen man sich, weil der Gegenstsnd allzukomplizirt ist, leicht garstig irren kann, aus Versuchen, die sich oft gar nicht, oft nicht ohne Gefahr alles zu verderben, anstellen lassen — geschlossen werden. Die Geschichte ist eine so nothwendige, und doch in tausend Fällen so unsichere Lehrerin des Politikers! Sie stellt — um die Nachwelt zu belustigen? oder zu belehren? oder grämlich zu machen? waſs weiſs ich's? — ein Gemälde der Vergangenheit auf, welches (nicht einmal zu gedenken, daſs der Maler dieser Gruppen selten ein Salvator Rosa, oder Claude Lorrain war) oft mehr einem mythologischen Stücke, einer Vorstellung aus den Zeiten der Götter und Heroën, als

einer Reihe von Begebenheiten aus der wirklichen Welt ähnlich siehet.

Der M. Nehmen Sie die Geschichte immer hin, wofern Sie mir nur die Feenmährchen lassen! Diese amüsiren mich mehr, und ich habe mehr als Einen Nutzen — mit Erlaubniſs Ihrer ernsthaften Männer! — daraus gezogen.

Der B. Und wenn sogar — was gewiſs der Fall nicht ist — die Geschichtschreiber, mit der gröſsten Treue und Pünktlichkeit, Fakta referirt hätten: so würden uns doch im Felde der Gesetzgebung und Staatswissenschaft diese Fakta wenig helfen, wenn wir sie nicht in der Verbindung, als Ursachen und Wirkungen, betrachten können. Aber dazu setzen uns wenig Sammler der Thatsachen in Stand.

Der M. Auch hat unser *Fontenelle* gesagt: *l'Histoire n'est qu'une Fable convenue.*

Der B. Vielleicht sagte er etwas zu viel. Aber erlauben Sie, daſs ich mich Ihnen für heute empfehle.

Der M. Der Baron will es dem Anschein nach mit keinem *Professor Historiarum* verderben. Darum nimmt er sich der Geschichte gegen *Fontenelle* an, oder — empfiehlt sich.

Siebentes Gespräch.

Von der Gesetzgebung.

Legum serventur honores.

Anonym.

Der Markis.

Als ich neulich den Wunsch äufserte, dafs man durch adäquate Fundamentalgesetze der Willkühr der Vorsteher des Staats vorbeugen, oder Schranken setzen möchte, und bei dieser Gelegenheit mich auf die Tendenz der bürgerlichen Gesetze, die Willkühr der Richter einzuschränken, berief: erklärten Sie mir, Baron, dafs die Aufhebung dieser Willkühr nicht so leicht möglich sei, und zeigten es mir an dem Verhältnifs der bürgerlichen Gesetze zum Verfahren derer, denen es obliegt, das Recht auf Thatsachen anzuwenden. Aber nun, sollte bei den Grundgesetzen des Staats, welche die Form seiner Administration bestimmen, nicht eine An-

ordnung möglich seyn, welche die Willkühr der Könige, und der ihnen substituirten Zaunkönige, oder Meleks, in Fesseln hielte? — Freilich werden Sie auch hier dem Wörtchen Willkühr zwei andere, Vernunft und Billigkeitsgefühl, unterschieben. Allein diese guten Eigenschaften fehlen den Vorstehern der Staaten (unter uns gesagt!) nicht selten. Wer die Macht hat — so lehrt Helvetius und die Erfahrung — ist geneigt, sie zu mifsbrauchen. — Ich bin mit Ihrem Spinoza — den ich freilich, vielleicht weil es einem Franzosen an Gedult fehlt, so etwas Trocknes zu lesen, nicht ganz genau kenne — nicht einverstanden. Ich blätterte neulich in seinen nachgelassenen Werken, und da schien er mir den Königen ziemlich viel mehr einzuräumen, als man ihnen ohne Gefahr einräumen kann. Es reducirt am Ende immer alles auf den Begriff von Macht, mit welcher, ihm zufolge, das Recht zu gleichem Umfange coextendirt ist. Aber unsere Meleks in Paris haben die Macht des Königs be-

schnitten, weil sie sich einen Gebrauch derselben dachten, der dem Recht entgegengesetzt ist, und also wohl Unrecht oder Mifsbrauch heifsen wird. Ihrem Spinoza — denn ich weifs, dafs Sie sehr für den Ehrenmann eingenommen sind — ist es schon genug, wenn man nicht gegen die ewige Ordnung der Natur handelt, und diese hätte ja Ludwig der XVI. nicht zerrüttet, wenn er auch wirklich (wie man ihn verläumdet) Paris hätte plündern, oder gar zerstören lassen.

Der B. Markis, erlauben Sie mir, Ihnen auf mein Gewissen zu versichern, dafs Sie, mit vielen anderen Gegnern des Spinoza, das Schicksal gemein haben, ihn mifszuverstehen. Er ist dem Despotismus so günstig nicht, als Sie zu denken scheinen. Auch machte Er es uns gewifs nicht zur Pflicht, nicht gegen die ewige Ordnung der Natur zu handeln. Er behauptet ausdrücklich, dafs kein Mensch und kein Ding in der Welt so etwas kann. *Homo non contra aeternum Dei decretum, quod in universa Natura in-*

scriptum est, quodque totius Naturae ordinem respicit, quidquam agere potest, sagt Spinoza im zweiten Kapitel des *Tractatus politicus* in seinen *Opp. posthum.* Er fürchtete gewiſs nicht, daſs ein Regent dadurch pecciren würde, daſs er gegen die ewige Ordnung der Natur handelte. Diese Ordnung stören, den Gesetzen der Natur entgegen handeln, war ihm kein geringerer Widerspruch, als die Existenz einer wunderthätigen Kraft, als ein Stein, der, ohne von jemand gehalten zu werden, frei in der Luft schwebt, oder als ein Strom, der gegen seine Quelle zurück bergan flieſst. — Jene Ordnung der Natur ist ohne unser Zuthun da. Sie dauert, von unsrem Willen unabhängig und ungestört, fort. Wir selbst sind mit unsrem Wollen, und wäre es noch so bisarr, ein Theil dieser ewigen Ordnung. Spinoza sagt: *homo contra haec Dei decreta solum — quatenus in nostra mente tanquam jura* (als Begriffe von Recht, oder dem, was dem Interesse der Societät gemäſs ist) *inscripta fuerunt, agere potest.*

Der M. Allein Spinoza scheint mir doch nicht zuzugeben, daſs der Regent pecciren, oder ein Verbrechen begehen könne. Er ist der Inhaber der Macht, und wer die hat — *Uniuscujusque individui naturale Jus eo usque se extendit quo ejus potentia.* Diese Stelle habe ich mir aus dem vierten Paragraphen des zweiten Kapitels im *Tractatus politicus* in mein Portefeuille abgeschrieben.

Der B. Spinoza lehrt im vierten Kapitel des angezogenen Traktats mit dürren Worten, daſs der Inhaber der höchsten Gewalt sündigen kann. *Iis, vel ei, qui imperium tenet, aeque impossibile est, ebrium aut nudum cum scortis per plateas currere, histrionem agere, leges ab ipso latas aperte violare seu contemnere, et tamen cum his majestatem servare, ac impossibile est, simul esse et non esse; subditos deinde trucidare, spoliare, virgines rapere, et similia* (deren Anzahl nicht so klein ist) *metum in indignationem, et statum civilem in statum hostilitatis vertunt.* Gewiſs aber glaubte Spinoza, daſs,

sobald dieser letztere Stand eingetreten ist, man sich gegen einen Feind wehren und ihn, in der Qualität eines Beleidigers, strafen dürfe. Zum Glück aber tritt zwischen den Regenten und ihren Bürgern dieses Extrem nur selten ein, und niemand kann den Unverstand und die Raserei der Bauern von Tollmannshausen, welche auch in Deutschland sich — an gewissen Orten — ihrer rechtmäſsigen und offenbar nicht tyrannischen Obrigkeit widersetzen, mehr bedauern, und die unseligen Folgen dieses Abderitenfiebers mehr verabscheuen, als ich. Jan Hagel weiſs selten selbst, was er eigentlich will. — Man hegt von Freiheit ganz verkehrte Begriffe, und scheint die adäquate Definition nicht zu kennen, welche Montesquieu von ihr gab. — — Aber

*His ego tormentis animi sum verus aruspex!**)

Man wird des Tollens und Tobens, nachdem man die Folgen seiner Sottisen empfunden

---

*) *Propertii* Eleg. Lib. III. Eleg. 8.

haben wird, gewiſs überdrüſsig werden, wird zu dem alten System, seiner unläugbaren Mängel ungeachtet, zurückkehren, weil man es fühlt, daſs es mit der Substitution eines besseren, aus vielerlei schwer wegzuräumenden Ursachen nicht recht gehen wollte.

Der M. Baron, ich wünschte uns einen zweckmäſsigen Katechismus der Moral für den gemeinen Mann. Er müſste ihm die Nothwendigkeit der Gesetze und ihrer Handhaber auf eine eben so faſsliche als überzeugende Art darthun; ihm in der Beobachtung der Gesetze, ohne welche die Bande der Gesellschaft bald aufgelöst, und alle Übel und Schrecken der Anarchie zurückgebracht werden würden, sein eigenes Interesse, die wesentliche Bedingung seiner Sicherheit und Glückseligkeit, zeigen; müſste ihm auf eine simple Art begreiflich machen, daſs ohne Abgaben kein Staat bestehen kann, u. d. m. Dieses Büchelchen müſste von der Jugend auswendig gelernt, und von dem Geistlichen des Orts — ja nicht vom Amtmann — er

klärt werden; da doch manche Artikel, bei der nothwendigen Kürze des Vortrags für den im Denken ungeübten Landmann, einer mündlichen Erläuterung bedürften.

Der B. Die alten Staaten richteten zum Theil auf die Erziehung der Jugend ihre Aufmerksamkeit weit mehr, als die neuern. Die Kenntnisse, die der künftige Bürger als Bürger braucht, werden ihm in seiner Jugend beinahe gar nicht beigebracht. Dorfpfarrer, gesetzt sogar, daſs sie viel Hebräisch und Griechisch könnten — was mir eben nicht nöthig scheint — sind nur allzuoft Idioten in Absicht auf alle die Menschheit interessirenden Kenntnisse.

Der M. Der Strom der Rede hat mich von meiner Frage, wegen der Autorität der Fundamentalgesetze, die man der Willkühr der Vorsteher der Staaten entgegendämmen sollte, weggetrieben.

Der B. Markis, ich weiſs freilich, daſs man in Ihrem Vaterlande — wovon ich mit Herz und Mund bekenne, daſs es einer Re-

form recht sehr bedurfte — noch immer an der Konstitution organisirt. Aber ob man sie je zurecht organisiren wird, das ist es, woran ich zweifle. Ja, wenn ich auf einer wüsten Insel durch den Schlag eines Zauberstabes Menschen könnte entstehen machen, die nur noch bloſs unwissend und ungebildet, aber ohne unsere Vorurtheile und Miſsbegriffe, wären; wenn ich, mit Hülfe einiger Originalköpfe in verschiedenen Fächern, — wer weiſs, ob ich nicht anfangs auch Taschenspieler und Thaumaturgen brauchen würde? Musikanten gewiſs, um das Mirakel des Orpheus zu reproduciren! — wenn ich mit Hülfe dieser Extra-Genien jene noch unverdorbenen Kinder der Natur allmählich zu Menschen bilden könnte; mit Einem Worte, wenn ich Stifter eines ganz neuen Staats und mit allen Hülfsmitteln versehen wäre, die so eine Unternehmung begünstigen können: so würde ich für Grundgesetze, die sich aus einer Art von Keim fast unmerklich entwickeln müſsten, Sorge

tragen. Aber — wehe dem bereits gebildeten, und seit vielen Jahrhunderten bestandenen Staate — von Menschen, die in der Kultur und in allen mit dem vergrößserten Luxus verbundenen Lastern bereits sehr weit fortgerückt sind, wie z. B. Ihre Landsleute, Markis! — wehe einem solchen Staate, wenn man ihm nagelneue, der bisherigen Verfassung konträre Grundgesetze geben will! Die bisherigen Gesetze der Konstitution werden nicht mehr respektirt, weil man weiſs, daſs man in der Voraussetzung ihrer Untauglichkeit sie nun unter das alte Eisen werfen will. Die neuen Fundamentalgesetze, die sich auf die geänderte Regierungsform beziehen — ach! über diese deliberirt man, ohne je darüber einig zu werden. Man befindet sich zwischen der zerrütteten alten und der noch nicht fixirten neuen Verfassung in einem Interimszustande, der an die Zeiten der Fehden, der Bauernkriege und des Faustrechts erinnert. Jeder Friseur, jeder Hosenschneider, jedes Fisch-

weib

weib will, in der Qualität eines Bürgers und Patrioten, an der neuen Gesetzgebung, an der Organisirung der Konstitution, zufolge mifsverstandener Begriffe von der natürlichen und unveräufserlichen Gleichheit aller Menschen, Theil nehmen. Krüppel will überall vortanzen, und die Laternenpfähle vertreten bei der betrogenen Menge die Stelle der guten Gründe. Ach! Markis, keine Regierung ist unseliger, zerstörender für Menschenwohl, als die des Pöbels.

Der M. Es ist wahr, er macht, sobald er zügellos geworden ist, tausend, in ihren Folgen für ihn selbst verderbliche Narrenstreiche, die eine Wirkung seiner fanatischen Begeisterung sind; fühlt es bald, dafs er welche gemacht hat, bereuet sie, und — bessert sich? — nein! begeht sie, wie ein unverständiges, der Ruthe seiner Eltern entlaufenes Kind, von neuem. Er hat keine Ahndung davon, dafs es besser sei, gewisse einzelne anscheinende oder auch wohl wirkliche Unbilligkeiten lieber zu verschmerzen,

als ein ganzes Land in Aufruhr zu setzen, dessen unselige Folgen fast immer Mord und Todtschlag, Räubereien, Plünderungen, Proskriptionen, Gewaltthätigkeiten aller Art, Verheerung der Felder, Vernachlässigung des Ackerbaues und anderer Gewerbe, mithin allgemeine Unsicherheit, Verarmung und Elend zu seyn pflegen.

Der B. Sie könnten aus der Geschichte Ihr Gemälde des aus den Empörungen entspringenden Elends verificiren. Aber warum wollten wir uns an die Tiber und die Ufer des ionischen Meeres versetzen? Warum die Schatten jener alten Griechen und Römer beschwören, noch einmal von den Urnen heraufzugehen und uns die Übel zu attestiren, welche der Dämon der Bürgerkriege ehemals über die Völker gebracht hat? Lassen Sie uns einen Blick auf Frankreich und Brabant werfen! Vielleicht würde die Regierung des verstorbenen Kaisers selbst — so unbillig und unpolitisch er auch die Brabanter behandelte — kaum halb so viel Elend über dieses Land gebracht haben, als

die gegenwärtige Unordnung und Gesetzlosigkeit, als die Excesse einer rohen, an Subordination *) nicht gewöhnten Miliz. Ich bin überzeugt, daſs die Brabanter — von den Franzosen rede ich jetzt nicht — besser daran thäten, unter den friedsamen Zepter des weisen und gerechten Leopolds zurückzukehren. Er macht — den zuverlässigsten Nachrichten zufolge — kein Geheimniſs daraus, daſs er die Grundsätze seines Bruders miſsbilligt.

Der M. Kein Kontrast im Denken und Handeln könnte gröſser seyn, Baron! Mit Vergnügen würde ich dem neuen östreichischen Monarchen huldigen. Aber vielleicht denken die Brabanter: was einmal geschehen ist, kann mehrmals geschehen. Unter Leopolds Regierung freilich, hätten wir keine Zernichtung unserer alten Konstitution zu

*) Das Militärgesetz, nicht räsonniren zu dürfen, hat in der Natur und Bestimmung des Militärs seinen guten Grund.

fürchten. Er ist ein weiser Vater, der das Glück seiner Kinder ernstlich will. Aber ist er nicht sterblich? Wer leistet uns die Gewähr, daſs nach hundert Jahren —

Der B. — wieder ein Leopold regiert? Markis! ich bilde mir ein, wenn der Nation ihre alten Rechte und Freiheiten jetzt wieder auf die solenneste Art zugesichert würden, so würde das Andenken der Greuel, welche der Despotismus gewirkt hat, die künftigen Regenten von Erneuerung jener traurigen Auftritte zurückhalten. *Le monde va toujours en se raffinant un peu,* sagte der Patriarch zu Ferney. Man wird sein eigenes Interesse besser kennen lernen, und aus Liebe zur Ruhe und Sicherheit wird man unnöthigen Zwang verabscheuen, wird den durchdachten Grundsätzen Leopolds folgen. Die Völker selbst, die im Freiheitsschwindel taumeln, werden der Gesetzlosigkeit, welche so manche Narren mit der Freiheit verwechseln — um ihrer tiefgefühlten unseligen Folgen willen, überdrüssig werden und sich nach dem Schutze der

Gesetze, welcher die respektirte Autorität der Gesetze unterstellt, und nach der Wiederherstellung des Ackerbaues, der Manufakturen und des Handels sehnen.

Der M. Es ist nur betrübt, daſs man insgemein so spät und nur durch Schaden klug wird.

Der B. Am allerbetrübtesten ist es, wenn die Leute von Tollmannshausen sich gegen ihre Obrigkeit gerade darum empören, weil sie ihr wahres Wohl durch die zweckmäſsigsten Mittel befördert, die — aus Unverstand nur von dem groſsen Haufen nicht dafür erkannt werden. Vater! möchte ich dann — durchdrungen von Schmerz über das bisarre Loos der Sterblichen, welche durch eine Art von Nothwendigkeit zur Sottise verdammt zu seyn scheinen — ausrufen: Vater, der du deine Kinder, die das Schicksal dir gab. so gern glücklich sehen wolltest, vergieb ihnen! denn, wahrlich! sie wissen nicht, was sie thun.

Der M. Ein andermal mehr! Für diesmal muſs ich nach Hause eilen. Leben Sie wohl.

Achtes Gespräch.

Das Recht zu strafen, und Endzweck der Strafen.

Ogni pena, che non derivi dall' assoluta necessità, é tirannica.

BECCARIA.

Der Baron.

Guten Morgen, Markis! Sie lesen? Ich darf Ihre Andacht nicht stören!

Der M. Sagen Sie lieber — meinen Ärger. Nie hat mich die Lektüre so verdriefslich gemacht.

Der B. Zum Henker, Markis, wenn die Lektüre, weit entfernt Sie zu amüsiren, Sie noch gar verdriefslich macht, so verkaufen Sie heute noch Ihre Bibliothek an einen Trödler. Aber darf ich fragen, was lesen Sie eben?

Der M. Die Beschreibung des Schiffziehens an der Donau, im Göttinger Taschenkalender 1789.

Der B. Und diese grofse Erfindung giebt Ihnen übeln Humor? Hatte sie nicht, wie ein gewisser N. N. sagt, in der Menschenliebe des Erfinders ihren Grund? Er wollte Menschenleben, welches dem Staate so wichtig ist, erhalten, und nun substituirte er den Todesstrafen —

Der M. — ein Übel, welches gröfser als der Tod ist. Gott bewahre uns vor den sichtbaren Wirkungen einer solchen unsichtbaren Menschenliebe!

Der B. Ein gehenkter Dieb, sagt, wo mir recht ist, Meister Arouet, ist zu nichts nütze. Der Staat, zumal wo er mit der äufsersten Weisheit regiert wird, nützt alles. Selbst der Gassenkoth und das Auskehricht wird gesammelt, d. h. erhalten, weil man noch einige Äkker damit düngen kann. Den Auswurf der Societät, *Fex populi*, der in andern Ländern die Galgen an der Landstrafse bevölkert, siehet man, wenn man am Ufer der Donau spatzieren gehet, Schiffe ziehen. Der Dieb am Galgen, was bringt

er dem kaufmännischen, judenzenden Staate ein? Er ist bloſs ein Schmaus, den der Staat den Krähen, Raben und Geiern giebt, und höchstens eine Lektion, ein *Sta viator!* für den Vorübergehenden, der das Gebot: du sollst nicht begehren! vergessen haben könnte. Aber der Schiffzieher stellt den Vorüberreisenden ein lebendes Bild des gröſsten menschlichen Elends dar, verbindet mit der Lektion, die er giebt, auch noch Arbeit, dieses groſse Thema der Frohnvögte!

Der M. Wenn ich Ihre Manier nicht kennte, Baron, so würde ich mich über Ihre Apologie des Schiffziehens ärgern. Aber mir deucht, Sie denken von dieser Strafe, wie ich. Es würde mir angenehm seyn, wenn Sie mir bei dieser Gelegenheit Ihre Gedanken vom Strafrecht und dem Endzweck der Strafen mittheilten.

Der B. Wenn Sie es befehlen, Herr Markis! Sie erlassen mir also die Fortsetzung meiner Apologie des Schiffziehens, die mir um so viel nöthiger schien, da ich

sehe, dafs Sie vielleicht, aus patriotischer Vorliebe für die Bastille und die *Lettres de cachet* Ihrer Könige, gegen die Erfindungen und Vorzüge der böotischen Teutschen ungerecht sind?

Der M. Ich erlasse Ihnen diese Apologie von ganzem Herzen. Aber, da ich im Definiren nicht geschickt bin, so sagen Sie mir, was Strafe ist? Ich fühle es zwar, was sie ist, kann es aber nicht sagen, wenn ich gefragt werde; ungefähr so, wie es dem heiligen Augustinus ging, wenn man von ihm erfahren wollte, was die Zeit für ein Ding sey?

Der B. Mir ist Strafe ein physisches Übel, welches jemand um eines sittlichen Übels willen zugefügt wird. Eine Strafe, die gar nichts vom physischen Übel enthielte, würde unsere Sinnlichkeit entweder gar nicht, oder doch nicht auf eine unangenehme Art afficiren, würde also kein Übel, keine Strafe seyn. Dafs aber dieses Übel um eines moralischen Übels willen zugefügt

wird, das, Markis, werden Sie nicht bezweifeln. Straft man uns deswegen, weil wir bucklicht, lahm, wahnsinnig oder taub sind?

Der M. Wenigstens sollte man es nirgends thun. Aber geben Sie mir Ihren Begriff vom moralischen Übel. Was das physische ist, weiſs ich. Noch gestern stach mich eine Wespe in Ihrem Garten, und im vorigen Jahr bestahl ein Bedienter meine Börse.

Der B. Ich kondolire Ihnen, Herr Markis, daſs Sie auf einem so unbequemen Wege zum Begriff des physichen Übels gelangt sind! Da es nun aber einmal nicht anders ist, da Sie den Wespenstich weghaben, so wie Ihr Bedienter die Börse, so lassen Sie uns den Unterricht, welchen diese bösen Kreaturen Ihnen um einen so hohen Preis ertheilt haben, dazu nützen, aus ihm auch noch den Begriff des moralischen Übels zu entwickeln. Finden Sie in der Handlung einer Wespe, die Sie durch das Schlagen

mit Ihrem Schnupftuche toll gemacht hatten, etwas sittlich böses?

Der M. Ach! nein, Baron! Die Bestie that, wie sie klug ist. Sie wuſste nicht, sie konnte es nicht wissen, daſs ein Gesetz verbietet, jemand zu stechen, oder sonst zu verletzen. Sie hat die Idee des Gesetzes nicht, also auch nicht die Idee der Gesetzmäſsigkeit oder der Gesetzwidrigkeit ihrer Handlungen.

Der B. Vortreflich, Markis! Auf Ehre! Sie haben schon, wer weiſs wie viel *gradus ad Parnassum* erstiegen, und sind auf dem Wege, den Doktorhut der Philosophie anzunehmen. Aber was Sie bewegt, ihn zu verschmähen, galanter Markis, das ist vielleicht nur die unmodische, kredenztellermäſsige Form und die Rosenfarbe dieser Art Kappen. Sie sagten, Ihre Wespe habe vom Gesetze nichts gewuſst. Sie entschuldigten das Thierchen mit seiner Dummheit, und Ihre Bemühung, es zu exkulpiren, macht Ihrem Verstande vielleicht noch mehr Ehre, als Ihrem

guten Herzen. Aber Sie hätten Ihrer Schutzrede auch noch beifügen können: im Grunde war ich der erste Beleidiger. Die Wespe rächte sich nur. Die Rache ist das Vergnügen der Götter und Menschen, wie der Atreus des Prinzen Castriotto von Albanien uns belehrt. Warum nicht auch der Wespen? Haben sie nicht ihren Stachel so gut, wie Jupiter seinen Donnerkeil, oder unser Freund Markis sein zum Schlagen zusammengedrehetes Schnupftuch? Der Markis schlug, ehe die Wespe stach. Er hatte ihr zuerst den Krieg angekündigt. Und so viel Recht, als Er hatte, nach der Wespe zu schlagen, hatte sie auch, nach ihm zu stechen. Die Wespe lebte mit dem Herrn Markis nicht im Staate, ob sie gleich, wiewohl ohne seinen Consens, mit ihm im Lande lebt. Denn Gesellschaft setzt einen Grad der Gleichheit, eine gewisse Homogenität unter den Verbundenen voraus, und wir sind mit der Wespe nicht homogen genug, um mit ihr in Gesellschaft zu leben. Sie hätte also über den Klapps,

den der Markis ihr gab, weder bei der Nationalversammlung zu Paris, noch bei dem *Foro temporario* des bei uns nur einige Zeit sich aufhaltenden Markis, libelliren können. Unsere Gesetze sind, jedoch vorbehältlich aller ihrer Ehren! so wenig dazu gemacht, die Wespen gegen die Neckereien unserer promenirenden Markis zu schützen, als diese letztern gegen den Stachel der Wespen sicher zu stellen. *Casum sentit Dominus*, sagen die römischen Gesetze, und ich sagte es auch, als ich einmal die Treppe hinunterfiel.

Der M. Aus dem Abentheuer mit der Wespe liefse sich also der Begriff des sitt lichen Übels nicht entwickeln?

Der B. Wenigstens nicht auf die Handlung der Wespe anwenden.

Der M. Aber was fangen Sie nun mit meinem Bedienten und der Börse an?

Der B. Den ersten sperre ich ein, wenn ich ihn erst habe; die andere gebe ich Ihnen, ebenfalls unter dieser Voraussetzung, wieder.

Der M. Ehe es aber dahin kommt, sehen Sie nur zu, Baron, ob Sie aus diesem Ereignifs den von mir gesuchten Begriff abwickeln können.

Der B. Nichts ist leichter. Erlauben Sie mir nur, ehe ich zum Werk schreite, mein Brevier zu beten.

Der M. Ihr Brevier? Sie? ein Ketzer?

Der B. *Atque ipsa utilitas, justi prope mater et aequi.*
Quum prorepserunt primis animalia terris,
mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro
pugnabant armis, quae post fabricaverat usus:
donec verba, quibus voces sensusque notarent,
nominaque iuvenere. Dehinc absistere bello,
oppida coeperunt munire et ponere leges.
Jura inventa metu injusti.

Der M. Haben Sie ausgebetet?

Der B. Ja!

Der M. Und dieses Gebet, oder diese Theorie vom Ursprunge des Rechts, stehet,

wie ich mich erinnere, im Horaz. Ist sie wirklich die Ihrige?

Der B. Das ist sie. Ich weiſs keine, die natürlicher, oder nur eben so natürlich wäre. Sie gefällt mir besser als die, welche mein Liebling unter den alten Historikern, Tacitus, irgendwo angiebt. Er hält da der Mäſsigung, der Uneigennützigkeit, den wenigen Bedürfnissen und guten Sitten der Urmenschen, in wenigen aber beredten Zeilen eine Art von Lobrede; und läſst hinterdrein die Gesetze, gleichsam als ein nothwendiges Übel, als einen Damm gegen das bei vervielfältigten Bedürfnissen eindringende Verderbniſs der ehemaligen guten Sitten, entstehen. Ich denke mit unserm Venusiner, daſs die Menschen sich erst um Eicheln und ähnlicher Dinge willen mit Klauen und Fäusten kratzten und baxten, hernach sich der Keulen und Prügel, wie Herkules auf alten Schildereien, bedienten, bis sie zuletzt künstlichere Waffen erfanden. Sehen Sie den Schild des Herkules beim Hesiodus, be-

trachten Sie das Gemälde des Streits der Lapither und Centauren, wo das mehr gebildete Volk schon mit artificiellen Waffen das rohere noch mit Stangen oder jungen Bäumen ficht.

Der M. Wahrhaftig, Baron, ich muſs über Horazens Idee lachen, daſs die Menschen sich schon kratzten und schlugen, ehe sie noch einmal verständlich pappeln konnten. Die Schläge fallen in der vierten Zeile, welche Sie mit so vieler Begeisterung recitirt haben; die Wörter und Namen werden erst in der sechsten und siebenten erfunden.

Der B. Zum Uneinswerden oder Prügeln gehört weder Vernunft noch Sprache. Unsere Ahnherren — *Sit dictum absque animo injuriandi!* — glichen etwa unsern ungezogenen Kindern, welche über einen Weck oder über Spielsachen sich raufen, gerade, weil sie noch keine Vernunft, fast nur Instinkt haben.

Der M. Sind Sie aber durch Ihr Brevier nicht von dem geraden Wege abgekommen,

men, der uns zur Entwickelung des Begriffes vom sittlichen Übel aus dem Diebstahl meines Bedienten führen sollte?

Der B. Fürchten Sie keinen Holzweg, und noch weniger ein gänzliches Verirren. Wir eilen mit starken Schritten dem Ziele zu. Ich allegire den Horaz lieber als den Hobbes, und seine Verse enthalten über vielerlei Dinge meine eigene Philosophie. — Um Sie aber nicht ungeduldig zu machen, Markis! — Ihr Bedienter wufste es, konnte und mufste es wissen, dafs er nicht in den Zeiten des von Horaz beschriebenen Faustrechts lebte, dafs schon "Gesetze gegeben waren"

Ne quis fur esset, neu latro.

HORAT.

Er mufste es wissen, dafs die Beobachtung dieser Gesetze — ohne welche die Societät ihren Zweck nicht erreichen könnte — die nothwendige Bedingung ist, unter welcher der Staat ihn in seinen Schoofs aufnahm, duldete, beschützte. Die Infraktion dieser

Gesetze ist eine dem Staat zugefügte Beleidigung, welche der Staat zu ahnden befugt, und, als der Stärkere, vermögend ist. Ihr Bedienter wufste, dafs es verboten ist, zu stehlen, dafs ein Dieb also unrecht thue. Er hatte gewifs einen, obgleich nicht entwickelten, Begriff vom Unrecht.

Der M. Das moralische Übel wäre also wohl am Ende nichts als Unrecht?

Der B. Ganz richtig, Markis. So wie die Gerechtigkeit — die strenge Befolgung der Regel: *suum cuique!* — der Mittelpunkt aller Tugenden des Bürgers ist: so ist ihr Gegentheil, das Unrecht, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, die Summe alles sittlichen Übels. Horaz hätte in dem schönen Verse: *Jura inventa metu injusti,* statt des Unrechts, eben so füglich Beleidigungen, die in physischen Wirkungen eines Menschen auf den andern bestehen, setzen können. Denn — ich bitte Sie, diesen Satz wohl zu merken! — wir könnten den Begriff des sittlichen Übels, d. h. des Unrechts, nicht

haben, ohne den ältern oder frühern Begriff des Leidens, d. h. eines physischen Übels, zu haben. Dieser letztere Begriff nun setzt unangenehme Sensationen, mithin — die physische Sensibilität, ohne welche es — wenigstens in unserm jetzigen Zustande — für uns weder Güter noch Übel geben könnte, voraus. Sie sehen also, Markis, daſs selbst unsere moralischen Begriffe, welche nebst einigen metaphysischen von der Materie und Bewegung am weitesten entfernt zu seyn scheinen, die physische Sensibilität voraussetzen.

Der M. Das Unrecht meines Bedienten bestand also darin: daſs er der Kenntniſs, die er vom Gesetze hatte, zuwider handelte. Dieses Gesetz hat die allgemeine Vernunft vom Interesse geleitet; das heiſst: der allgemeine Wille der Gesellschaft diktirt etwas, womit der Wille jedes einzelnen Gliedes der Gesellschaft nothwendig harmoniren muſs, weil im entgegengesetzten Falle der Theil sich vom Ganzen trennen, und in einer der

Direktionslinie des Ganzen contrairen Richtung wirken würde. — Um eines sittlichen Übels willen wird dem Beleidiger der Gesellschaft ein physisches Übel zugefügt. Dieses heifst Strafe.

Der B. Vortreflich, Markis. Der Ursprung des Strafrechts ist nur in unserm unvertilgbaren Grundtriebe — oder, welches hier eins ist, im Rechte — der Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung zu suchen. Dem Staat kommt diese Tendenz, oder dieses Recht, sich in seinem Seyn zu erhalten, und folglich alle Übel, die seinen Zustand alteriren oder verschlimmern könnten, so weit seine Kräfte reichen, von sich zu entfernen, eben so gewifs zu, wie diese Tendenz, die im Wesen der Dinge, also auf Nothwendigkeit gegründet ist, dem einzelnen Menschen im Naturstande zukommt. Folglich hat der Staat auch ein Recht, Beleidiger zu strafen. Übertretung der Gesetze, die dem Zweck des Staats als Mittel untergeordnet sind, — ist Beleidigung der

ganzen, zu jenem Zwecke vereinigten, Gesellschaft.

Der M. Hat etwa jeder Einzelne bei seinem Eintritt in den Staat, sein Recht Beleidigungen zu ahnden, durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag auf den Staat transferirt?

Der B. Markis! ich kann das ewige Spiel gewisser Doktoren mit ihren eingebildeten Verträgen nicht leiden. Wozu Verträge dichten, wenn der Grund der Gültigkeit dieser Verträge — ihre Existenz vorausgesetzt — zuletzt doch nirgends, als in der Nothwendigkeit, oder in dem allgemeinen Interesse der Menschen zu finden ist? Diesen Grund in dem Willen eines hyperphysischen Wesens suchen, heifst die Nothwendigkeit, die nur in und auf sich selbst gegründet seyn kann, zuletzt, und in höchster Instanz, einer Willkühr unterwerfen, mithin die Nothwendigkeit zugleich setzen und aufheben. — Der Staat ist ein Aggregat, oder richtiger zu reden, ein System von sub- und coordinirten

Kräften, die zu Einem gemeinschaftlichen Zwecke wirken. Diese Kräfte wirken — wie alle Kräfte — nach einer in ihrem Wesen gegründeten Regel. Die Einheit des Zweckes der coordinirten erfordert Einheit der Regel ihres Zusammenwirkens. Dieses Zusammenwirken hat die Erhaltung des Ganzen zum Gegenstande. Diesen Gegenstand nennen wir Zweck, in so fern wir uns unserer Tendenz, unseres Bestrebens die Erhaltung zu bewirken, bewufst sind. Diese Tendenz selbst aber, die wir auch weder nach Gefallen hervorbringen, noch jemals unterdrücken können, hängt weder von unserer eigenen, noch von irgend eines andern Wesens Willkühr ab: oder, auch die geometrischen Wahrheiten müfsten eine solche Willkühr zur Basis haben. An der ersten Bildung der Gesellschaften, so wie an der Art und Weise, wie wir jetzt noch dem Staate einverleibt werden, haben Vernunft und Willkühr so wenig Antheil, wie an der Bildung der Bienenrepublik, des Ameisenstaates, der Bibersocietäten.

Der M. Erlauben Sie mir, Baron, noch Ihre Meinung von dem Endzwecke der Strafen zu begehren. Ich werde mit Vergnügen Ihr Schüler seyn.

Der B. Ich erinnere mich, in den attischen Nächten *) des Aulus Gellius gelesen zu haben; es gäbe, nach dem Urtheil der Philosophen, einen dreifachen Zweck der Strafen. Der erste sei — die Besserung des Betrafteen. In dieser Beziehung ist die Strafe also in der moralisch-politischen Welt ungefähr das, was in der physich-medizinischen und *respective* chirurgischen, eine Dosis Rhabarber, Sennesblätter, oder etwa die Amputation im Falle der Unheilbarkeit eines Gliedes ist; wiewohl letztere eigentlich ein Mittel zum dritten Zwecke, nehmlich, der Statuirung eines Exempels, ist. Der andere Zweck der Strafen ist — die Rache.

Der M. Pfui, Baron! das ist ein häßlicher Zweck. Man vermehrt die Summe der Übel, die der Verbrecher gestiftet hat,

*) Lib. VI. Cap. 14.

durch ein neues Übel! Das kommt mir vor, als ob ein Arzt einem Fleckfieberpatienten, der das Unglück gehabt hätte, einige Leute mit seinem Gifte zu inficiren, die Pest einimpfen wollte.

Der B. Die Philosophen, welche die Rache zum zweiten Zweck der Strafen machen, verstehen darunter die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des gekränkten Ansehens und der Würde einer Person, welche man, um des gemeinen Bestens willen, als heilig, d. i. unverletzlich, betrachten mufs.

Der M. Das lasse ich gelten. Wenn ein Bauerntölpel einem andern von derselben Art eine Ohrfeige giebt, so verdient er wohl, auf eine Weile in den Thurm gesteckt zu werden. Gäbe er aber die Ohrfeige dem fungirenden Prätor, so würde man ihn hoffentlich auf einige Jahre in das Zuchthaus, bei Wasser und Brodt, sperren, und ihn zum Willkommen und Abschied mit einer gewissen Zahl von Peitschenhieben regaliren lassen. — — An der Erhaltung des obrigkeitlichen Ansehens — ohne welches alle

Greuel der Selbstrache und Anarchie eintreten würden — ist der Societät noch weit mehr als an dem Fell eines einzelnen Bauern gelegen.

Der B. Der dritte Zweck der Strafen ist: die Statuirung eines Exempels. — *Ut ceteri*, wie Gellius sagt, *similibus a peccatis, quae prohiberi publicitus interest, metu cognitae poenae deterreantur.* Hoffnung und Furcht sind die beiden ewig wirksamen Triebfedern unseres Thuns und Lassens. Der weise Gesetzgeber nützt diese Leidenschaften, als Mittel, zu seinem Zwecke. Bei vielen Menschen vertritt die Furcht des Galgens oder des Staupenschlages die Stelle des Gewissens, oder des sittlichen Gefühls. Lassen Sie uns aber gestehen, Herr Markis, dafs jene drei Zwecke der Strafen gemeiniglich kombinirt, oder beisammen, Statt finden. Nur, dafs bei Todesstrafen der erste, oder eigentlich nur zuerst genannte Zweck, die Besserung des Bestraften, wegfällt. Indefs — nöthigen mich Geschäfte, nach Hause zu eilen. Leben Sie wohl, bis auf Wiedersehen!

Neuntes Gespräch.

Über reelle und persönliche Majestät.

Der Markis.

Da las ich eben die Zeitungen, Baron. Wem muſs nicht bei'm Gemälde der gegenwärtigen Unordnungen in Frankreich, und der Ausschweifungen, die der rasende Pöbel ohne alle Scheu der Gesetze verübt, die Galle überlaufen?

Der B. Ich verabscheue die vielen unnöthigen Grausamkeiten, die man begehet. Ich miſsbillige die tollen Ausschweifungen des Pöbels so sehr, wie jemand sie miſsbilligen kann. Aber, Freund, ob *Sie* gleich bei der Veränderung in ihrem durch Despotismus und Anarchie wechselsweise unglücklich gemachten Vaterlande einiges eingebüſst haben mögen, und ob Sie gleich mit vielem Rechte sich gegen die gewaltthätigen Über-

treter der Gesetze ereifern, so hüten Sie sich dennoch, der ganzen Nation, oder ihren ehrwürdigen Repräsentanten, das zum Verbrechen anzurechnen, was blofs Folge des gränzenlosen Elends und der dadurch erzeugten Verzweiflung ihrer bisher am meisten gedrückten Glieder ist. Lassen Sie uns vielmehr, wenn wir unpartheiisch und gerecht seyn wollen, jenen unseligen Aristokraten Vorwürfe machen, welche durch Mifsbrauch der königlichen Autorität zur Befriedigung ihrer schändlichen Leidenschaften, ein sonst seinen Königen sehr ergebenes Volk zu diesen Tiefen des Elends und der Verzweiflung herabgebracht haben.

Der M. Ich wünsche von Ihnen zu hören, Baron, wie Sie Sich die Begriffe der reellen und der persönlichen Majestät, und den Ursprung dieser beiden Majestäten erklären? Ich will, wenn es möglich ist, mein persönliches Interesse, als Markis, vergessen, und nur das Interesse, welches ich als Mensch und Bürger mit allen andern Men-

schen und Bürgern gemein habe, zu Rathe ziehen.

Der B. Gottlob! daſs Regenten uns jetzt nicht mehr aus einer so natürlichen und nothwendigen Untersuchung ein Verbrechen machen *). Diese Väter ihrer glücklichen, zufriedenen und dankbaren Völker sehen ein, daſs *sie* nichts dabei verlieren, nur in den Augen des Publikums, dessen Urtheil ihnen nie gleichgültig seyn *kann*, und an Liebe, Achtung und Zutrauen, gewinnen können, daſs ferner ihre Autorität zufolge ewiger Naturgesetze, Schranken haben muſs, daſs die ächte Philosophie, welche gewisse Feinde des menschlichen Geschlechtes unter allerlei nichtigen Vorwänden so gern verdächtig machen möchten, jede rechtmäſsige Autorität unabänderlich respektirt, und deren

*) Zum Ruhm unseres teutschen Vaterlandes sei es gesagt, daſs viele unserer Fürsten wirklich so hell und edel denken. Ausnahmen zeigen sich zwar hin und wider, *mais — ils ne tirent plus à consequence.*

Beibehaltung mit weltbürgerlichem Eifer, ihrem grofsen Berufe treu, den Völkern predigt. Jene angebeteten Fürsten, die, nach dem Beispiel Friederichs des Grofsen, es für ihren Ruhm halten, Philosophen in der edelsten Bedeutung des Wortes zu seyn, würden ihren Charakter in den Augen des unbestechlichen und unerbittlich richtenden Publikums unheilbar zu beschimpfen und ihre grofsen Ansprüche auf die Verehrung des menschlichen Geschlechtes zu verlieren fürchten, wenn sie der prüfenden Kritik einen Gegenstand entreifsen wollten, der, wie alle menschliche Dinge, ganz unstreitig vor das Tribunal dieser kompetenten Richterin gehört.

Der M. So denke ich auch, Freund. Aber lassen Sie uns zur Sache kommen! Sie haben neulich bei einer andern Gelegenheit insinuirt, dafs die Majestät zu den Dingen gehört, die sich definiren lassen. —

Der B. Wir sind damals schon übereingekommen, *was* die Majestät eigentlich

sei? Wir haben ihre Unterscheidung in die reelle und persönliche anerkannt — mit Erlaubnifs der Doktoren, welche hier eine gewisse Identifikation behaupten zu müssen glaubten. Es käme jetzt noch darauf an, zu wissen, *wie* das definissable und definirte Ding eigentlich zur Welt gekommen ist? und *wo* es seit dem Moment seiner Geburt eigentlich seinen Sitz hat? —

Der M. Wir befinden uns also, wie ich merke, mit der Majestät nicht in dem nehmlichen Falle, worin wir uns mit der Seele befinden. Einige Philosophen haben dafür gehalten: man wisse nach dreitausendjährigen Spekulationen weder, *was* sie sey? noch, *wie* sie entstanden sei? noch, *wo* sie uns eigentlich sitze? — —

Der B. Die politischen und moralischen Wesen, lieber Markis, sind in einer gewissen Beziehung — wenn ich mich so ausdrücken darf — traitabler, als die metaphysischen. Wenn man die letztern als Abstraktionen, die unser Geist sich selbst

macht, behandelt; so scheinen manche Schwierigkeiten, und die Widersprüche wegzufallen, in die man sich verwickelt, wenn man Verneinungen und abgezogene Begriffe an die Stelle wirklicher, für sich bestehender Wesen setzt, und Wirklichkeiten aus ihnen, als aus Ursachen oder Gründen, ableitet. Aber dieser Gesichtspunkt führt bisweilen zu Resultaten, welche denen entgegen sind, die man herausbringen wollte, und bisweilen durch die gewöhnlichen Paralogismen der Schulen, dem täuschenden Anschein nach, wirklich herausbrachte. — Doch, das gehet uns hier nichts an. Was den Ursprung und Sitz der *reellen* Majestät betrift, so bin ich der Meinung vieler andern ehrlichen Leute, daſs selbst in der Monarchie die Nation allezeit die *reelle* Majestät, und ihr sichtbares Oberhaupt nur die *persönliche* habe. In der That weiſs *ich* den Ursprung der dem ersten Diener des Staates beiwohnenden persönlichen Majestät aus keiner andern Quelle, als

aus der reellen Majestät der Nation abzuleiten.

Der M. Stehet Ihnen denn nicht der Himmel offen? der Himmel, von welchem das göttliche Recht der Könige — um's Himmels willen, lachen Sie nicht, Baron! — eben so gewiſs herabgekommen ist, als die Suren und Ajeds des Koran, als die Oriflamme und die kleine artige Bouteille, woraus die allerchristlichsten Könige zu Rheims gesalbt werden? — —

Der B. Ja, wenn es eine Ampulle mit gutem Champagner wäre, so wollte ich es minder unwahrscheinlich finden, daſs die Götter uns diese Nektarflasche von ihrer Tafel heruntergelassen hätten. Aber wir kennen Gottlob! die Fabrikanten des heil. Salböhls, so wie wir das Recept in Hallens natürlicher Magie finden, nach welchem die rothe Pomade gemacht wird, die im schönen Parthenope das Blut des San-Gennaro vorstellt. Setzen Sie, die Nation habe gar keine Majestät, alsdann hat sie auch keine

Majestät

Majestät geben oder übertragen können. Woher käme denn die des Regenten? Wir müſsten sie — vom Himmel herabsteigen lassen. Er ist das alte Asyl der Unwissenheit. Sie kreidet den Ursprung aller Dinge, deren Wurzel sie auf der Erde nicht finden kann, auf die Rechnung des Himmels.

Der M. Ich habe einen Freund, welcher den Ursprung der eingeschränkten Monarchie und der Republik von Menschen, und den Ursprung der Despotie vom Teufel, oder gar vom bösen Grundwesen der Manichäer, herleitet. Das Recht der Despoten, oder das *tel est nôtre plaisir* wäre also ein *Jus diabolicum.* Sie sagten mir einst, Baron: der Regent sei das Organ oder Sprachwerkzeug des allgemeinen Willens, und der allgemeine Wille sei nichts als das Resultat der Vereinigung oder Übereinstimmung aller einzelnen Willen. —

Der B. Man raube der Nation die reelle Majestät, und sie ist keine Nation mehr. Ich kann sie von einer Heerde Lastvieh

nicht unterscheiden. Wozu hilft es, dafs sie vor dieser die Vernunft voraus hat, wenn diese Vernunft in den bürgerlichen Beziehungen, d. i. gerade in denen, woran uns alles gelegen ist, unbrauchbar seyn und ohne Effekt bleiben? wenn in Ansehung des politischen Verhältnisses, blinde Unterwerfung unter ungereimte Kaprizen gerade so Pflicht seyn soll, wie es nach der Meinung gewisser Leute blinder Glaube in Ansehung des religiösen Verhältnisses ist? wenn die Vernunft den Willen nicht erleuchten, oder ihn vergebens erleuchten soll, weil — das Volk, welches, wie man weifs, aufser den *Prinzen*, nur in *Sklaven*, nach der Theorie der Sultane von Marocco, bestehet, keinen Willen zu haben, sondern blofs den Despoten in den Tag hinein *wollen* zu lassen verbunden ist? Ich ergrimme, ich schäme mich, ein *Mensch* zu seyn, wenn ich an die abscheulichen Folgen eines so widernatürlichen und unvernünftigen Systems denke! Wofern ich von irgend einer auf Thatsachen

beruhenden Wahrheit überzeugt bin, so ist es von dieser: dafs die gröfsten Calamitäten, welche unsere unglückliche Race von jeher betroffen und zu Boden gedrückt haben, aus dem gleich unseligen religiösen und politischen Aberglauben geflossen sind.

Der M. Seitdem ich fähig gewesen bin, bei Lesung der politischen und Kirchengeschichte — dieser grofsen Sammlung von Thorheiten und Greueln aller Art — selbst zu denken, besonders seitdem Fra Paolo Sarpi mich auf die Handlungen der ehemaligen Vorsteher der Kirche, und der Grofsen, welche jene Dalai-Lamas nach Gefallen wirthschaften liefsen, weil eine Krähe der anderen die Augen nicht aushackt, aufmerksamer gemacht hat, als ich es zuvor gewesen war: seitdem habe ich Gelegenheit genug gehabt, mich von der Wahrheit Ihrer Behauptung zu überzeugen. Aber darf ich Sie bitten, Baron, damit ich desto gewisser seyn kann, Sie recht verstanden zu haben, mir ein Beispiel von dem zu ge-

ben, was Sie politischen Aberglauben nennen? — —

Der B. Ehe ich Ihr Verlangen befriedige, nur noch ein Wort! Sie erwähnen meines Lieblings Fra Paolo Sarpi. Wie viel lieber liest ihn nicht ein Philosoph, als den weit orthodoxern, d. h. dem eigennützigen System der römischen Curie weit günstigern, Pallavicini, der uns auch mit einer Geschichte des tridentinischen Concilii beschenken zu müssen geglaubt hat! Aber zu Ihrer Frage! Um Ihnen ein Beispiel vom politischen Aberglauben zu geben, führe ich Ihnen den Köhlerglauben an die legale Allmacht des *tel est nôtre plaisir,* oder *stet pro ratione voluntas!* an.

Der M. Hélas! braver Baron! Ich kenne keinen absurderen Gemeinplatz in dieser an Gemeinplätzen so reichen Welt, als dieses *Shah Nadirsche tel est notre plaisir!* Ich wünschte, daſs es — zur Ehre unserer Gattung! — nie ein Fürst in den Mund genommen hätte.

Der B. Im Anfange, als diese Ihnen so odiöse Formel zuerst aufkam, mag sie wohl nichts als eine unschuldige Floskel im Kanzleistil, und von keiner schlimmeren Bedeutung gewesen seyn, als Junker Siegfrieds von Lindenberg majestätisches: so will ich! Aber *verba valent sicut nummi.* Mit der Zeit ändert sich die Bedeutung der Wörter, welche ohnehin bisher nur selten mit derjenigen Genauigkeit festgesetzt worden ist, die den durch Missbrauch der Wörter veranlassten Irrthümern zuvorkommen könnte. Exegeten von einer gewissen Art forschen in den *Buchstaben* der Schrift, und ohne sich um den vermuthlichen Sinn der ersten Urheber zu bekümmern, schieben sie den geduldigen Formeln *ihre* Gedanken unter, und — beweisen alles daraus, was sie zu beweisen dienlich erachten. — —

Der M. Ich verstehe Sie, Baron! Es ist viel Sinn in dem, was Sie da sagen! Sie behaupteten vorhin, den wahren Sitz der reellen Majestät, selbst in der Monarchie,

nirgends anders als bei der Nation antreffen zu können, welche Regenten *kreirt*, ansetzt, oder bestellt, und — wie die besten Doktoren des Natur- und allgemeinen Staatsrechtes längst gelehrt haben — in gewissen Fällen auch das Recht hat, unfähige oder unwürdige Regenten zu dethronisiren. Nur die persönliche Majestät — welche immer auch Majestät, und sehr zu respektiren ist — wohne dem sichtbaren Oberhaupte der Nation, ihrem obersten Repräsentanten, dem Organ des *allgemeinen vernünftigen Willens*, bei. Sie ist der Abglanz der Herrlichkeit der *reellen* Majestät der Nation, und die Nation ist keine *Sache*, die als Eigenthum, etwa wie eine Heerde Hämmel, von jemand besessen, geschoren, veräusert werden kann. Nein! sie ist ein fortdaurendes Aggregat von Personen, welche als vernünftige und vervollkommliche Wesen nicht blofs Mittel zu einem *aufser ihnen* befindlichen Zwecke seyn können, sondern *selbst* als Zweck der politischen Anordnungen und Einrichtungen angesehen werden müssen. — —

Der B. Ich gestehe es Ihnen — und würde es Ihnen noch gestehen, wenn wir auch hunderttausend Zuhörer hätten, *) — daſs diese Theorie mir, mit allergnädigster Erlaubniſs der Sultane zu Constantinopel, Ispahan, Mequinez, und wo es sonst dergleichen im Orient und Occident noch geben mag, auch ihrer *ersten Sklaven* und Hofjuden, sammt und sonders! nicht nur die natürlichste und menschlichste, sondern auch evident, wie die Mittagssonne am wolkenlosen Himmel zu seyn scheint. Ich glaube die Einwürfe ziemlich zu kennen, welche einige Doktoren dagegen vorgebracht haben; aber da ich einmal am Beichten bin, so gestehe ich noch ferner: daſs diese Einwürfe mir theils nur unzeitige Schmeichelei gegen gewisse Despoten zu seyn scheinen, theils aber nur die Idee erregt haben, daſs es Ihren Proponenten nicht gelun-

*) Die Menschen, sagt Wieland, bleiben nicht ewig Kinder, und es ist endlich einmal *Zeit*, sie als erwachsen zu behandeln. — —

gen ist, ihre Theorie auf erste und unläugbare, aus der Natur der Dinge selbst gezogene, Grundsätze zurückzuführen. —

Der M. Ehe ich nach Hause gehe, nur noch eins! Ich glaube nicht einmal, daſs Sie nöthig haben, Ihre Theorie umständlich zu rechtfertigen. In ihrem ganzen Umfange erkannt und angewendet, kann sie für das menschliche Geschlecht nicht anders als ehrenvoll und wohlthätig seyn, was für ein besonderes — dem *allgemeinen* entgegengesetztes — Interesse auch dieser oder jener Despot haben mag, das Gegentheil von Ihren Sätzen den Leuten einprügeln zu lassen. Das gröſste von allen Verbrechen in den Augen des Philosophen ist — das *crimen laesae humanitatis.* —

Zehntes Gespräch.

Ungültigkeit der Testamente nach dem blofsen Naturrecht.

Der Markis.

Neulich, Baron, blätterte ich aus Langerweile in den Heften eines Ihrer Doktoren. Der Mann bewies sehr gelehrt, daſs die Testamente *Juris naturalis* sind. Was däucht Ihnen davon? Die Sache muſs wohl so ausgemacht nicht seyn; denn ich erinnere mich, im Helvetius gelesen zu haben: daſs der Staat seinen Bürgern überhaupt durch ein die Erbschaften und Successionsfälle regulirendes Gesetz das Recht zu testiren entziehen könne. Wäre aber dieses Recht ein Recht, welches wir von der Natur, oder — was im Grunde eins ist — von Gott, haben, so könnte uns der Staat dasselbe nicht entziehen.

Der B. Ich weiſs nicht, Herr Markis, ob ich mir Gelehrsamkeit genug zutrauen darf, um den Heften Ihres Doktors mit Eh-

ren widersprechen zu können. Einige ehrliche Männer von meiner Bekanntschaft halten mich in aller Einfalt ihres Herzens für einen blofsen Metaphysiker, d. h. für einen abstrakten Grillenfänger. Noch andere haben mich — Gott weifs, warum — für einen Belletristen erklärt. Einem bin ich sogar zufolge einer besonders unglücklichen Art zu sehen, ein *gefährlicher* Mann, den man removiren mufs — weil —

Der M. Weil er nicht an die Fabel von *ma mère Oye,* wohl aber an die Entscheidungen der allgemeinen Vernunft, und an streng-erweisliche und unveräufserliche Rechte der Menschheit glaubt. Ich halte Sie weder für einen metaphysischen Grillenfänger — ungeachtet ich mir, die Wahrheit zu gestehen! von dem Menschenverstande eines Mannes, der über gewisse Dinge nie metaphysicirt oder, wenn man will, Grillen gefangen hat, nur einen sehr geringen Begriff mache — noch für einen schönen Geist, in der gewöhnlichen, etwas verächtlichen, Be-

deutung des Wortes, noch für einen gefährlichen Mann. Fahren Sie nur fort, mich zu belehren.

Der B. Dazu fühle ich mich nicht berufen, Markis. Aber wenn Sie meine Meinung von der Gültigkeit oder Nichtgültigkeit der Testamente, nach dem bloſsen Naturrecht, wissen wollen, so sehe ich nicht, was für einen Grund ich haben könnte, sie Ihnen vorzuenthalten. Erlauben Sie mir, nach der Vorschrift der Weltweisen von Stagyra und Tusculum, und nach dem Beispiel Euklid's, unsere Untersuchung von der Erklärung des Gegenstandes anzufangen.

Der M. Ich werde Ihr lehrbegieriger Schüler seyn, wofern Sie nur nicht so gelehrt definiren, daſs ich in den Fall jenes Mannes komme, dem die Sache immer dunkler wurde, je mehr man sie ihm erklärte.

Der B. Dann würde die Schuld an mir, nicht an Ihnen, liegen. Das Recht zu testiren ist: die Befugniſs, über sein durch naturgesetzmäſsige Mittel erworbenes Vermö-

gen dergestalt zu disponiren, dafs man durch eine Verordnung den nach unserem Tode eintretenden Eigenthümer desselben bestimmt, und also alle andere Personen von dem Gebrauche oder Genusse dieser Güter ausschliefst.

Der M. Das begreife ich, Baron. Diese Erklärung lag, wie Ihre Philosophen sich ausdrücken, *implicite* in meinem Verstande.

Der B. Die Frage, die der Herr Markis mir zu erörtern aufgab, war: ob das eben erklärte Recht, unabhängig von willkührlichen Verträgen und positiven Gesetzen, ein Recht der Natur sei, und aus dem Begriffe des — einmal erlangten — Eigenthums fliefse.

Der M. Sie haben den Sinn meiner Frage richtig bestimmt. — — —

Der B. Einige Doktoren bejahen die Frage unseres Markis, andere verneinen sie.

Der M. Aber Sie, Baron? sind Sie von der bejahenden, oder von der verneinenden Parthei? — —

Der B. Wir werden am sichersten ge-

hen, wenn wir zuerst die Gründe der bejahenden anhören. Das Eigenthumsrecht, sagen sie, oder könnten sie sagen, schliefst die Befugnifs in sich, über meine Sachen nach Willkühr zu disponiren *). Ich kann sie veräufsern, auf welche Art ich will. Dadurch höre ich auf, ihr Eigenthümer zu seyn, und übertrage mein Recht an diesen Sachen auf einen andern. Sollte ein Sterbender, indem er aufhört Eigenthümer zu seyn, sein Eigenthumsrecht nicht nach Willkühr auf einen andern übertragen können? — Er disponirt ja *noch bei seinen Lebzeiten* über sein Eigenthum, also — zu einer Zeit, da er das natürliche und sittliche Vermögen zu disponiren, zu veräufsern, u. d. noch hat. — — —

Der M. In der That, Baron, gestehen

*) Die Institutionen des bürgerlichen Rechtes definiren das Eigenthumsrecht: *dominium est jus in re corporali, ex quo facultas de eq disponendi, eamque vindicandi nascitur, nisi vel lex, vel conventio vel testatoris voluntas obsistat.* — —

Sie nur, daſs diese Gründe sehr stark sind. Ich wenigstens, ich Profaner, weiſs sie nicht zu entkräften. Der Testirer thut, wie es mir vorkommt, nichts, als, daſs er sein Eigenthumsrecht an gewissen Dingen, auf einen gewissen und bestimmten Fall, wenn er nämlich sterben wird, dergestalt auf einen andern überträgt, daſs dieser erst, wenn obiger Fall eintritt, zum Quasibesitz und zur Ausübung jenes Rechtes gelanget. Das ist doch wohl eine naturgesetzmäſsige Übertragung?

Der B. Scheinbar ist dieser Grund immer, lieber Marquis. Auch dürfte er wohl der stärkste seyn, den die bejahende Parthei aufbringen kann. Aber sollte er wirklich entscheidend in diesem Streite seyn? Es ist wahr — der Testirer disponirt über sein Vermögen nicht *nach* seinem Tode, d. h. nicht zu einer Zeit, da er das physische, und mithin auch das sittliche Vermögen (oder die Befugniſs) zu disponiren nicht mehr hat. Allein er verordnet in Ansehung

seines Vermögens — welches er nur während der Dauer seines menschlichen Lebens zu besitzen und nach Gefallen zu behandeln *fähig* und *befugt* ist — etwas, welches *ausser* der Gränze seines, auf seine Lebenszeit nothwendig eingeschränkten, Rechtes fällt.

Durch den Tod höre ich auf, Eigenthümer meiner Sachen zu seyn. Ich bin aller meiner Sinne, die ich als Mensch hatte, und wodurch ich Eindrücke von der mich umgebenden Welt erhielt, beraubt; also unfähig der Vorstellungen oder Begriffe, welche aus der Vergleichung jener Eindrücke resultiren und zuletzt immer concrete Sensationen, mithin den Gebrauch unserer Sinne, voraussetzen. Die Organe, vermittelst deren ich auf die Aufsendinge durch Bewegung wirkte, sie mir zueignete, sie meinen Absichten, d. h. meinen Wünschen und Bedürfnissen gemäfs, modificirte, sind in ihre Elemente, welche unvergänglich sind und in neue Kombinationen und Gestalten eingehen, aufgelöst worden. Wie kann ich noch

eine Gewalt über meine ehemaligen Güter ausüben, deren aus sinnlichen Eindrücken erzeugtes Bild in meinem Hirn, durch die Wirkung physischer Ursachen, ausgelöscht worden ist? — — Jm Moment unseres Todes, lieber Markis, werden meine Sachen herrnlos (*res nullius*) und zwar deswegen, weil ich bisher ihr alleiniger Eigenthümer war, und nun es zu seyn aufgehört habe. Sollten sie nun nicht das Eigenthum dessen werden, der sich ihrer zuerst bemächtigt? *Res nullius cedunt primo occupanti.* — — Es verstehet sich, daſs der Staat, bestimmt den Mängeln des Naturstandes abzuhelfen, ein Interesse hat, den Unordnungen vorzubeugen, welche entstehen müssen, wenn Güter völlig herrnlos würden. Er thut freilich besser, wenn er seinen Bürgern, jedoch unter gewissen Restriktionen, das Recht zu testiren zugestehet. — Mein Recht, mit meinen Gütern nach Willkühr zu schalten, und über sie etwas zu verfügen, hat mit meinem Leben, als der Bedingung aller

Herr-

Herrschaft und alles physischen Genusses, d. h. mit meinem physischen Vermögen, Eigenthum in dieser Welt zu besitzen und zu gebrauchen, einerlei Zeitgränze. Wie sollten sich die Wirkungen dieses Rechts noch über die Gränzen des Lebens hinaus erstrecken können?

Der M. Mir scheint es, Barôn, als ob die Menschen gern jede Idee von sich hätten entfernen wollen, welche sie daran erinnert, daſs der Verlust ihrer physischen Existenz — welche sie gegen die, in dem Reiche der für fabelhaft gehaltenen Schatten, oder richtiger und christlicher zu reden, in einer unbekannten und ihrem jetzigen Aufenthalte höchst unähnlichen Geisterwelt, vertauschen müssen — zugleich das Ende ihres Einflusses und ihrer Herrschaft auf einer Erde ist, an welche sie Gewohnheit noch mehr, als das Vergnügen, gefesselt zu haben scheint. Die Idee, noch nach ihrem Tode gebieten zu können, im Andenken der Ihrigen fortzuleben, und eine Art von Gewalt

unter ihnen auszuüben, die sich blofs nur noch auf die Meinung stützt, der *letzte* Wille eines Sterbenden müsse uns heilig seyn und pünktlich befolgt werden, schmeichelt unserer Eigenliebe, die uns bis an die Urnen hin durch alle Perioden und Auftritte des Lebens begleitet, und — wenn uns neue Scenen des Lebens und der mit Selbstgefühl verbundenen Thätigkeit jenseits des Grabes bevorstehen, wie Platoniker und Christen lehren, und sehr viele Völker geglaubt haben — auch dort von unserem Wesen sich nicht trennen wird.

Der B. Ganz recht, Markis! Man macht sich zur Mumie, um seinem geliebten Körper so lange als möglich seine Form zu erhalten. Man bauet Pyramiden, um ihn gegen Gewaltthätigkeit und Zerstörung von Seiten muthwilliger Menschen oder zum Streit empörter Elemente, Jahrtausende lang zu sichern. Man testirt, um, durch eine Art von Anticipation der Zukunft, an dem künftigen Schicksal der Sachen, die man

ungern verläſst, noch einigen Antheil zu nehmen, und vorher zu wissen, in welchen Händen sie sich nach unserem Hintritt befinden werden. Ein Testament ist ein Gesetz für die, welche Vortheile daraus zu ziehen haben, oder dabei interessirt sind. Daſs unser Wille noch nach unserem Ableben wenigstens für einige Menschen ein Gesetz ist, das ist freilich, wie der Herr Markis richtig sagte, eine Idee, welche unserer Eigenliebe, und unserm so natürlichen Hange zu herrschen, schmeichelt.

Ich besitze — im Naturstande, und die Erwerbungsarten des bürgerlichen Rechts abgerechnet, womit wir jetzt hier nichts zu thun haben — meine Güter durch die *erste Bemächtigung (occupatio prima.)* Eben das Recht, welches *ich* durch diese erlange, wird nach meinem Tode ein anderer erlangen, der sich meiner *herrnlos* gewordenen Sachen zuerst bemächtigt. Kann doch der Regent nicht über die Gränzen seines Lebens hinaus herrschen! Kann, der nach

ihm kommt, doch die Gesetze seines Vorgängers annulliren! Die Gesetze des unumschränktesten Souverains gelten nur, d. h. haben nur verbindende Kraft und Autorität, so lange ihr Geber lebt. Werden sie länger respektirt, so geschiehet das nur durch den Consens der Nation, sie beizubehalten, oder durch den Willen des neuen Regenten, der sie — wenigstens stillschweigend — konfirmirt, so, dafs sie nun *als von neuem gegeben* angesehen werden können. — — Und die willkührliche Verordnung eines Menschen im Naturstande sollte noch über die Gränze seines Lebens hinaus gültig bleiben?

Der M. Warum kann aber jemand *bei seinen Lebzeiten* Dinge gültig veräufsern, die zu seiner Vermögensmasse gehören? — —

Der B. Die Fälle, lieber Markis, sind sehr verschieden. Der eine überträgt auf einen andern sein Eigenthumsrecht an einer Sache, zu einer Zeit, da er — der Übertragende — selbst die zu veräufsernde Sache

noch besitzen, oder seinen auf gesetzmäſsige Art erlangten Besitz und Gebrauch derselben fortsetzen konnte. Er überträgt nicht mehr Recht auf den andern, als ihm selbst zustand. Der andere aber, der Testirer, überträgt auf einen anderen gewisse Rechte, die derselbe erst zu einer Zeit wird ausüben können, wenn jener kein Recht mehr hat, die Sache ferner zu besitzen, und kein physisches Vermögen, mithin auch keine Befugniſs, mehr haben kann, dieselben Rechte selbst auszuüben. — — In dem letzteren Falle erfolgt der *Übergang des Eigenthumsrechts* eher nicht, als nach dem Tode des Eigenthümers — zu einer Zeit, da dieser nicht mehr Eigenthum selbst besitzen, und also auch, was er nicht mehr hat, auf einen andern nicht übertragen konnte.

Der M. Ich fange an, zu ahnden, daſs Sie recht haben, Baron. Ich gestehe, daſs ich Ihren Gründen nichts von Belang entgegen zu setzen weiſs.

Der B. Nur das positive Recht, dessen Endzweck das Beste der Societät ist, macht

das Eigenthumsrecht, *(dominium)* wenn man es in seinen Übergängen von einer Person auf die andere betrachtet, zu einem successiven Continuum, worin es keine Unterbrechung, keine Lücke giebt, die der Interimszustand der durch den Tod ihres Eigenthümers herrnlos gewordenen Sache bilden würde. Denn es bestimmt die Personen, deren Eigenthum die Sachen eines Verstorbenen sogleich werden, und ernennt endlich den Fiscus zum Universalerben solcher Personen, welche weder testirt, noch Anverwandten und Blutsfreunde zurückgelassen haben. Wenn man aber von den auf das gemeine Beste oder den gröſseren Vortheil der Societät abzweckenden Vorschriften und Bestimmungen des bürgerlichen Rechts abstrahirt, um unseren Gegenstand bloſs nach Grundsätzen der Theorie des Naturrechts zu betrachten, so scheint es mir, daſs die Sachen eines jeden durch den Tod des alleinigen Eigenthümers herrnlos *(res nullius)* werden, und daſs folglich die erste Bemächtigung *(prima occupatio)* für denjenigen, der

sie unternimmt, abermals dieselbe rechtliche Wirkung haben müsse, welche sie für den vorigen Eigenthümer gehabt hat. Dieses Recht des neuen Okkupanten kann nicht durch eine willkührliche Disposition des vorigen Eigenthümers aufgehoben werden, welche erst zu einer Zeit gültig, und von ihrem Effekt begleitet werden könnte, da der Testirer — *quia non entis nullae sunt affectiones* — weder Fähigkeit noch Recht mehr hat, *selbst* *) zu besitzen, oder über etwas zu disponiren.

Der M. Aber was sagen Sie, Baron, zu dem Argument für die Gültigkeit der Testamente, welches Ihr Leibnitz, wie man mir sagt, aus dem erhabenen Lehrsatze von der Unsterblichkeit der Seele hergeleitet hat?

Der B. Leibnitz setzt den hienieden deklarirten Willen der *Seele* des Testirers, daſs diese oder jene bestimmte Person dereinst der Eigenthümer ihrer Güter werden

---

*) *Nemo plus juris quam ipse habet, in alium transferre potest.* Digest. de reg. juris. —

solle, als in dieser Seele *fordauernd* und von seinen rechtlichen Wirkungen begleitet, voraus. Wenn wir aber erwägen, dafs die Güter des Testirers nicht sowohl das Eigenthum eines metaphysischen Wesens — der *Seele* — als eines physischen Wesens — des *Menschen* — waren, der durch seinen Tod alles Eigenthum in dieser Welt, mit der Fähigkeit, hier etwas zu besitzen und seinen Willen durch uns *verständliche* und *sichern* Zeichen zu erkennen zu geben, verloren hat, so werden wir sehr geneigt seyn, die Gültigkeit der Testamente nur von der auf das Beste der lebenden Societät abzweckenden Vorschrift der bürgerlichen Gesetze, und nicht von dem vermutheten Willen eines Wesens abhängen zu lassen, welches, den erhabenen Lehren der Religion zufolge, in eine andere uns jetzt nicht wahrnehmbare, Ordnung der Dinge versetzt, sich um die Tändeleien und Spielsachen seiner Kindheit wohl nicht mehr bekümmern wird.

Eilftes Gespräch.

Urrechte der Menschheit.

Der Markis.

Es giebt Leute, Baron! welche die Existenz des Naturrechts leugnen, so wie andere das Sittengesetz für eine Chimäre halten. Ein Lehrer der natürlichen, angebornen und unveräusserlichen Rechte des Menschen — die ihm *als Mensch*, nicht als Bürger oder Mitglied dieser oder jener politischen Gesellschaft, mithin unabhängig von willkührlichen Verträgen, menschlichen Concessionen und positiven Gesetzen, zukommen, ist ihnen ein *Professor Non entis.*

Der B. Diese Philosophen hegen meiner Meinung nach sehr unrichtige Begriffe, und setzen die Würde der menschlichen Natur allzu tief herab. Sollte, was existirt, und also vom ewigen verständigen Urwesen zum Seyn *bestimmt* ist, nicht auch zum Seyn *berechtigt* seyn?

Der M. Allerdings! mir däucht, kaum die subtilste Sophisterei könne die Evidenz dieses Satzes auf eine kleine Weile verdunkeln.

Der B. Meine Existenz ist Folge allgemeiner und besonderer Naturgesetze, also diesen gemäſs, wie die Folge ihrem Grunde. — Was den allgemeinen und besonderen Naturgesetzen gemäſs ist, das ist dem von uns vorauszusetzenden höchsten Naturzweck gemäſs, und legal in der erhabensten Bedeutung des Wortes. Oder soll nur das legal heiſsen, was den unvollkommnen positiven, oder menschlichen Gesetzen gemäſs ist?

Der M. Nimmer, lieber Baron! Denn wonach können wir die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Billigkeit positiver Gesetze anders beurtheilen, als nach den unveränderlichen Grundsätzen der, die Natur der Dinge erkennenden, Vernunft? — Die allgemeine Vernunft ist also die natürliche kompetente Richterin des positiven Gesetzes, welches offenbar zu den Gegenständen der Kritik gehört. Durch sie ist uns die Norm gege-

ben, womit wir das Gesetz vergleichen, und es nach seiner Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit dieser Norm, entweder für weise, d. h. zweckmäſsig und gerecht, oder für thöricht, d. h. zweckwidrig und ungerecht, erklären können. — —

Der M. In der That, Baron, ich denke: wenn Recht weiter nichts, als Übereinstimmung der Handlungen mit dem positiven Gesetze wäre, so müſste die Bestimmung dessen, was für Recht oder Unrecht gelten soll, bloſs von der Willkühr dessen abhangen, der das Gesetz giebt. Ein schrecklicher Gedanke! Als Mensch hätte ich gar keine Rechte. Ich erhielt sie erst als Bürger, in der politischen Gesellschaft, und der Gesetzgeber, der mir diese Rechte durch das Gesetz *A.* gab, kann sie mir, wenn er will, durch das eben so gültige, und jenes wieder aufhebende Gesetz *B.* entziehen.

Der B. Recht muſs offenbar aus einem höheren Grunde Recht seyn, als bloſs deswegen, weil das positive Gesetz, d. h. der

veränderliche, der unter den Einflüssen des Vorurtheils und der Laune stehende Wille einzelner, mit der Macht versehener, Menschen, es dafür anzunehmen gebietet. Ich bin — und durch jenen Akt der Allmacht, der mir das Seyn gab, deklarirte der Allmächtige meine Bestimmung, d. h. in unserer Sprache, und nach der Analogie unserer Handlungsart: seinen Willen! — — — Ich bin! und doch sollte ich nicht seyn dürfen? — Nein, von meiner naturgesetzmäfsigen Existenz ist das Recht zu seyn, als *erstes* meiner Rechte, unzertrennlich. Unmittelbare Folge dieses Rechts ist: das Recht, sich zu erhalten. Ich kann mir keine Existenz ohne alle Dauer, mithin kein Recht zur Existenz, ohne das Recht, diese Existenz fortzusetzen, denken. — — Der Erhaltungstrieb ist der erste, der unvertilgbarste unserer Triebe. Er weiset uns gerade auf unsere Bestimmung hin. — —

Der M. Sicher, Baron, hat der Mensch diesen von seiner Natur unzertrennlichen,

also naturgesetzmäßigen Trieb, auch *außer* und *vor* der bürgerlichen Gesellschaft. Die Gesellschaft erzeugt diesen Trieb nicht.

Der B. Aber der Mensch strebt nicht bloß, sich zu erhalten. Es will sich auch zufolge der ursprünglichen Einrichtung seiner Natur, vervollkommnen. Zu dieser Vervollkommnung, die unläugbar seine Bestimmung, oder Naturzweck ist, wird Gesellschaft erfordert. Die Gesellschaft, und also auch der Staat, ist nicht Zweck, sondern Mittel. Das Mittel muß aber dem Zweck untergeordnet bleiben. Der Trieb, sich zu erhalten und zu vervollkommnen, treibt den Menschen in den Staat. Der Staat erzeugt in ihm jenen Trieb nicht, und vermag ihn nicht auszulöschen. Ich kann ein Mensch seyn, ohne Bürger zu seyn; aber ich kann nicht Bürger seyn, ohne ein Mensch zu bleiben. — —

Der M. Sollte nicht etwa hieraus folgen, daß der Staat, oder die bürgerliche Vereinigung nur die Behauptung und Beschützung der ursprünglichen Menschenrechte zum Zweck habe?

Der B. Veredlung und Vervollkommnung ist die Bestimmung des Menschen, und muſs also der Zweck seiner Thätigkeit seyn. Diese seine Bestimmung, die der Beobachter in den ursprünglichen Trieben, Anlagen und Fähigkeiten des Menschen deutlich lesen kann, wird durch die bürgerliche Gesellschaft so wenig aufgehoben, daſs diese letztere vielmehr nur ein Mittel zu Erreichung jenes Zweckes ist. Der Mensch hatte Rechte, schon *vor* seinem Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft, z. B. das Recht, sich zu erhalten, und seinen Zustand vollkommner zu machen. Die Begierde nach dieser Verbesserung seines Zustandes trieb ihn eben in den Staat. Wie könnte er Rechte, die von der Natur eines vernunftfähigen und perfektibeln Wesens unzertrennlich sind, in der bürgerlichen Gesellschaft, und durch dieselbe verlieren? — — Es giebt also primitive Rechte, die dem Menschen, in so fern er Mensch, nicht, in so fern er Bürger ist, zukommen. Diese Rechte sind unveräuſserlich, weil der Mensch sich seiner vernünf-

tigen und perfektibeln Natur müſste entschlagen können, um sie verlieren zu können, und weil die bürgerliche Gesellschaft nur die Beschützung jener Rechte, nicht ihre Aufhebung, zum Zweck hat. Es sind aber auch alle Menschen in Ansehung dieser Rechte einander gleich. Wo sollte hier eine Ungleichheit herkommen? — Jene Rechte kommen dem Menschen, als solchem, zu. Da nun kein Mensch mehr oder weniger Mensch ist, als der andere, so können die Rechte quaest. auch keinem Menschen mehr oder weniger zustehen, als dem andern. — —

Der M. Indeſs, fällt mir etwas ein, Baron! — Wenn die Stärke oder die Macht die Quelle des Rechts, oder das ist, woraus der Ursprung desselben hergeleitet werden muſs; mit andern Worten: wenn die Übermacht ein Recht giebt, so könnten, wegen der offenbaren Ungleichheit der Kräfte bei verschiedenen Menschen, auch wohl ihre Rechte ungleich seyn. — —

Der B. Das Recht des Stärkeren ist kein Recht. Es ist nichts als Miſsbrauch der Ge-

walt. Die Gewalt erzeugt kein Recht, so wie das Recht keine Gewalt erzeugen kann. Der Beweis gründet sich auf die gänzliche Ungleichartigkeit der Begriffe: Recht und Gewalt. Das Recht ist ein metaphysisch-moralisches Wesen, welches mit Muskelkraft und Bewegung, (oder Widerstand gegen Bewegung) wodurch die physische Stärke sich äufsert, nichts gemein hat. Von zwei Dingen, die nichts mit einander gemein haben, kann eins nicht die Ursache, oder der Erklärungsgrund des andern seyn. — —

Der M. Aber was helfen mir alle Rechte, Baron, wenn es mir an Macht fehlt, sie geltend zu machen? —

Der B. Die Gewalt ist wesentliche Bedingung (*conditio sine qua non*) der Ausübung des Rechts. Aber sie ist weit davon entfernt, der Grund, oder die Erzeugungsursache des Rechts zu seyn. Das Recht, z. B. mich zu erhalten und zu vervollkommnen, mir Güter, d. h. Mittel zur Verbesserung meines Zustandes, zu erwerben, und

Übel

Übel, d. h. Dinge, die mir schädlich, oder dem Zweck meiner Tendenz hinderlich sind, von mir zu entfernen, kommt mir zu, in so fern ich die menschliche Natur habe, d. h. in so fern ich ein vernünftiges, perfektibles, zufolge seiner ursprünglichen Einrichtung nach dem Besseren strebendes Wesen bin — nicht, in so fern ich diesen oder jenen bestimmten Grad der Kraft besitze. Folgende Sätze scheinen mir unerschütterlich fest zu stehen, und die Gewissheit geometrischer Theoreme zu haben: 1. Es giebt ursprüngliche, angeborne, von Verträgen und positiven Gesetzen unabhängige Menschenrechte, die also der bürgerlichen Gesellschaft ihre Entstehung nicht zu danken haben, und auch durch sie nicht aufgehoben werden können. Denn: 2. Diese Rechte lassen sich von der Natur eines vernünftigen und perfektibeln Wesens, welches ohne sie seine Bestimmung nicht erreichen könnte, nicht trennen. Sie dauern daher so lange fort, wie jene Natur selbst fortdauert, d. h. sie

sind unveräufserlich. 3. Alle Menschen sind in Ansehung dieser primitiven Rechte — welche keinesweges aus zufälligen Verhältnissen entspringen, worin der eine Mensch sich befindet, und der andere nicht — einander gleich. Denn es ist hier kein Grund der Ungleichheit denkbar. Rechte, die dem Menschen, in so fern er ein Mensch ist, zukommen, können dem einen nicht mehr und nicht weniger zustehen, als dem andern, weil der eine nicht mehr und nicht weniger Mensch ist, als der andere. — —

Der M. Ich gestehe Ihnen, Baron! dafs es auch mir scheint, als ob man Ihrer Theorie nichts von Belange entgegensetzen könnte. Es wäre recht sehr zu wünschen, dafs ein heller und gründlicher Kopf einmal das interessante Geschäft einer genauen Abzählung und demonstrativen Ausführung unserer ursprünglichen und unverlierbaren Menschenrechte — die bei jeder vernünftigen Gesetzgebung zum Grunde gelegt werden müssen — übernehmen möchte.

Der B. Dieses Werkchen, wenn es mit

der erforderlichen Kürze, Deutlichkeit und Präcision geschrieben wäre, müſste der Katechismus der Gesetzgeber und der Staatsmänner werden. Es verstehet sich: derjenigen, welche die Gröſse ihres Berufs fühlen, und die Stimme der Menschheit hören, die ihre — an manchen Orten — durch Unsinn und Despotismus so lange gekränkten und mit Füſsen getretenen Rechte aus den Händen ihrer Verwalter reklamirt, von welchen sie Aufklärung und Menschenliebe zu fordern berechtigt ist. —

La voce d' un Filosofo é troppo debole contro i tumulti e le grida di tanti, che son guidati dalla *cieca consuetudine*, ma *i pochi saggi*, che sono sparsi sulla faccia della terra, mi ſaranno eco nell' intimo de' loro cuori; e se la verità potesse fra gl'infiniti ostacoli, che l'allontanano da un Monarca, mal grado suo, giugnere fino al suo trono, sappia, che ella vi arriva co' voti segreti di tutti gli uomini; sappia, che tacerà, in faccia a lui la *sanguinosa* fama dei conquistatori, e che la giusta posterità gli assegna il primo luogo fra i pacifici trofei dei Titi, degli Antonini, e dei Trajani. — Beccaria.

Zwölftes Gespräch.

Die Consolidation.

Wifslieb.

Freuen Sie Sich mit mir, Wahrmund, über die grofse Erfindung unsrer Zeiten, die Consolidation! Seit einiger Zeit wird sie in ganz Teutschland — vom Elsafs an bis fast nach Presburg — Mode. Alle Staaten geben Verordnungen zum — Consolidiren. Alle suchen die Besitzungen ihrer Bürger zu arrondiren, so wie einige Staaten sich selbst, in Beziehung auf auswärtige, zu arrondiren bemühet sind. Eine solche Consolidation hatte unser Kaiser vor, als er Brabant dem Churfürsten von der Pfalz überlassen und Baiern mit Böhmen vereinigen wollte, obgleich der sel. Superintendent Ziehen fast um dieselbe Zeit die Trennung Baierns von Böhmen vermittelst eines grofsen Spaltes weissagete, welchen bisher niemand gesehen hat. —

Wahrmund. Man kann es einem Staate nicht verargen, wenn er sich zu arrondiren sucht. Eigenliebe, Trieb sich zu erhalten und zu vervollkommnen, ist sein erstes Gesetz, fliefst aus seinem unveränderlichen Wesen. Es ist mit den Staaten, wie mit einzelnen Menschen. Aber eben so wenig kann ich es den Nachbarn eines solchen Staates verdenken, wenn sie sich gewisse Consolidationen nicht gefallen lassen wollen. Ein Körper, dessen Glieder nicht recht zusammenhangen, ist ein schwacher Körper. Aber wenn seine Theile sich einander nähern, wenn sie sich enger zusammenziehen, wenn sie, durch ein festeres Band verknüpft, sich bereichern — dann erlangt dieser Körper die herkulische Kraft eines Athleten, wenn alles übrige gleich ist. Diesem Athleten siehet man diesseits der Schranken gern zu, und bewundert seine Muskeln; aber man fürchtet sich doch heimlich, wenn man erwägt, es sei möglich, dafs man einst mit ihm und gegen ihn die Arena betreten müsse. —

Wiſslieb. Ich bin begierig, diesmal bloſs Ihre Gedanken von der Privatconsolidation zu erfahren.

Wahrmund. Auch sind wir, Gott sei Dank! gerade nicht zu Lehrern der Groſsen berufen.

Tandis que l'aigle atteint le séjour du tonnerre,
La timide Procne vole en rasant la terre!

Ich besaſs drei kleine Grundstücke — erzählte mir meiner Nachbarn einer; sie lagen aus einander, wurden aber doch aus Liebe zum Gewinn, die uns zuerst gelehrt hat, wie man auf fernes Feld doch unverdrossen fährt, mit eisernem Fleiſse kultivirt. Ich war mit meinem Eigenthum zufrieden. Es brachte mir ein, was es einbringen konnte, auch verbesserte ich es nach Möglichkeit. Unter den drei Grundstücken war eins, welches das Lieblingsplätzchen meines Groſsvaters sel. enthielt. In den letzten Jahren seines ehrwürdigen grauen Alters schlich er oft, wenn die wärmere Sonne seinen halberstorbenen Leib wieder zu beleben anfing, an

seinem Stabe gebückt hinaus, und setzte sich auf einen grünbemoosten Stein, der ihm nicht ausgerottet werden durfte, so ein guter Feldwirth er auch sonst war. Hier genoſs er mit einer Empfindung, welche sonst nur das glückliche Vorrecht der Jugend zu seyn scheint, des Anblicks der untergehenden Sonne, und der lachenden Hügel, worauf ihre letzten Strahlen noch weilten. Hier kommentirte er, wenn sein Enkel hinaus kam, über den *Sirach*, den er für das gemeinnützigste, und mithin für das beste Buch im A. T. hielt, und erzählte mir alte Geschichten, die ich mit der dem kindischen Alter eigenen Gierigkeit verschlang. Ach! wie war — fuhr mein Nachbar fort — meine Seele an den biedern Alten und an dieses einsame Plätzchen gekettet, welches er so sehr liebte! Mit welcher Andacht zum Verstorbenen, besuchte ich noch lange nach seinem Tode diesen moosigen Stein, der ihm zum Sitze und — zur Kanzel diente, von welcher herab er mich oft mehr erbaute,

als Se. Hochehrwürden, der Herr Pastor N.! Oft sagte der gute Alte zu mir: Junge! dieses Feld und dieses grüne Plätzchen hier laſs dir nicht nehmen, und wenn du dich bisweilen, wenn ich schon Staub bin, deines Groſsvaters lebhaft erinnern willst, so gehe hieher, und setze dich auf diesen Stein! — —

Was geschah? Man kam auf den Einfall, zu consolidiren. Der Amtmann bedeutete mir auf höheren Befehl, ich müſste das gedachte Feld, da es mir zu abgelegen sei, an die Anlieger abtreten, wogegen ich ein Grundstück bekommen sollte, welches mit meinen übrigen zusammen hing. Vergebens, — vergebens stellte ich vor: dieses Feld sei mir von unschätzbarem Werth — es sei mir durch kein anderes zu ersetzen — es sei mein rechtmäſsig erworbenes Eigenthum, wobei der Staat mich so lange zu schützen verbunden sei, als nicht seine Erhaltung, sage Erhaltung, ein Opfer von meiner Seite nothwendig mache. Ich gab zu bedenken, mein Groſsvater, der ungeachtet

seiner achtzig Jahre, fast so wenig radottiret hätte, als der Herr Amtmann selbst und ich, habe mir die Veräufserung dieses Grundstückes untersagt, und ich hätte ihm geschworen, es solle bei meinen Lebzeiten nicht in die Hände eines fremden Besitzers kommen. Der Amtmann schalt mich einen empfindsamen Gecken, bewies mir eben so grob als seicht, dafs der Wille oder Wunsch eines sterbenden Alten kein Gesetz für den klügeren Enkel sei — dafs ich das Feld räumen solle, dafs ich ein Raisonneur, ein widerspenstiger Kerl, ein Schlingel, und — Gott weifs, was mehr? — sei, und dabei blieb es!

Ich verlor die Geduld. Wie? Herr Amtmann, sprach ich, der sehnliche Wunsch, der leicht zu erfüllende sehnliche Wunsch eines rechtschaffenen Alten sollte in keinem Fälle ein Gesetz für das Herz des klügeren Enkels seyn? — Wollte Gott, wir beide wären so klug, wie mein ehrwürdiger Grofsvater war!

Was? Du Schlingel; unterstehest du dich, mir den Verstand abzusprechen? — fuhr der Amtmann mich an. Ich ward in den Thurm gesteckt. Er berichtete an die höhere Behörde. Die Resolution kam: daſs man mich aus dem Besitz des Feldes quäst. setzen sollte. Sogleich räumte man es einem andern ein. Der Stein meines Groſsvaters sel. ward herausgeworfen, und ich — kann das geliebte einsame Plätzchen nun gar nicht mehr besuchen. Wenn man mich dort sehen würde, so würde man glauben, ich sei gekommen, um mich an dem jetzigen Besitzer durch Ausreiſsen seiner Kartoffeln oder seines Kohls zu rächen.

Wiſslieb. — Solch' einen Bauer habe ich in Israël nicht funden! Die verdammte Consolidation!

Wahrmund. — Sachte, Freund! — Ich bin wirklich überzeugt, daſs die Consolidation in vielen Ländern einen wahren Nutzen gehabt hat, und der Verbesserung der Landeskultur sehr zuträglich gewesen ist. Auch

tadle ich die Regierungen nicht. Sie hatten die beste Absicht, welche man mit Dank erkennen muſs. Nur — —

Wiſslieb. Miſsfällt Ihnen die Art von Gewaltthätigkeit, womit man oft den Landmann seines Eigenthums beraubt, um — das gemeine Beste zu befördern! Nicht wahr?

Wahrmund. Wenn die Staatsmänner mich böse machen, so werde ich ihnen den Schatten des Montesquieu herauf citiren, um ihnen zu wiederholen, was Montesquieu, ehe er unter die Cölicolen versetzt wurde, von der Consolidation geschrieben hat.

Wiſslieb. Montesquieu hätte von der Consolidation geschrieben? Wahrmund, Sie scherzen! Davon habe ich nie was gehört.

Wahrmund. Hören Sie es denn jetzt: *c'est un paralogisme de dire, que le bien particulier doit céder au bien public. Cela n'a lieu, que dans le cas, où il s'agit* — Merken Sie auf, Wiſslieb! — *de l'empire de la cité, c'est à dire, de la liberté du citoyen. Cela n'a pas lieu dans ceux, où il*

est question de la propriété des biens, parceque le bien public est toujours, que chacun conserve invariablement la propriété, que lui donnent les loix civiles. *Cicéron* — Ihr Liebling, wenigstens *pro rostris*, Wifslieb! — *Cicéron soutenoit, que les loix agraires étoient funestes,* (warum?) *parceque la cité n'étoit établie que pour que chacun conservât ses biens. Posons donc pour maxime, que, lorsqu'il s'agit du bien public* — wovon, *in parenthesi,* gewisse Leute so viel Geschrei machen, ohne deutlich zu wissen, was für ein Ding es ist — *le bien public n'est jamais, que l'on prive un particulier de son bien, ou même, qu'on lui en retranche la moindre partie par un réglement politique. Dans ce cas il faut suivre à la rigueur la loi civile, qui est le palladium de la propriété.* — —

Wifslieb. Montesquieu und der Mann von Tuskulum wollen also, dafs der Staat so wenig als möglich mit dem Privateigenthum spielen solle. In der That, der einzige Beweggrund, entweder in den Staat zu

treten, oder, wenn man darin ist, darin zu bleiben, scheint mir die gehoffte Sicherheit und Unverletzlichkeit meines Eigenthums zu seyn. Denn wenn der Staat mir wechselsweise nehmen und geben kann, was er will, so befinde ich mich im Walde, oder unter den Naturmenschen des ehrlichen Hans Jakob von Genf, wenigstens eben so gut. Ich bin da doch ungenirt, und wer ist das im Staate, wo tausend sichtbare und unsichtbare Ketten uns wund drücken?

Wahrmund. Ich umarme Sie, Wifslieb. Fahren Sie fort, was Sie behaupten wollen, auf sichere Erste Grundsätze, die aus der Natur der Dinge selbst, und nicht aus den Meinungen der Doktoren gezögen sind, zurückführen zu lernen. Wer einmal im Quasi-Besitz solcher, an der Erfahrung probirter, Grundsätze ist, darf hernach nur seiner Nase nachgehen, ohne sich an den Zuruf so vieler anmaafslichen Wegweiser zu kehren, wovon der eine unaufhörlich Rechts! und der andere unaufhörlich Links! schreit, dafs uns die Ohren gellen.

Wißlieb. Aber eins ist mir doch so überzwerch beigefallen, Wahrmund. Montesquieu eifert dagegen, daſs der Staat nicht um einer unrichtigen, übelverstandnen Idee vom gemeinen Besten willen — unter welchem, ihm allezeit zu Gebote stehenden, Vorwande so viele Bedrückungen ausgeübt werden, — den Particulier seines Eigenthums berauben soll. Aber entschädigt er bei der Consolidation denjenigen, der ein Grundstück gegen seinen Willen — wie Ihr Nachbar — verliert, nicht dadurch, daſs er ihm ein anderes von gleicher Gröſse giebt?

Wahrmund. Glauben Sie, Signor Wiſslieb! daſs der Gesetzgeber — dieser Schöpfer oder Zerstöhrer menschlicher Glückseligkeit — so wie der Geometer, zwei gleiche Gröſsen jedesmal für einerlei annehmen, und ohne Skrupel eine für die andere setzen kann?

Wißlieb. Nein, mein Lehrer, mein Freund! mein Erretter von den Sottisen der Doktoren! Gott, oder der gesunde Verstand, bewahre mich ewig vor diesem Glau-

ben! Die Gesetzgebung mufs aufser der Quantität, auch noch auf die Qualität der Grundstücke, welche die Art und Gröfse des Ertrags bestimmen hilft, Rücksicht nehmen. Aber dahin wollte ich eben. Wenn nun die Grundstücke, die ich verliere, mit denen, die ich erhalte, von gleicher Qualität sind, so ist mirs einerlei, ob ich A oder B besitze.

Wahrmund. Das Wort Qualität fafst sehr viel in sich. Meinen Sie, Freund, dafs für meinen ehrlichen Nachbar, dessen traurige Geschichte ich Ihnen erzählt habe, die Qualitäten des Grundstücks, womit man ihn zu entschädigen glaubte, denen des Feldes, welches man ihm, trotz allen seinen vernünftigen Gegenvorstellungen, nahm, je völlig gleich seyn werden? Haben Sie nie ein *pretium affectionis* auf irgend ein, Ihnen vorzüglich liebes, zum Bedürfnifs gewordenes Ding gesetzt?

Wifslieb. Wenn ich in die geheime Geschichte meines Herzens zurückgehe, Wahr-

mund, so finde ich freilich, daſs gewisse Gefühle, die der menschlichen Natur wenigstens keine Schande machen, mich bisweilen selbst an solche Dinge ketteten, die nicht mit fühlen zu können scheinen. Sie wurden mir durch gewisse Beziehungen unentbehrlich, beinahe möchte ich sagen, heilig. Ich war Schwärmer genug, ihren Untergang für den Verlust eines Theils meines Wesens, für eine Vertilgung des bittersüſsen Andenkens an Personen und Ereignisse zu halten, welche ich mit eben so heiſser, als vergeblicher Sehnsucht, aus der öden Ferne dämmernder Vergangenheit zurückrief, um mein düstergewordenes Leben durch ihren unvollkommnen Wiedergenuſs noch einmal den schöneren Tagen des entflohenen Frühlings ähnlich zu machen. Aber freilich:

Quod si Threicio blandius Orpheo,
Auditam moderere arboribus fidem,
Non vanae redeat sanguis imagini,
Quam virga semel horrida,
Non lenis precibus fata recludere
Nigro compulerit Mercurius gregi. —

HORAT.

Aber

Aber, was gehen unsere *sentimental journeys* in die Vergangenheit den Staat an, dieses ernste, Catonische, kaltblütige Wesen, welches so gerecht wie Aristides, und so mürrisch wie Phocion oder Nero's Präceptor ist?

Wahrmund. Sie machen mich lachen, ehrlicher Junge! Ich dächte, der Staat müsse mich auch bei der Ausübung einer unschuldigen — ihm gewiſs nicht nachtheiligen, und wohl noch gar der öffentlichen Moralität und den feineren Empfindungen zuträglichen — Kaprize schützen. Diese Kaprize ist so sehr, als sonst etwas, mein Eigenthum, kann unter gewissen Voraussetzungen mir so wichtig werden, einen so wesentlichen Einfluſs auf meine Zufriedenheit und mithin auf mein Wohlseyn haben, daſs der Staat sich an mir versündigt, wenn er mir eine solche Kaprize durchaus nicht gestatten will. Einschränkungen der natürlichen Freiheit, — dieses so wesentlichen, so unersetzbaren Gutes, wovon ich bei meinem

Eintritt in den Staat doch nur den kleinstmöglichen Theil gegen die gröſstmögliche Entschädigung aufopfern wollte — Einschränkungen dieser natürlichen Freiheit, sage ich, sind nur in so fern gerecht, als sie durchaus nothwendig sind, und sie sind nur in so fern nothwendig, als der letzte Zweck der bürgerlichen Vereinigung ohne sie gar nicht erreicht werden kann. Denken Sie aber nicht, Wiſslieb, daſs ich bloſs aus dem Rechte ein *pretium affectionis* auf eine gewisse Sache zu legen, und eine gewisse Kaprize zu haben, gegen die Legalität erzwungener Consolidationen disputire! — — Ich könnte bei der Sache ein Interesse haben, welches, wenn ich so sagen darf, weit weniger das Gepräge des *Sentimentalismus* an sich trägt. Ich könnte gute Nachbarn verlieren — um nur Eins nahmhaft zu machen — und neue Anlieger bekommen, die ich aus besondern Ursachen zu fürchten hätte. Schon der Greis von Askra *) rühmt

*) Hesiod. Opera et Dies.

es, was für ein Glück es sei, gute Nachbarn zu haben. Und — Sie, Wifslieb, werden mir nicht böse werden, wenn ich Ihnen Ihren Liebling, den göttlichen *Lojoliden*, citire. *Vanière* singt:

Te quoque vicini juvat explorare coloni
Et studia et mores: neque enim est sapientis iniquam
Sponte parare sibi sortem, litesque perennes
Vicino cum Jure suis transmittere natis. —

PRAED. RUST. — — —

Wifslieb. Also taugte die Consolidation nichts? —

Wahrmund. Das sage ich nicht. Noch einmal, Wifslieb; wenn die Bauern ihren wahren Vortheil im Ganzen je würden kennen lernen, so würden sie einsehen, dafs die Landwirthschaft im Ganzen bei der Consolidation gewinnt, und dafs die Regierungen, welche man so oft und so unverständig tadelt, ihren Dank verdienen. Es kommt aber nicht blofs darauf an, dafs man etwas thut, sondern oft auch noch auf die Art und

Weise, wie man es thut. Wenn man einst das Schul- und Erziehungswesen verbessert — dem Landmann einen einleuchtenden ökonomisch-moralischen Katechismus in die Hände gegeben, ihn über gewisse Zweige seines Interesse *) richtiger belehrt, und dem ihm nützlichen Grade der Aufklärung durch zweckmäfsigern Unterricht näher gebracht haben wird: dann wird jeder consolidiren wollen, und jede Consolidation rechtmäfsig seyn. Für heute genug!

---

*) Denn im Allgemeinen führt ihn sein Instinkt sicherer, als alle Bücherbelehrung.

Dreizehntes Gespräch.

Ob der Ackerbau wirklich den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht?

A. Nichts kann wahrer seyn, als der Inhalt der Zeilen, die ich so eben — ehe Sie kamen — in *Büffons* Naturhistorie las. *) Indem der beredte Verfasser die Nützlichkeit des Ochsen zu den Verrichtungen des Feldbaues preiset, setzt er hinzu: "dafs der Ochse "die Basis der Opulenz der Staaten sei, und "dafs die Staaten ohne die Kultur ihres Bo-"dens und Überflufs an Vieh sich nicht er-"halten noch in Flor bringen können." Dem Grafen von *Büffon* zufolge, sind Getreide und Vieh die einzigen reellen Güter. Alle andere, selbst Gold und Silber, sind nur

*) In der Zweibrücker Ausgabe des Büffonschen Werkes, im Tom. I. von den vierfüfsigen Thieren, p. 135.

willkührliche Guter, vorstellende Zeichen, Münzen des Kredits, die nur den Werth haben, welchen der Ertrag der Erde ihnen giebt. Der Ackerbau ist die Stütze, der Reichthum des Staates; der Ochse die Stütze des Ackerbaues, mithin — des Staates.

B. Eines jeden Staates?

A. Aller Staaten! — — Die Münze ist ein Zeichen, welches den Werth aller Waaren vorstellt. Dies ist Montesquieu's Definition der Münze, welche allerdings adäquat ist, und die Natur der Münze wohl ausdrückt. Münzen stellen also den wahren Reichthum vor. Dieser aber — worin könnte er anders bestehen, als in Getreide und — allenfalls Vieh, welches die einzigen reellen Güter sind?

So trugen die atheniensischen Münzen das Bild — das — lachen Sie nicht! — ehrwürdige Bild eines Ochsen, um — —

B. Um die Athener zu erinnern, daſs man sich, ehe man in Attika den Gebrauch der Metalle kannte, des Ochsen, als eines

gemeinschaftlichen Maaſsstabes für den Werth der verkäuflichen Dinge bedient habe.

A. Lieber möchte ich sagen: 'um anzuzeigen, daſs der Ochse die Stütze des Ackerbaues sei, welches hinwiederum den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht.

B. Ich kenne keinen bloſs Ackerbautreibenden Staat, welcher sehr reich wäre. Hingegen giebt es einige ziemlich reiche Staaten, welche beinahe keinen Ackerbau haben, und wo man von Ihren Stützen des Staates auch nicht viel mehr hält, als gerade nöthig ist, den bemittelten Bürgern die erforderliche Milch zu Thee und Kaffee zu procuriren.

A. Ich bitte Sie, nennen Sie mir diese Ausnahme von der Regel.

B. Ausnahmen, welche so bedeutend sind, daſs sie, wie ich fürchte, die Regel ganz aufheben. — Holland hat beinahe keinen Ackerbau, kann nur äuſserst wenige Menschen durch seine Produkte ernähren. Gleichwohl ist es, nach Verhältniſs seiner

Gröfse, das volkreichste Land in Europa, und — eins der reichsten.

In Genua giebt es viele arme Leute, aber auch viele Reiche, und der Staat ist, trotz der grofsen Abnahme seines Handels, gewifs nicht arm. Er leihet den kriegführenden Mächten noch immer Kapitalien, und — wie mir däucht — er gewinnt dabei. Die Genueser haben eine unfruchtbare Küste, wenig Äcker, und so wenig Ochsen, dafs man diesen unmöglich die grofse Last aufbürden kann, die Stützen des genuesischen Staates zu seyn. Manufakturen — die Öhlpressen mit eingerechnet — und Kommerz — diese sind die Basis der politischen Existenz der Genueser, der Quell ihres Reichthums.

A. Erinnern Sie Sich lieber an England und China. Man hält dafür, England habe unter allen europäischen Ländern den blühendsten Ackerbau. Aber wo finden Sie auch eine blühendere Marine und gröfseren Reichthum? —

B. Freund, Sie scheinen mir zu vergessen, dafs unter manchen simultanen Dingen

bloſs das Verhältniſs der Coëxistenz, aber keine Cauſalverknüpfung Statt findet. Denken Sie an den Stock im Winkel, und den Regen. Als Sie die Logik hörten, wird Ihnen Ihr Professor mit diesem Exempelchen an die Hand gegangen seyn! — Indeſs — ich gestehe es! — auch mir scheint zwischen dem blühenden Ackerbau, nnd der brillanten Marine und dem Nationalreichthum der Engländer, ein Zusammenhang Statt zu finden, der etwas mehr als bloſses Koëxistential-Verhältniſs seyn dürfte. Nur ist die Frage: macht der Ackerbau in England die Marine so glänzend, und den Reichthum der Britten so überwiegend? oder, hat der Ackerbau daselbst seinen Flor den Manufakturen und dem Handel, als den Hauptursachen des brittischen Nationalreichthums, zu danken? Mich dünkt, letzteres dürfte der wirkliche Fall seyn. Ihrem eigenen Feldbau haben die Engländer gewiſs nicht den gröſsten Theil ihres Reichthums zu danken. Um aber im Vorbeigehen auch noch das von Ihnen citirte

China mitzunehmen! — die Vorstellung ist ein wenig übertrieben, die Sie Sich von der Landkultur der Chineser machen. Unser guter *le Poivre* ist wohl ein Bischen Schuld daran. Er war für dieses Lieblingsvolk der Vorsicht — wie einige Autoren es vielleicht nicht ohne allen Grund nennen — enthusiasmirt. In dieser Stimmung siehet man Wunder, wo — keine sind. Übrigens, *in parenthesi*, sind die *Voyages d'un Philosophe* des alten Intendanten der Insel Frankreich eins meiner Favoritbücher.

A. Aber für China soll er zu sehr eingenommen seyn? —

B. Mir däucht es, und vielen andern ehrlichen Leuten auch. China hat grofsen Ackerbau. Aber kennen Sie nicht den Handel dieses Volks? seine zahlreichen Manufakturen und Fabriken, seine Seidenraupen? Wie viele Millionen Geld gehen nicht jährlich nur für Thee aus Europa nach China? Wie unbeträchtlich ist dagegen die Quantität der Waaren, welche den Gegenstand des

chinesischen Passivhandels mit uns Europäern ausmachen? — —

A. Darin muſs ich Ihnen Recht geben. Es ist wahr. Brodt ist so sehr das erste Bedürfniſs der Menschen, daſs einige Physiokraten den Menschen durch ein Thier, welches Brodt friſst, definirt haben. Indessen scheint mir nun wirklich das Brodt nicht mehr so sehr, wie ehemals, den Grund des Reichthums der Staaten auszumachen.

B. Die Definition, welche die Ökonomisten vom Menschen geben, ist nicht passend. Das Brodtfressen bezeichnet seinen specifischen Charakter nicht. Er hat es mit seinen Sklaven, den Hausthieren, gemein. Vor der Erfindung des Mehls und der Backöfen aſs er Eicheln, Kastanien, Wurzeln, Obst und Fleisch

— quum jam glandes atque arbuta sacrae
Deficerent sylvae, et victum Dodona negaret.
Mox et frumentis labor additus.

VIRGIL.

A. Ich weiſs es, daſs Sie der Physiokratie nicht günstig sind.

B. So wie der Abgabe 40 von 100. Mich dünkt, das sei excessiv. Aber dies im Vorbeigehen! — Einige seynwollende Staatsmänner sehen — wie ich zuverläſsig weiſs — das Übermaaſs der Auflagen sogar für ein souveraines Mittel an, den Landmann zum gröſstmöglichen Fleiſse in Bearbeitung seiner Äcker zu zwingen, und dadurch den Ackerbau blühend zu machen.

"Man mache eine zahlreiche und nütz-"liche Klasse von Bürgern erst recht arm, "damit sie angetrieben werden, mehr zu ar-"beiten und etwas zu gewinnen!" Ein abscheulicher Grundsatz! Ich freue mich darüber, daſs er nicht aus dem Herzen, sondern aus einem miſsgeleiteten Verstande geflossen ist.

A. Wirklich bringt Druck und Armuth viel leichter Trägheit und Verzweiflung, als gemeinnützige Thätigkeit hervor.

B. Wo ist der Bauer ärmer, als in Po-

len? Aber macht seine Dürftigkeit ihn fleifsig? — Reisen Sie durch das Gebiet Sr. Heiligkeit. Hier ist der Landmann eben so faul, als arm. Ich könnte noch mehr Beispiele geben. Aber Sie sagten schon selbst: drückende Armuth bringe eher Trägheit oder Verzweiflung, als gemeinnützige Thätigkeit hervor. Das ist in der Natur des Menschen. Wenn man aus Geiz oder Vorurtheil ihn die Früchte seines Fleifses und seiner Industrie nicht geniefsen läfst, so besorgt er, man werde ihn die Früchte seines verdoppelten Fleifses, seiner vermehrten Industrie, eben so wenig geniefsen lassen. Er arbeitet also lieber gar nicht, als ohne ein für ihn selbst fruchtbares Resultat. Das ist das Gesetz der Eigenliebe. Arbeiten? oder nicht arbeiten? — Zuverläfsig ist die Auflösung dieser Frage eine Affaire des Kalkuls.

A. Wir sind also beide der Meinung: dafs Unterdrückung, unter welchem prächtigen griechischen oder französischen Titel sie auch in ein System gebracht, und als das

beste Mittel, die Menschen zu beglücken, von den Dächern gepredigt werden mag — in keinem Fall etwas nütze sei!

B. Man wird noch öfter durch einen Paralogismus des Verstandes, als durch einen Fehler des Herzens zum Unterdrücker.

A. Mich freuet es, daſs Sie diese Moral nicht aus der Fabel, sondern aus der Geschichte gezogen haben. Ich würde mir sonst von der Gattung, wozu ich zu gehören die Ehre habe, einen fürchterlichen Begriff machen. Denn, lassen Sie es uns immer gestehen! — unnützer Zwang, das heiſst, Unterdrückung, ist eine sehr allgemeine, und — ich mag es kaum hinzusetzen! — für den menschenfreundlichen Beobachter menschlicher Dinge sehr niederschlagende Erscheinung. Aber, ehe wir aus einander gehen, möchte ich noch von Ihnen wissen, wie Sie über die Anwendung denken, welche in gewissen kleinen Staaten — *exempla sunt odiosa!* — von dem politischen Postulat gemacht wird: vermehret die Bevölkerung!

B. Ich denke, daſs es das Schicksal wahrer Maximen ist, schief angewendet, und in den Händen der Halbdenker von schlimmen Folgen zu werden. Diese Ehrenmänner haben, wie das Sprichwort sagt, läuten gehört, ohne zu wissen, wo die Glocken hangen. Ein gewisser Staatsmann *vel quasi*, sagte neulich: je mehr Menschen wir in unserm Ländchen haben, je besser! — Je schlimmer! erwiederte ich, indem ich an gewisse Fälle dachte, woran ein allzeit fertiger Theorist — nicht denkt. Wie so? rief mein Kauz ganz erstaunt aus! und Sie wissen nicht, daſs von der groſsen Volksmenge die Macht und Glückseligkeit der Staaten abhängt? Je mehr Menschen also, je mehr Macht und — Glück. — Ich muſste lachen. Mir fiel *la Fontainens Perette* ein. Eine Reihe angenehmer und ihr sehr natürlich scheinender Erwartungen machte sie springen; nun war die Milch, worauf am Ende alles sich gründete, verschüttet, und die ganze schöne Aussicht auf einmal dahin. — — —

A. So viel scheint richtig zu seyn, daſs von der Volksmenge die Macht eines Staates, und von dieser zum Theil seine mögliche Glückseligkeit abhängt.

B. Unläugbar, Freund! — Indeſs, sehen Sie, wie man oft in der Anwendung wahrer Grundsätze gröblich fehlet. Lassen Sie z. B. das Fürstenthümchen Monaco so sehr als möglich bevölkert seyn. Diese Bevölkerung verschafft ihm keine Macht. Die Macht eines Staates, der keine hundert Mann ins Feld stellen kann, bezeichnet der politische Arithmetiker mit o (Zero.)

Auſserdem ist es denn so ausgemacht, daſs die Glückseligkeit eines Staates von seiner Macht abhängt? Wie glücklich müſsten Franzosen, Chineser, Türken seyn? Glauben Sie, daſs die Republikaner des heil. *Marino*, worüber Sie *Addisons* Reise nach Italien lesen mögen, unglücklicher sind, als die Kalabresen und die Unterthanen des Pabstes, deren Beherrscher doch mächtiger sind, als das Völkcken von *San-Marino?* — —

Man-

Mancher gute Kopf entscheidet für kleine Staaten, *Schlosser* nicht allein.

A. Ich erinnere mich, dafs Sie einst sagten, von der Menge wohlgenährter Bürger hange die Glückseligkeit eines Staates ab.

B. Aber nicht von einer Menge nahrlosen Lumpengesindels, welches bettelt oder stiehlt, oder Beides zugleich thut. Wenn die Bevölkerung in kleinen Staaten, deren wir im heiligen Reiche, Gott weifs, wie viele? haben, in Ländchen, denen es an Kommerz und Manufakturen fehlt, über einen gewissen Grad hinausgehet, dann wird sie ein fürchterliches Übel — der wahre Weg zum Hungerleiden.

A. Aber wie finden wir den *terminum ad quem*, oder wie Sie es vielleicht mathematisch ausdrücken würden, das *Maximum* der Bevölkerung für solche Staaten? —

B. Nirgends, Freund, als in der Vergleichung der Volksmenge mit der Quantität des Ertrages der Äcker und Wiesen. Wenn ein blofs Ackerbau treibendes Land so viel

Einwohner hat, als es — bei gehörigem Anbau seiner kulturfähigen Ländereien — ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr *Maximum* erreicht. Wehe dem unerfahrnen Politiker, der dieses *Maximum* in ein: *et sic in infinitum*, verwandeln will! Alles, lieber *A*—, hat seine von der Natur selbst angewiesene Gränze, die man nicht überschreiten kann, ohne die natürlichen Verhältnisse der Dinge zu alteriren, und Disproportionen im Ganzen hervor zu bringen.

A. Sie haben Recht. Nicht die gröſste Bevölkerung — wie einige wollen — sondern die gröſste Glückseligkeit der vorhandenen Bürger — es mögen ihrer viel oder wenig seyn — muſs, meines Erachtens, als Endzweck des Staates angenommen werden. Nun hat man eingesehen, daſs dieser Zweck nicht erreicht wird, wenn der Bürger verhältniſsmäſsig zu wenig sind. Bevölkerung ist Mittel zu jenem Zweck, nicht selbst Zweck, wenigstens gewiſs nicht letzter.

B. Sie haben meine Idee glücklich er-

rathen. Wenn der von Ihnen so richtig angegebene Zweck des Staates bei der allzugeringen Menge der Bürger nicht erreicht werden kann, so kann er eben so wenig erhalten werden, wenn der Bürger zu viel sind. Ich setze ein Ländchen voraus, dessen Einwohner bloſs von Ackerbau und Viehzucht leben. Mit der Zahl der Bürger vergröſsert sich offenbar die Consumtion. Aber vergröſsert sich auch mit ihr verhältniſsmäſsig die Fruchtbarkeit und der Ertrag der Äcker und Wiesen? — Da ein kleiner teutscher Staat an Conquêten nicht denken darf, und mithin — wenn alles Übrige gleich ist! — jede merkliche Erweiterung seiner Gränzen wegfällt, so muſs man die Zahl seiner Äcker und Wiesen als eine fixe und unveränderliche Gröſse betrachten. Eben so den Ertrag derselben. — — Denn ob es gleich einer verbesserten Kultur bisweilen gelingen kann, die Beschaffenheit des Bodens zu unserem Vortheil in etwas abzuändern, so bleibt doch die Natur der Erdstriche — so weit

unsere Erfahrung reicht — im Wesentlichen immer sich selbst gleich. Die Qualität der Erdarten, und die Einflüsse des Himmelsstriches setzen der Fruchtbarkeit des Bodens bestimmte Schranken.

A. Ich merke, wo Sie hin wollen. Wenn nun der Bürger mehr werden, so werden Theilungen der Grundstücke unvermeidlich. Die Grundstücke werden immer kleiner, und sind bald nicht mehr hinreichend, ihren Inhaber zu ernähren. Man macht zwar Verordnungen, diesem Übel zu steuern. Aber man verhindert dadurch höchstens die allzusehr ins kleine gehenden Zerstückelungen der Güter — nicht die Existenz der Bettler. Oft nimmt man zu allerlei verkehrten Methoden seine Zuflucht, um die Summe des kultivirten Landes zu vergröſsern. Man rottet den Rest der Wälder aus, der uns aus den Zeiten der Auerochsen und Elennthieren in Teutschland übrig geblieben ist. —

B. Mich fängt allemal durch eine Art

von Anticipation zu frieren an, wenn ich an das Schicksal unserer Nachwelt denke. Die Staatsmänner in gewissen Gegenden scheinen in ihrem flanellenen Schlafrock, und hinter dem warmen Ofen zu vergessen, unter was für einer hohen nördlichen Breite wir leben. Wälder sind uns so nöthig als Äcker und Wiesen. Holz hat den Werth des Brodtes. *Vanière*, dessen *Praedium rusticum* Sie so gerne lesen, ist mir um so viel lieber, da er sich der Wälder so eifrig angenommen und so rührend um ihre Schonung geflehet hat.

A. Nicht einmal der Musen zu gedenken, welche so gern die heiligen Schatten der Wälder besuchen, und der Dryaden, die den Freund der Natur mit Weisheit begeistern — was werden unsere Enkel haben, um ihre Suppen zu kochen? wovon werden sie ihre Häuser bauen? womit ihre Öfen heizen? —

B. Dem Ackerbau die Wälder aufopfern, damit das Land einige Menschen mehr küm-

merlich ernähren kann — nichts ist widersinniger.

A. Nichts ist widersinniger!

B. Wahrlich, es war eine Freude, als ich im vorigen Sommer von der Höhe der Wartburg die grofsen Wälder übersah, die sich unten ausbreiten. Glückliches Land, sprach ich zu Eisenach, dessen Bewohner den Frost nicht fürchten dürfen!

Anhang zum ersten Gespräch:

Die Wälder.

So gewifs es vor mehrern Jahrhunderten ein Verdienst war, Wälder auszurotten, um Platz zu Äckern und Wiesen, Städten und Dörfern zu gewinnen und der zunehmenden Menschenmenge Wohnung und Nahrung zu verschaffen; so gewifs würde es jetzt in manchen Gegenden ein Verdienst seyn, wenn man, statt mit der Verwüstung der Wälder, welche die Axt unserer Vorfahren und die schlechte Ökonomie unserer Staatswirthe uns übrig gelassen hat, unbesonnener Weise fortzufahren, auf die Erhaltung dieser kostbaren Überbleibsel nicht nur ernstlich bedacht seyn, sondern auch die Anpflanzung neuer Waldungen, in der patriotischen Absicht, das Wohl unserer Enkel zu befördern, mit thätigem Eifer besorgen wollte. Man durchlaufe Europa von Riga bis Lissabon, von den Gränzen Sibiriens bis an den Hel-

lespont! überall wird man die Abnahme und den Ruin der Wälder wahrnehmen! — Ihr wenigen Staaten Europens, die ihr noch das Glück habet, innerhalb eurer Gränzen grofse zusammenhängende Wälder zu besitzen! ach! — möchtet ihr diese Wohlthat der Natur zu würdigen wissen! — Sie ist euch von unschätzbarem Werthe. Nie müsse das mörderische Beil in diese finstern Retraiten der wilden Natur verheerend eindringen, nie die verwüstende Flamme von Berg zu Berg fortlaufen, den grauen Scheitel dieser alten Denkmäler von der Majestät der Natur, seines grünen Schmuckes berauben, und ihr furchtbares Geräusch jene tiefe Stille unterbrechen, die nur im Asyl der friedlichen Bewohner des Waldes herrscht, seitdem der Mensch alle Elemente und alle Welttheile plündert, seine Habsucht und seine Wollust zu befriedigen.

Ich klage meine Gattung nicht an; ich weifs es, dafs der Mensch, durch das Gefühl vermehrter Bedürfnisse auf manche Ideen

geleitet, ein Erfinder geworden ist, und durch Übung seinen Verstand, den ich als den edelsten Theil seines Wesens betrachte, geschärft hat. Wie Neptun, fliegt er auf den tobenden Wellen daher, und sie scheinen seinem mächtigen Dreizack zu weichen. Äolus selbst ist ihm weniger furchtbar, seitdem er, mit den Gesetzen der Hydraulik und Hydrostatik bekannt, Schiffe zu bauen und zu regieren gelernt hat. Über alle Theile der sinnlichen Welt, diesseits des Mondes, äufsert er eine Herrschaft, welche eben so legitim als unerwartet ist. Denn sie ist die Herrschaft der Vernunft über das, was dieses höchsten Vorzuges der Geschaffenen beraubt, und zu Zwecken modifikabel ist. — — Aber — indem er seine Vorzüge, den Adel seiner Natur, erkennt, vergesse er nie, dafs *er* nicht das einzige Wesen in der Welt ist und nicht allein an ihre Wohlthaten Anspruch zu machen hat. Warum sollte er — dessen allzu grofse Vermehrung ihm selbst eben so nachtheilig werden würde,

als die übermäſsige Vermehrung der unbändigsten Raubthiere — die sichern Schatten entlegener Wildnisse seinen Blutsverwandten, den Thieren, miſsgönnen? Der Wolf — so unedel auch sein specifiker Charakter ist — wird, bestimmt groſse Wälder und unfruchtbare Heiden zu bewohnen, die Heerden der entfernten Flur nicht angreifen, die von wachsamen Schäfern und grimmigen Hunden bewacht werden, indeſs er unter den Schaaren des im Innern der Wälder irrenden Wildes seine Beute finden kann. Der Bär, stärker, aber von Natur weniger menschenfeindlich als jener, begnügt sich, Waldthiere zu würgen, oder von Wesen des vegetabilischen Reichs seine Nahrung zu ziehen, wenn düstere schattichte Einöde seinen stillen Aufenthalt dem Blicke des blutdürstigen Jägers verbirgt.

Und — eben diese meilenlangen Wälder, die der Eigennutz wenigstens euch werth machen sollte, ihr bedürfniſsvollen Sterblichen! — diese Wälder, sind *sie* es nicht,

die euch den Stoff zu Häusern, Schiffen, und tausend Dingen liefern, welche euer Bedürfniſs geworden sind? — —

Anhang zum zweiten Gespräch:

Die Bevölkerung.

Man hat den richtigen Grundsatz anerkannt: daſs die Macht eines Staates, die allerdings ein Mittel zur Beförderung seiner Glückseligkeit ist, nicht sowohl von der Gröſse seiner Länder, als von der Menge bemittelter Bürger abhängt. Allein in keiner Wissenschaft ist, wie Hume mit Recht sagt, der erste Anschein betrüglicher, als in der Politik. Der an sich wahre Grundsatz von der Bevölkerung ist nicht selten miſsverstanden und sehr schief angewendet worden. Man hat, wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken, groſse und kleine Staaten, die in obiger Rücksicht nicht als ganz homogene Wesen zu betrach-

ten sind, über *einen* Leisten geschlagen, ohne zu bedenken, dafs die Macht eines Staates, der, wie Monako oder die Republik San-Marino, keine funfzig Mann in das Feld stellen kann, auf der politischen Zahlentafel gleich Null ist, dafs die Einwohner solcher kleinen Staaten, wenn alles Übrige gleich ist, bei aller politischen Impotenz ihrer Regierungen, doch eben so glücklich seyn können, als die Bürger gröfserer Staaten, dafs zu diesem Bürgerglück zwar eine, der Gröfse, und dem bei gehöriger Kultur möglichen Ertrage des Landes proportionirte Bevölkerung gehört, die ohne Nachtheil des Landes keine beträchtliche Verminderung leiden darf, dafs aber auch ein grofser Zuwachs dieser Volksmenge *dem* Staate sehr schädlich seyn würde, dessen Bürger blofs von den Früchten ihres Feldes und den Produkten ihrer Heerden leben müssen. Ohne Handel, ohne bedeutende Fabriken, ohne Marine, sind die Einwohner blofs auf Ackerbau und Viehzucht eingeschränkt. Nun fällt

es in die Augen, daſs sie, die keine Conquêten machen; und der Natur keine neue Gesetze vorschreiben können, auſser Stande sind, ihre Äcker und Weiden gröſser und ergiebiger zu machen. Ein Fleck, welcher von den Händen des Fleiſses angebauet, hundert Menschen bequem ernährte — wird er deren auch zwei oder dreihundert mit Lebensbedürfnissen hinreichend versorgen können? — Hat ein Ländchen von der von mir vorausgesetzten Art, herrnlose Wüsten um sich, die man occupiren und urbar machen könnte? — — In Europa dürfte dieses der Fall nicht seyn! — — Auch setzt, wie die Erfahrung lehrt, die Natur den Wirkungen unseres Fleiſses im Anbau der Grundstücke, durch die Einflüsse des Klima, und die an unveränderliche Gesetze gebundene Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens bestimmte Grenzen.

Überhaupt vergesse man nicht, daſs Bevölkerung nie Zweck, nur Mittel ist *),

*) Gewisse Staaten, deren Vorsteher das Un-

dafs sie sich innerhalb gewisser Schranken halten, oder ein gewisses Maafs nie überschreiten mufs, wenn sie den Namen eines dem Zweck angemessenen Mittels verdienen soll, und dafs es weder ein Glück, noch ein Verdienst ist, die Zahl der Bettler und Hungerleider zu vermehren. — —

glück haben, Conqueranten seyn zu wollen, statt die innere Verfassung ihrer Reiche zu corrigiren und den Wohlstand ihrer Unterthanen zu vermehren, scheinen die Bevölkerung als Zweck anzusehen, nicht als Mittel. Sie brauchen grofse Heere besoldeter Sklaven, deren trauriges Geschäft bisher in gewissen Reichen war, den wehrlosen friedlichen Bürger zu unterdrücken, und die Provinzen mit Unrecht gereizter Nachbarn zu verheeren. — — —

Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

INHALT.

Richard Löwenherz

Ein

Gedicht

in

sieben Büchern.

Poor is the friendless master of a world.

YOUNG.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai
1790.

Zueignung

an

meine Schwester

in Wien.

Dir, Theuerste Theone! weihe ich dies Lied, das, in weiter Entfernung von unserer gemeinschaftlichen Heimath gedichtet, mir durch die süße Täuschung der Muse, so manche Jugendstunde angenehm vertrieb, die sonst, unter dem Gefühl wehmüthiger Rükerinnerung, oder unbefriedigter Sehnsucht, trüber und langsamer vorübergeschlichen wäre. Bey dem ungestörten, ruhigen Genuß einer Freundschaft, die Seelenharmonie und Gleichheit der Denkart, noch inniger als die Bande des Blutes, verewigen werden, war

mir

mir die Muse schon eine angebetete Göttin, deren Statue ich mit manchen Blumen einer fröhlichen Jugend umkränzte; aber in der Entfernung von Dir, Theure Schwester! wurde sie die Vertraute meines Herzens, der ich den genußreichsten Theil des Lebens, die einsamen Stunden geschäftloser Muße, willig opferte, um in ihrem süßen Umgang manches Sehnsucht erregende Glük der Vergangenheit zu vergessen und um der reizenden Aussicht einer hellern Zukunft zufriedner und hoffnungsvoller entgegen zu sehen.

So

So sang ich die Unerschütterlichkeit einer heldenmüthigen Freundschaft, die Leiden der Trennung, die Standhaftigkeit erhabner Seelen in allen Stürmen des Unglüks, bis die Wonne des zärtlichsten Wiedersehens jedes bange Dulden überschwänglich belohnt.

Und wem sollt' ich nun dies Lied weihen, als Dir, Theone! die Du am innigsten die Stellen fühlen und wiedererkennen wirst, die, dem Dichter aus der Seele geschrieben, das Andenken Deines verlaßnen Bruders

ders am lebhaftesten erneuern werden?
Laß denn diesen ersten Versuch meiner
jugendlichen Muse ein schwaches Denk-
mal unserer Liebe sein, bis ich einst wie-
der auf den schönen Fluren des väterli-
chen Wiens, in Dir, Theure
Theone! die würdigste Vertraute
meines Herzens, die weiseste Freun-
din und die zärtlichste Schwester um-
arme! —

Ri-

Richard Löwenherz

Ein

Gedicht

in

sieben Büchern.

Poor is the friendleſs maſter of a world.

YOUNG.

Richard Löwenherz.

Erstes Buch.

Die fromme Wuth, für's Heil der
Christenheit,
Durch einen Schwur zum Kreuz sich zu ver-
binden
Und im Geruch der Heiligkeit,
Für ein erlognes Glük, erträumte Seligkeit
Und vollen Ablaß aller Sünden,
Das heim'sche Land, die Ruh' am eignen
Heerd zu fliehn,
Zum heilgen Grabe nach Jerusalem zu ziehn,
Sein Schwerdt mit Bruderblut zu färben,
Und endlich hart getäuscht im Arm des Grams
zu sterben:

Die

Die fromme Wuth war noch nicht abgekühlt;
Ein starker Wind aus Süden unterhielt
Die Flammen immer noch, und fachte neues
Feuer
In jedem Christenherzen an.
Vom Herrscher bis zum niedren Unterthan
War keiner, dem der Ruhm, Befreier
Der Christenwelt im Orient zu sein,
Nicht preislicher erschienen wäre,
Als häuslich Glük, als Glük des Bürgers
und die Ehre
Ein guter Fürst des guten Volks zu sein.
Wer fromm und heilig war, trat in den Bund
mit ein;
Und wer sein Lebenlang ein böser Mann ge-
wesen,
Der schwor zum Kreuz, der schiffte sich mit
ein:
Und sieh! sein Haupt umstrahlt' ein goldner
Himmelsschein
Und seine Seele war vom Sündentod ge-
nesen.
So zog noch jedes Jahr ein immer größres
Heer

Be-

Bekreuzter Heiligen und Thoren über's Meer;
Oft, um zu büßen, oft, für Gottes Ruhm zu
streiten,
Doch öfter, wuchs kein Glük im Vaterlande
mehr,
In jener Welt die Gunst des Schiksals zu er-
beuten.

Ein reiner Trieb und ein Gelübde hieß
Auch Richard, Englands Fürst, in jenem Pa-
radies
Für Gottes Ruhm und seinen Glauben käm-
pfen.
Der Heiden Uebermuth zu dämpfen
Und seinen Vater, dessen Fluch
Er brennend auf dem Haupte trug,
Durch heiße, reuevolle Thränen
Am Grabe Christi zu versöhnen:
Dies war sein frommer Schwur, und den
Mit aller Treu' erfüllt zu sehn,
Mußt' er sein neues Reich, noch kaum ge-
krönt, verlassen,
In Rom auf seinen Knie'n des Himmels
Huld erflehn,

Vom

Vom Pabst sich segnend weihen lassen
Und dann mit Frankreichs Fürst nach Palä-
stina gehn.

Er zog, umjauchzt von seinem tapfern
Volke,
Als Held und Büßender, zum mühevollen
Streit.
Und wie, in herbstlich später Zeit,
Wenn sich auf einer goldnen Wolke
Des Tages Königin am Abendmeere senkt
Und ihren Segenslauf nach andern Welten
lenkt,
Wie, wann ihr lezter Strahl verbleichet,
Der Schatten schwarzes Heer aus seinen Höh-
len schleichet,
Giftschwangre Nebel aus den See'n
Und aus dem Bauch der Erde sich erheben
Und von den finstern Wolkenhöhn,
Mit starren Fittigen, Orkane niederweh'n:
So sah man jezt in dem verwaisten Staate
Des Schiksals friedliche Gestirne untergehn
Und Wetterwolken schwarz sich über ihm er-
höhn.

Ver-

Verwirrung regte sich; der kühne Aufruhr nahte
Dem unbewachten Königsthron;
Die Zwietracht hob ihr Haupt, mit ihr Rebellion
Und Elend bürgerlicher Kriege.
Des Königs Feinde lenkten schon
Das leicht verführte Volk, das ihrem nahen Siege
Triumpf! entgegenschrie, und Richards Freunde flohn,
Geschrekt durch Uebermacht, und allzu schwach dem Wüthen
Der wachsenden Verrätherei,
Mit blindem Eifer, Troz zu bieten.

Nur Einer blieb noch seinem König treu
Und war bereit, selbst Blut und Leben
Mit Freuden für ihn hinzugeben.
Jedoch, so rieth die Klugheit nicht.
Denn, wie vermag das Rohr, das Eine Welle bricht,
Dem vollen Strom im Sturz zu widerstreben?

Allein zur rechten Zeit des Muthes starkes
Wort,
Ja! selbst Ein ernster Blik am wohlgewählten
Ort,
Von Richards treuſtem Freund, war öfters
noch im Stande
Dem Uebermuth zu wehren, durch die Bande
Der Furcht und Unterthänigkeit.
Und diesen kühnen Mann, der den gewagten
Streit
Für Richard oft beging, wer sucht' ihn in dem
Stande
Der Jünger Ossians, im friedlichen Gewande
Der frohen Schaar, der Scherz und Freude
nur gefiel?
Ein Sänger war er, Blondel nannte
Er sich. Schon früh entbrannte
Sein edles Herz beim frohen Saitenspiel
Für Tugend, Freundschaft und der Liebe
Hochgefühl;
Früh wählt' er schon, bestimmt von höherm
Drang, das Ziel
Der edlen, hohen Kunst, zu der er sich be-
kannte,

Die

Die Fürsten selbst geübt — das ehrenvolle
Ziel:
Ein Sänger unschuldsvoller Triebe,
Erhabner Freundschaft, reiner Liebe
Der Fürsten Günstling und der Schönen
Freund zu sein.
Ihn weihte Rollo selbst zu diesen Würden
ein,
Und England sah die ersten Früchte
Von diesem frühgenährten Drang.
Er zeigte sich im schönsten Jugendlichte
Am königlichen Hof. Sein göttlicher Gesang,
Sein männlich schöner Bau, die Reize seiner
Jugend
Gewannen bald des jungen Richards Herz,
Und seine liebenswürd'ge Tugend,
Sein männlicher Verstand, sein Witz und
edler Scherz
Erhielten ihm das königliche Herz,
Troß der Verläumduug Gift selbst auf dem
stolzen Throne.

O wohl dem reichen Erdensohne,
Der auf dem Lebensweg — nicht eine Krone,

Nicht Ehr' und Gut, nicht göttlichen Verstand —
Der einen Freund, wie diesen Jüngling, fand.
Er ziehe hin, zu der entfernt'sten Zone,
Wo ew'ger Nebel schwebt, wo in dem Sonnenbrand
Noch nie ein Baum gegrünt, er wohne
Tief im verwachsnen Wald, auf Fels und dürrem Sand,
Er traue Flut und Sturm, des Glükkes Unbestand
Verfolg' ihn ohne Rast auf jeder Erdenstelle:
Sein Freund hängt fest an ihm und weicht nicht einen Schritt,
Und stieg er selbst hinab zum Schwefelpfuhl der Hölle,
Sein Freund blieb' immer treu und schritte herzhaft mit.

Zwar wär' auch Blondel seinem Freunde
Mit Freuden nachgefolgt, wohin sein Schwur ihn rief;
Doch Richards übermüth'ge Feinde,

Ihr

Ihr Haß, der niemals starb, nur gleich dem
Löwen schlief,
Um fürchterlicher zu erwachen,
Bedurfte nie so sehr den aufmerksamen Blik
Der Redlichkeit als jezt, und Blondel blieb
zurük,
Um jeden Schritt der Bosheit zu bewachen
Und seinem fernen Freund' durch Briefe kund
zu machen.

Viel litt er schon in diesem schweren Amt',
Auch hatt' er das Verderben mancher Streiche
Von Richard und dem steuerlosen Reiche
Durch Klugheit abgewehrt. Allein von neuem
flammt
Jezt der Empörung Glut; mit schändlichen
Gerüchten,
Von Richards Tugend ausgesprengt,
Sucht man den lezten Rest von Treue zu zer-
nichten,
Womit das irre Volk an seinem König hängt,
Und schon entreißt es sich, von Neu'rungs-
durst gedrängt,
Den Banden zugeschworner Pflichten.

Um-

Umsonst hofft Blondel seinem Freund
Die drohende Gefahr durch Boten zu berichten;
Kein Bote kömmt zurük, und Richard selbst erscheint
Noch immer nicht, obgleich die Zeit bereits verflossen,
Nach welcher man die frohe Wiederkehr
In das verwaiste Reich beschlossen.

Nun sieht der treue Freund kein Rettungsmittel mehr,
Als selber über Land und Meer
Nach Asien zu ziehn. „Nur Richard kann der Retter
Des schon verlohrnen Volkes sein,
Nur seine Gegenwart das aufgethürmte Wetter
Das seinem Reich' und ihm Verderben droht, zerstreun!„
So denkt der edle Mann, fest steht in seinem Herzen
Der eiserne Entschluß, den keine Furcht entmannt;

Ja!

Ja! eh' der Morgen noch des Tages goldne
Kerzen
An Titans Fakkel angebrannt,
Tritt er, in Talifers Gewand,
Troz Frühjahrsluft und rauhen Stürmen,
Der Freundschaft große Wallfahrt an;
Und als der neue Tag den trüben Lauf be-
gann,
Schwand schon die stolze Stadt mit ihren
hundert Thürmen
Vor seinem oft gewandten, nassen Blik
In undurchdringlich Grau der Morgenluft
zurük.

So bald sein schneller Fuß das enge Meer
erreichte,
Trug ihn in kurzer Frist von Dower eine
leichte
Pinasse nach Calais an Galliens Felsen-
strand,
Und seine lange Fahrt durch dies beglükte
Land,
Indem der Blumenlenz, der frölich jezt er-
wachte,
Von

Von Berg und Thal und aus den jungen
Hainen lachte,
Schien ihm, verkürzt durch Saiten und Gesang
Und Freuden der Natur, ein heitrer Abendgang
Auf seiner Väter Trift. Ihn sah die Morgenröthe
Des Tages und das Abendlicht
Mit gleichem Muthe ziehn. Schon lagen manche Städte
Des Landes hinter ihm; und als im Silberlicht
Des Mondes Scheibe sich zum zweitenmale drehte,
Stieg schon Marsiliens, auf einen Fels erhöh'te,
Vom Meer umbraus'te Burg, verhüllt in blauen Flor
Der fernen Luft, am Horizont empor.
Der Wandrer sah's entzückt, er flog und, wenig Stunden,
So war auch dieser Raum vor seinem Fuß verschwunden.

Schon

Schon streckte brüderlich der Tag die goldne Hand
Dem kühlen Abend zu. Die Braut des Himmels stand
Am glüh'nden Horizont und mahlte
Dem Westgewölk' ein purpurnes Gewand,
Indessen aus dem Meer, das ganz in Feuer stand,
Ein sanft'res Ebenbild von ihr zurükkestrahlte:
Da langte unser Held, verlohren in dem Troß
Der lärmenden, geschäftlosthät'gen Menge,
Die, eingehüllt in Staub, in stikkendem Gedränge
Der Stadt entgegenströmt' und aus den Thoren floß,
Als Pilger in Marsiliens hohen Mauern,
Dem Ersten Ziel der Wallfahrt, glüklich an.
Glük auf, mein Freund! viel Schweres ist gethan.
Du ließest dich die größte Müh' nicht dauern
Und kämpftest wider Sturm und Sonnenbrand den sauern
Müh'vollen Streit, als treuer Freund und Mann.

Nun

Nun schnell zu Schiff, nach Rom, den
Segen
Des Pabstes zu erflehn, und dann,
So bald ein günst'ger Wind euch sicher lei-
ten kann,
Nach Palästina hin, dem theuern Freund
entgegen!
Ermüdet wanket er an seinem Wanderstab
Zum Schiffereichen Port hinab,
Und trift noch in der Abendstunde
Ein segelfertig Schiff im Sunde
Bereit, den andern Tag, nach Joppen ab-
zugehn.
Der Herr davon, ein Freund von allen from-
men
Bußfert'gen Seelen war so eben angekommen,
Den Abend noch an Bord zu gehn;
Der gute Pilger wird mit Freuden aufge-
nommen,
Und eh' noch Mond und Stern' im Morgen-
grau verglommen,
Sah Blondel schon Marsiliens Felsenhöh'n
Im dunklen Blau der Wogen untergehn.

Ob

Ob Blondel, als er unbekannt
Und still sein armes Vaterland
Verließ, vielleicht um immer draus zu scheiden,
Ob er mit Rang und Glük und dem, was
Thoren neiden,
Zugleich die Quelle seiner Freuden,
Das treue Saitenspiel, zurük in England
lies? —
Wer je gefühlt, wie himmlisch süß
Dein Trost, o göttliche Musik! in allen Leiden
Dem kummervollen Herzen ist;
Wer deine Macht empfand, und weiß, daß
du es bist,
Die jeden Schmerz durch Himmelsruhe lin-
dert,
Der Menschheit Freuden mehrt, all' ihre
Qualen mindert
Und Kraft und Hoffnungstrost in kranke Her-
zen spricht:
O der Beglükte! fragt so nicht.
Freund Blondel, in der bittern Lage,
Worin er sich befand, bedurfte nie so sehr
Gesang und Saitenspiel als jezt, da centner-
schwer

Und

Und schwerer noch mit jedem künft'gen Tage
Bekümmerniß und Gram sein leidend Herz
befiel.
Sein einz'ger, treu'ster Freund blieb stets sein
Saitenspiel.
In seine Töne goß sich frei die Trauerklage
Um Freund und Vaterland; das drükkende
Gefühl
Der Last nicht mitgetheilter Schmerzen
Verlohr sich sanft im Strom des weinenden
Gesangs;
Und wenn er einsam stand, wenn's seinem
edlen Herzen
An jedem Trost gebrach — ach! dann ge-
lang's
Allein den rednerischen Saiten,
Ihm wieder neuen Muth und Hoffnung zu
bereiten.

Der Hauptmann von dem Schiff war Freund
der schönen Kunst,
Die Blondel als ein Meister übte,
Und ob er schon in ihm den frommen Pilger
liebte,

So

So schenkt er doch noch mehr dem Harfner
seine Gunst.
Oft, wenn der gute Wind sich leget
Und nun das Schiff, auf wellenloser Flut,
Die sanft, ein klarer Spiegel, ruht,
Sich, wie ein Wolkenbild am Himmel, kaum
beweget:
Dann kürzet Blondel durch Gesang
Und Saitenspiel die langen Stunden,
Und niemals ist die Zeit unmerklicher ver-
schwunden,
Als wenn zu seinem Lied' sein Meisterspiel
erklang.

Oft weilt er im verschloßnen Zimmer
Mit seinem Freund' und spielt nur ihm allein;
Oft find't er sich im goldnen Abendschimmer
Auf dem Verdek schon längst erwartet ein,
Und singt dem Volke, bald nach alten Sagen,
Aus König Alfreds goldnen Tagen
Ein Lied von Redlichkeit und ächter Treue
vor;
Bald hebt Begeist'rung ihn zu höh'rem Flug
empor,

Dann

Dann rauscht der Schönheit ungeschwächter
Jugend
Und dir, o Himmelskind! geprüfte, reine
Tugend
Ein unverdächt'ger Lobgesang hervor.
Oft auch entzükt der Horcher trunknes Ohr,
Im Einklang sanft verschlungner Töne
Die schönste Fantasie, und lokket manche
Thräne
Selbst aus den Augen, die sonst nie geweint,
hervor.

Einst, als die Dämmerung sich schon in
Nacht verlohr
Und an dem braunen Himmelsbogen
Die Sterne, hehr und still, die Aetherbahn
bezogen,
Aus denen die Natur den Geist des Schlum-
mers trank —
Das Schiffvolk ruhte sanft, dem Steuer-
mann entsank
Die müde Hand, der stille Tanz der Wogen
Begann um's Schiff mit plätscherndem Getön
Und in den Tauen sang der Weste leises Weh'n:
Da

Da weilt' auf dem Verdek er noch allein, versunken
In Strömen laut'rer Seligkeit,
Sah sehnsuchtsvoll, von Ahndungswonne trunken,
Empor, durch Nacht und Dunkelheit,
Zum Vaterland der Ruh', das ew'ge Heiterkeit
Umschwebt, wo gleichgeschaffnen Seelen,
Die hier das schöne Ziel, Vereinigung, verfehlen,
Kein Trennungssturm erneu'te Leiden dräut.
Er schwärmte sanft hinauf zu himmlischen Gefilden,
Fand seinen Freund und lag mit ihm am milden,
Nur Geistern offnen Quell der reinen Seligkeit.
Doch allzubald verschwand die süße Trunkenheit!
Er kehrt zurük aus den Gefilden
Des Lichtes und erblikt sich, schaudernd, auf einmal
Zurük gestürzt ins dunkle Leidenthal,

In

In einsam stiller Nacht, umrauscht vom wilden,
Durch einen nahen Sturm schon dumpf bewegten Meer
Und auf dem ganzen Schiff kein wachend Wesen mehr
Und überall des Todes nahe Schrekken!
Vom Schau'r der Ahndung starr, eilt er zu dem Gemach.
Doch, eh er es erreicht, verstekken
Die Stern' in Wolken sich; ihr blasser Schattentag
Verschwindet tief in Nacht; der nahen Winde Sausen
Wekt die Natur und stürmt den lauten Donner wach;
Die Blitze befahren die Luft; die schäumenden Wogen brausen
Zum Feuerreich empor und Wolken rauschen herab!
Die leichte Pinke steigt auf schnell gethürmten Wellen
Zum Himmel auf, die unter ihr zerschellen
Und krachend stürzet sie zum tiefen Schlund hinab.

So

So hielt drei fürchterliche Tage
Mit ungestillter Wuth des Himmels Zürnen an.
Mit jedem schrekkenvollen Tage
Wuchs die Gefahr; entsezlich war die Lage
Der armen Leidenden. Das lekke Schiff durch-
rann
Schon überall die Flut, und Kraft und Stärke
Gebrachen immer mehr zum lezten Rettungs-
werke.
Man sah gewissen Tod und schon begann
Verzweiflung jeden Rest von Hoffnung zu zer-
splittern:
Da legte plözlich sich mit Sturm und Unge-
wittern
Die weißgepeitschte Flut; ein kühler Abend-
wind
Trieb mit den sanftgeschwellten Wogen
Sein leichtes Spiel, die grauen Wolken flogen
Am Horizont hinab, und von dem blauen
Bogen
Des reinen Himmels, sah gelind
Der Strahl der rothen Abendsonne
Auf Meer und Land herab. Nun kehrte wie-
der Wonne

Ins Herz der Sterbenden zurük.
Wie unaussprechlich war das Glük
Der Rettung nach so langen Leiden;
Und wie erhöhte sich noch mehr das Maaß
der Freuden,
Als an dem Horizont ihr thränenloser Blik
Ein blaugetuschtes Land entdekte,
Das, wie ein Golf, sich rund zur Küste strekte;
Als nun ein scharfer Wind die vollen Se-
gel bog
Und das zerbrochne Schiff, das augenbliklich
Zu sinken drohte, dennoch glüklich
Mit Sonnenuntergang an Terreß's Küsten
flog!
Wie schlug den Glüklichen das Herz vor Dank
so hoch,
Nie schien der Himmel freundlicher zu lachen,
Noch nie das goldne Abendroth
Den Vater der Natur so herrlich kund zu ma-
chen,
Als jezt, da sie nach langem Tod,
So sichtbar durch sein Machtgebot,
Zu neuem Seyn und neuem Glük er-
wachen!

Nicht

Nicht fern vom Meeresufer steht
An einer abgelegnen Stelle,
Von Bäumen überdeckt, auf einen Fels erhöht
Und jedem offen, der des Heiligthumes
Schwelle
Voll Andacht sucht, St. Antonins Capelle.
Der fromme Clausner, dessen Celle
Dort oben auf dem Waldgebirge steht,
Verrichtete einst hier sein heißes Dankgebet,
Als er, nach langem Sturm, von einer guten
Welle
An dieses Land gespühlt, dem furchtbarn Tod
entkam.
Da ihm das Meer den größten Reichthum
nahm,
Viel theurer ihm als Gut und Leben,
Den besten Freund, den es noch je gegeben,
So war ihm jeder Ort der öden Welt gleich
werth.
Er ließ daher auf jenem Berg sich nieder,
Erbaut' aus Dankbarkeit und für die frohen
Brüder,
Die so, wie er, dem Wellentode wieder
Entgehn, den kleinen Opferheerd,

Und lebte nun dem christlichen Geschäfte,
Unglücklichen, die er verlassen fand,
Mit Rath und Trost und milder Hand,
So weit es seine schwachen Kräfte
Vergönnten, hülfreich beizustehn.

Der Jüngling hatte kaum den frommen
Ort ersehn,
So wankt er schwach, mit ungewissen
Schritten
Den heilgen Stufen zu, sein Dankerfülltes Herz
Und seiner Seele stummen Schmerz
In brünstigem Gebet und Thränen auszu-
schütten.

Wohlthätiges Gebet! durch dich quillt
Trost und Ruh
Dem Leidenden aus Gottes Händen zu.
Du hießest Blondels Schmerz aus seiner See-
le fliehen,
Durch dich verlohr sein Gram in stille Weh-
muth sich;
Und als das falbe Gelb des Abends schon ver-
blich,

Da

Da lag er noch andächtig auf den Knieen
Und fühlte nicht das dringende Gebot
Der stärkeren Natur, nach so viel Müh und
Noth,
Durch Ruh und Nahrung auch den Körper
zu erquikken.

Der fromme Klausner kam, der edlen
Pflicht getreu,
Nach jedem Sturm herab von seiner Siedelei,
Um am Gestade nach Verschlagnen umzu-
blikken;
Und da sein Weg ihm vor dem Bethaus dicht
vorbei
Zu gehen zwang, so blieb der Beter seinen
Blikken
Nicht unentdekt. Er kniete mit dem Rükken
Dem Eingang zu; das weinende Gesicht
Ins Tuch verhüllt, bemerkt' er nicht
Daß ihn der fromme Mann belauschte.
Oft hob er sich getröstet schnell empor,
Als wenn die Gottheit selbst in einem En-
gelchor
Erhörend ihm vorüberrauschte;

Oft

Oft sank er wieder hin, noch brünst'ger als zuvor
Die Hände ringend und befeuchtete mit Thrä-
nen
Des Heil'gen Hand die er mit Küssen übergoß.
Der Klausner hört' ihn tief aus vollem Bu-
sen stöhnen,
Stand voller Mitleid da, und schloß
— Von seinem eignen kranken Herzen
Belehrt — daß nicht nur Dankbarkeit
Gerettet sich zu sehn, daß tiefre Schmerzen
Und ein geheimes Seelenleid
Den armen Pilger niederdrükten
Und dieses brünstige Gebet zum Himmel
schikten.

Ein sanfter Mondstrahl, der jezt auf das
Gitter fiel
Woran sich Blondel kraftlos lehnte,
Wekt ihn aus seinem Schmerz. Er troknet
die bethränte,
Verbleichte Wang', ergreift sein Saitenspiel,
Das ihm zur Seite liegt und will nun wie-
der gehen:
Da sieht er in dem bleichen Licht

Des Mondes, unverhofft, gleich einem
Traumgesicht,
Den fremden Klausner vor sich stehen.
Erschrokken blikt er auf, glaubt einen Geist
zu sehen,
Und tritt, den ehrfurchtsvollen Blik
Nicht abgewendet, aus den Schatten,
Die ihn bisher umschleiert hatten
Ins blasse Licht des Mondentags zurük.
Doch, als ihn kaum sein Strahl umfließet,
Eilt froh der Klausner auf ihn zu:
O Blondel! ruft er aus, und in dem-
selben Nu
Erkennt auch er den Freund und schließet
Ihn sprachlos, zärtlich an sein Herz.

Süß war dies Wiedersehn, süß der Um-
armung Freude!
Doch ach! nur allzukurz. Denn Beide
Erwachten bald zu neuem Schmerz.
„O Freund! ruft Blondel aus, ist's Täuschung
oder Wahrheit?
Seid ihr's? ein Mönch? allein! O Gott! wie
schlägt mein Herz!
Ich

Ich zittre — sprecht — vollendet meinen Schmerz —
Ist unser Richard todt? — verhehlt mir nicht die Wahrheit!„
Der Klausner schweigt und blikt tiefseufzend himmelwärts.
„Ihr schweigt? fährt Blondel fort, und ach! die lezte Zähre
Entstürzt dem Auge, das sich endlich ausgeweint: —
So ist er todt? mein Richard todt? — o wäre
Das Meer mein Grab! — mein Richard — o mein Freund!
Dich nimmer wiedersehn, nicht mehr, mit Dir vereint,
Durch's Leben gehn! — auf immer mir verlohren —
Dein guter Ruf, Dein Vaterland verlohren! —
O Klifford! Richard! armer Freund!

Mein Blondel! überlaßt euch nicht grenzlosem Schmerz,
Spricht tiefgerührt der gute Ritter:

Zwar ist das Schiksal hart, allein bedenkt: so bitter
Und schreklich es auch ist, es kömmt aus Gottes Hand.
Ermannt euch Freund! hört eures Kliffords Bitte.
Ihr seid erschöpft und schwach; folgt mir in meine Hütte,
Durch Pflege von der Freundschaft Hand
Die matten Geister zu beleben.
Vielleicht bin ich alsdann im Stand'
Auch für das kranke Herz euch manchen Trost zu geben.

Noch immer stumm geht Blondel neben
Dem Ritter her, den starren Blik gesenkt,
Das Haupt geneigt, die Arme leicht verschränkt
Und weiß auf tausend wicht'ge Fragen,
Die Klifford ihm gethan, nicht einen Laut zu sagen.
Mit Müh gelingt's ihm, lang nachher,
Sich eine Antwort zu erzwingen:
Sprecht, Freund! und sagt mir nur vor allen Dingen,

Was für ein Sturm trieb euch von England
übers Meer,
In dieses fremde Land so glüklich zu mir her?
Kaum wagt' ich's dem Gesicht zu trauen —
Von dessen Wirklichkeit und Glük, euch an-
zuschauen,
Euch zu umarmen mich erfreulich überführt.

„O Freund! versezt der Jüngling tiefge-
rührt;
Vermag ein Mensch den Plan der Gottheit
zu durchschauen?
Wie wunderbar hat mich ihr weiser Arm ge-
führt.
Ihr wißt, daß nun sich bald das zweite Jahr
verliert
Seit ihr mit Richard nach Jerusalem gezogen.
O Gott! mein banger Traum hat damals
nicht gelogen.
Das erste Jahr verging, und ihr kamt nicht zurük.
Was ich seit jener Zeit für Kummer ausge-
standen —
O Freund — bewahr euch Gott vor Einem
Augenblik

Der

Der bessern Jahre gleicht. Dahin war Ruh
und Glük!
Ich schikte Boten aus in nah und fernen
Landen
Zu forschen und zu spähn. Allein umsonst!
sie fanden
Den guten König nicht. Des Vaterlandes Glük
War böser Buben Spiel. Johann kam kühn
zurük;
Der Bischof Durham floh; der Thron be-
gann zu beben
Und über meines Richards Leben
Schien mir in jedem Augenblik
Ein neuer Mörderdolch an dünnem Haare
schweben.
Ich sah's und durfte nie den schwachen Arm
erheben
Dem fernen Freunde beyzustehn.
Was blieb mir noch? O Freund! ich floh
die Greuelscene,
— Nicht mehr mein Vaterland — weiht' ihm
noch eine Thräne
Und nahm den Pilgerstab, selbst in die Welt
zu gehn.

Mein

Mein Vorsatz war, sie [illegible] zu durch[illegible];
Und, würd' ich ihn den besten Freund nicht
finden,
Am Rand der Erde still zu stehn
Und mir ein frühes Grab zum Troste zu
ersehn.
Doch Gott gefiel der Plan des blinden
Geschöpfes nicht. Er winkte seinen Win-
den —
Da thürmte sich das fürchterliche Meer
Und warf das Schiff, das mich nach Joppen
führen sollte,
Zu euch, an diese Küsten her.
Wohl mir! Was ich mit Müh und Angst er-
ringen wollte,
Ist jezt, noch eh ichs hoffte, mein.
Laßt mich hinfort mit euch ein frommer Klaus-
ner seyn;
Hier will ich auf den Trost im stillen Grabe
warten
Und, wenn ich todt bin, räumt ihr mir in
diesem Garten
Dort unter jenem Baum ein kleines Plätzchen
ein!„

Indem

Indem Freund Blondel sprach, war schon
der Berg erstiegen,
Der Klausner öffnete das kleine Gartenthor
Und Blondel sah, selbst durch den Thränenflor
Der Traurigkeit, mit heimlichem Vergnügen,
Im Zauberlicht vom Mond herab,
Ein kleines Gartenrund romantisch vor sich
liegen.
Stillschweigend troknet er die lezten Thrä-
nen ab
Und fühlet den Gedanken an das Grab
In seiner jungen Brust schon minder herrschend
siegen.
Der Ritter liest mit Lust in seines Freundes
Zügen
Statt wilden Schmerz nur stille Traurigkeit;
Und als er seine Kraft in der bequemen Celle
Mit reinem Wein, aus einer Felsenquelle,
Und einem Pilgermahl erneut
Und aufgerichtet sieht, da findt er sich bereit
Den Bitten Blondels nachzugeben,
Und zu erzählen, was im Lauf der Tren-
nungszeit
Mit ihm und Richard sich begeben.

Die

Die Nacht war wunderschön. Der volle
Mond stand eben
Hoch über dem entschlaf'nen Meer;
Die Weste wehten sanft; es herrschte weit
umher
Die feierlichste Stille; nur das leise
Geplätscher am Gestad vom sanften Wogenfall
Ward fern gehört und die betrübte Weise
Der schwermuthvollen Nachtigall.

Die Freunde, angelokt von ihrem süßen
Schall
Und von der schönsten Nacht, die je im Sil-
berschimmer
Des Mond's vom Frühlingshimmel sank,
Vertauschen das verschloßne Zimmer
Mit einer Epheu - Rasenbank,
Woselbst die Nachtigall mit zärtlichem Ge-
wimmer
Den bangen Ton aus ihrem Busen zwingt
Und auf des Gatten Grab das Lied der Weh-
muth singt.
Von ihrem Blik das zitternde Geflimmer
Des Mondlichts auf dem sanft bewegten Meer,
Hoch

Hoch über sich den Mond, und in bescheid-
ner Ferne
Von seinem Glanz, das Heer der bilderrei-
chen Sterne
Und Blüthenduft und Kühlung um sich her:
So sitzen Arm in Arm die liebevollen Seelen
Und Klifford hebt nun an, wie folget, zu er-
zählen.

Ri-

Richard Löwenherz.

Zweites Buch.

Wenn's euch an Muth und Stärke
nicht gebricht
Den besten Freund zum Tode zu begleiten,
So höret nun den traurigen Bericht
Von Richards hartem Loos und Widerwär-
tigkeiten.
Ich übergehe ganz all die Begebenheiten
Der sehr bedrängten Christenheit
Im Morgenland; die laute Freudigkeit
Womit man die vereinten Heere
Drei großer Könige, Europens schönste
Macht,
Dort überall empfing; die unbegrenzte Ehre
Die Richard widerfuhr; wie jeder drauf be-
dacht
Zu sein schien, seine kleine Macht
Durch Richards Beistand zu verstärken:

Wie

Wie Neid, Partheigeist, Stolz, fast allen guten Werken
Fürs allgemeine Wohl, die Richard unternahm
Aus list'gem Hinterhalt schnurstraks entgegen kam;
Davon, und von dem Glük der tapfern Sarazenen,
Die selbst Jerusalem in ihren Händen sahn;
Was Saladin für Schaden uns gethan
Durch Stärk' und Edelmuth; von kriegerischen Scenen —
Kurz, Freund! von alle dem, was, zu erfahren, ihr
Nicht sehr begierig scheint, ein andermal, wenn wir,
Vielleicht am eignen Heerd, nach überstandner Plage,
Einst wieder glüklich sind, und wenn in bessrer Lage,
Der Stoff zu traulichen Gesprächen uns gebricht.
Genug! als Held und Sohn that Richard seine Pflicht.

D Und

Und öfters mehr als das. Er lag drei lange Tage
Noch über das Gebot des frommen Cölestin
Am heilgen Grabe reuig auf den Knie'n;
Er sann darauf die Macht der Heiden zu zerstreuen,
Und dem Verderben heimlicher Partheien
In ihrem eignen Schoos, die Christen zu entziehn.
Daß alle nicht so groß wie unser Richard dachten,
— Denn er war Britte nur — ist ohnschwer einzusehn.
Die Franken lebten gut, den trägen Deutschen machten
Wir erst die Wege glatt, dann sahen wir sie gehn,
Und so lies Richard oft des Sieges-Fahne wehn,
Eh noch der feige Muth der unentschloßnen Mächte
Das Wagstück zu beschliessen schien.
Er war sich selbst genug und niemals schwächte
Ihr Zaudern seinen Muth. O Blondel! hättet ihr ihn
Gesehn, als wir vor Akkon stritten!

Wie

Wie siegreich er gekämpft, wie er, als Held, sich mitten
Durch Feindesschaaren bis vor Akkons Mauern schlug
Und, wo er stritt, den Tod für Hunderte zusammen
Am fürchterlichen Schwerdte trug.
Dreimal that er den tapfersten Versuch
Die Stadt zu stürmen. Troz den Flammen
Des griech'schen Höllenfeuers, stand
Er zweimal auf dem Wall, die Eine Hand
Mir reichend und, den Wald von Speeren,
Der ihn umstarrte, abzuwehren,
Die Andre kühn im blut'gen Kampf.
Wie zittert' ich, wenn er, in Feu'r und Dampf
Verhüllt, nun plözlich meinen Blikken
Entrissen ward! oft sah ich schon die Säbel zükken
Die dürsteten nach seinem Heldenblut.
Und wenn er dann, mit Löwenmuth,
Durch das Gedräng der Schlacht sich blut'ge Bahnen haute,
Sein Schwerdt mit Strömen Bluts das Leichenfeld bethaute,

Wohin er flog, wohin sein Auge schaute
Entsetzen, Todesangst die Tapfersten befiel:
Ha! dann ergriff mich das beschämende Gefühl,
Nicht groß zu sein wie er, nicht würdig solcher Ehre,
Nicht fähig solches Kampfs, da stahl die erste Zähre
Sich aus des Mannes Aug dem keine sonst entfiel
Und drängte mich beschämt ins tiefste Schlachtgewühl.

Einst als ich blindlings in die Haufen
Der Sarazenen drang, um das verlohrne Kreuz
Aus ihrer Hand für Blut und Leben zu erkaufen,
— Ich war allein, der Feind umringte mich bereits;
In dieser Hand das Schwerdt, in diesem Arm das Kreuz:
So kämpft' ich lang für Gott und Ehre,
Und sah nicht in der Wuth des Streits

Die

Die drohende Gefahr, die mich umgab. Ich
wäre,
Schon ganz erschöpft, im nächsten Augenblik
Gesunken; sieh da sprengte noch zum Glük,
Das heilige Panier zu retten, durchs Gedrünge
Der tapfre Richard her. Die Menge
Wich seinem Riesenarm. Er sprang vom
Pferd herab,
Und: rette, schrie er, Klifford, rette
Das Kreuz und Dich! Mit diesen Worten
gab
Er mir das Roß. Wie freudig hätte
Ich damals mit dem Edlen um die Wette
Gekämpft, wie gern mein Blut in seinem
Dienst verspruzt!
Allein das Kreuz war ungeschüzt.
Ich mußte mich zu Pferde schwingen
Und, während er dem Feinde widerstand
Den heilgen Schatz in sichre Obhut bringen.
Doch, wie ein Bliz, flog ich zur Schlacht
zurük und fand
Ihn schon von Feinden übermannt,
Wie er mit einem Rest vom Schwerdte
Und

Und ohne Schild sich noch, gleich einem Tie-
ger, wehrte.
O Blondel! dies, dies war der schönste Au-
genblik
Den ich gelebt, denn, ihm dankt' ich das
Glük
Dem treusten Freund sein theures Leben,
Das er so oft für mich gewagt,
Mit meinem Blut zurük zu geben!
„O Gott! warum ist mir dies Glük versagt,
Seufzt Blondel hier, und lichte Thränen
beben
Im Mondenschein auf seine Wang' herab.
O könnt ich ihn der Welt und Euch zurükke-
geben,
Wie freudig lies auch ich mein Leben,
Wie theuer wäre mir um solchen Preis das
Grab!„
Der edelmüth'ge Klifford gab
Durch einen Händedruk dem Jüngling zu er-
kennen,
Wie stolz er sey ihn seinen Freund zu nen-
nen,
Und fuhr, wie folgt, in dem Berichte fort.

Ja,

Ja, Blondel! glaubt mir auf mein Wort,
Was Richard mit dem kleinen Heer der Britten
Im Morgenland gethan, ist eines Denkmals
werth,
Was länger als der Ruhm preiswürd'ger Thaten
währt.
So ward noch nie für Gott und Christenthum
gestritten.
Auf immer hätten wir das Heidenthum
zerstört
Und Tausende vielleicht durch unser Siegerschwerdt
Zum wahren Glauben hin gezwungen!
Allein die Bosheit, der es immer noch gelungen
Die gute Sache unterdrükt zu sehn,
Schien hier mit eigner Hand das Rad des
Glüks zu drehn.
Denn Christen selbst, und unsre Bundesfreunde,
— Zu feig sich selbst den blut'gen Lorbeerkranz
Zu flechten — konnten sich in unserm Heldenglanz
Und waren unsre ärgsten Feinde.
Ihr kennt den Herzog Leopold

Von

Von Oesterreich, der in des Kaisers Sold
Die deutschen Völker nach dem Morgenlande führte;
Ein arger Schalk und abgesagter Feind
Des edlen Richard. Dieser schürte
Die Glut der Zwietracht an und rührte
Die Herzen wider Richard auf. Sein Freund,
Graf Max von Ottobaun, den Richard einst entdekte
In einem hohlen Baum, worin er vor der Schlacht
Sich als ein feiger Schuft verstekte
Und vor dem ganzen Heer mit Schimpf und Hohn bedekte,
Er war schon längst voll Rachsucht drauf bedacht,
Für diese Schmach ihm einen Streich zu spielen
Und stand dem Herzog redlich bei
Durch Hinterlist und Schelmerei
In allen Herzen Haß und Unmuth aufzuwühlen.
Doch dies war nicht genug sein glühend Herz zu kühlen.

Er

Er harrte nur auf die Gelegenheit
Um sich durch Richards Blut der Rache Süs-
sigkeit
Im vollsten Maaße zu gewähren.
Ob ihm der Streich gelang, wird euch die
Folge lehren.

Graf Max war schlau genug, bey der Ver-
traulichkeit
Worin er mit dem bösen Herzog lebte,
Auch die Gefahr zu sehn, die täglich ihn um-
schwebte,
Durch seines Freundes Unbeständigkeit
Auf einmal sich gestürzt zu sehen.
Er sann daher, um sicherer zu gehen,
Mit Ernst darauf, ein dauerhaftres Band,
Als was das Laster schlingt, um ihren Bund
zu weben,
Der Freundschaft seines Herrn Bestand
Und seinem Glük noch festern Grund zu
geben;
Kurz, Freund! er wollte sich durch seiner
Tochter Hand
Ein Vaterrecht auf Leopold erzwingen,

Ihn

Ihn unbemerkt durch sie in engre Fesseln
schlingen
Und endlich ganz in seiner Herrschaft sehn.
Auch schien die gröste Kunst nur darin zu
bestehn,
Das harte Herz des Fürsten zu besiegen.
Und jezt mein Freund! wird's euch ganz klar
am Tage liegen,
Wie's diesem Buben möglich war,
Mit seines Kindes Wohl und Leben leicht zu
scherzen;
Es loszureissen von dem zarten Mutterherzen;
Der schreklichsten, toddrohenden Gefahr
Es Preis zu geben, es sogar
Nach Asien, übers Meer ins Schlachtfeld
mitzuführen.
Denn um den Plan je ehr je lieber zu voll-
führen
War jeder günst'ge Augenblik
Ihm theuer, und mit Grund konnt' er das
gröste Glük
Vom Talismann der Langenweile hoffen,
Die zehnmal peinlicher die Herzensleere macht,
Und uns im Feld oft schreklicher getroffen,

Als aller Sarazenen Macht.
Graf Maxens Tochter war mit königlicher
Pracht
Zu diesem Feldzug ausgerüstet.
Es fehlte nichts zu ihrer Sicherheit,
Und alles war im Ueberfluß bereit,
Wonach der weiblichen Bequemlichkeit gelüstet.
Vier Frauen waren ihr als Damen zugesellt,
Sechs Knappen blos zu ihrem Dienst bestellt
Und ein bestimmtes Chor der Treusten aus
dem Heere
War auserwählt zu der besondren Ehre
Die Wach zu thun um Idas Zelt.
Dies stand, wo meint ihr wohl? dicht neben
dem Gezelt
Des Herzogs und des stolzen Grafen
Und beide Freunde, könnt ihr's glauben? Bei-
de trafen
Die mehrste Zeit sich nur im Zelt der Grä-
fin an.

Doch Leopold ist nicht der Mann
Den je ein reiner Trieb, den Tugend fesseln
kann.

Er

Er fühlte nur für Idas Jugend;
Ihm ist die Liebe nur ein sinnlicher Genuß:
Des Mädchens schönes Herz, die sanfte, stille Tugend
Die sichtbar sie umschwebt, die jeder fühlen muß,
Wer diesem Engel naht, der Geist in allen Zügen
Des himmlischen Gesichts, das edlere Vergnügen,
Das schon Ein Blick von ihr tief in die Seele gießt:
Dies alles konnte nicht ein rohes Herz besiegen,
Das jeder edleren Empfindung sich verschließt
Und durch die Sinne nur der Liebe Glük genießt.
Allein gewiß war Leopold von allen
Im ganzen Heer' allein verdammt,
Für diese Göttliche — der insgesammt
Die Herzen huldigen und heiß entgegen wallen
So bald ihr Blik zur Liebe sie entflammt —
Gewiß war er allein von dem Geschik verdammt
Für ihre Schönheit nichts zu fühlen,
Als brennende Begier, die Triebe niedrer Lust
An ihrer engelreinen Brust

Durch

Durch thierischen Genuß zu kühlen.
Wer nur ein edles Herz in seinem Busen trug,
Wem nicht, wie ihm, Gift in den Adern schlug;
Der mußte Ida sehn, nur sehn, nur reden hören,
Um, wie aus süßen Träumerei'n
Von einer Engelwelt, entzückt zurück zu kehren.

Denkt euch ein Mädchen, schlank und fein
Gebaut, im Frühling ihrer Tage,
Die jeden Reitz in ihrem Wesen trage
Der Herzen schnell bezaubern kann;
Von dunkelbraunem Haar, mit Augen voller Feuer,
Mit einem Rosenmund, der schweigend sprechen kann,
Mit einem Busen der vergebens nicht den Schleier
So mächtig hebt, mit einer kleinen Hand
So weiß und zart, wie das Gewand der Schwäne,
Kurz! mahlt euch diese junge Schöne
So reizend, wie man selbst vielleicht im Geisterland,

Der

Der Schönheit ersten Sitz, sie nie vollkommner fand;
Denkt noch in ihrem ganzen Wesen
Den zauberischen Reitz der stillen Traurigkeit,
Der Herzen nach sich zieht und Mitgefühl gebeut;
Auf den verbleichten Wangen, die der Neid
Der jungen Rosen einst gewesen
Verfolgter Unschuld Gram, und, durch ihr Mißgeschik
Gewaltsam ausgepreßt, der Tugend sanfte Thräne
Im wehmuthsvoll gesenkten Blik:
O Freund! was fühlt ihr dann für diese junge Schöne?

Und nun, nun zürnet, wenn ihr könnt,
Daß der, der sich im edlen Stande
Des Ritterthums den Freund bedrängter Schönen nennt,
Daß unser Richard selbst, troz jener heilgen Bande
Die — nie sein Herz — nur seine Hand
In dem entfernten Vaterlande

Ge=

Gefesselt hielten, daß er mehr für sie empfand,
Als den Tribut von Mitleid und Verehrung
Den jedes gute Herz gekränkter Tugend zollt.
Ein Zauberblik, Ein Wörtchen, süß und hold
Wie das Getön von eurer Harfe-Gold,
War schon genug, sein weiches Herz in Gährung
Zu bringen; ach! er sah sie noch einmal,
Er sprach mit ihr, und Amor stahl
Sich plözlich in sein Herz, noch eh er die Zerstörung
In seiner Unbefangenheit
Von fern' nur ahndete. Als wir vor Akkon stunden
Da sah er sie in all der Engelherrlichkeit
Zum erstenmal, und seit der Zeit
War Seelenruh und offner Sinn verschwunden.
Die Freuden der Geselligkeit
Und Menschen wurden ihm zur Last. Nur Einsamkeit
War ihm willkommen. Ganze Stunden
Verweilt' er oft im nahen Palmenhain
Und weidete sein Herz an süssen Träumerei'n
Und schlug sich unvermerkt unheilbar tiefe Wunden.

Kein

Kein Tag verging, da er nicht Mittel ausgefunden,
Die süsse Ida oft allein
Im Schuz der Heimlichkeit zu sehen,
Und seiner Reden Stoff? was konnt' er anders sein
Als tausend Dinge, die allein
Verliebte sagen und Verliebte nur verstehen.
Ob Ida auch den Liebenden verstand
Ob Richard einen Weg zu ihrem Herzen fand?
Das darf ich euch dem Freund der Minne wohl nicht sagen.
Ein junges Mädchen in den wundervollen Tagen
Wo sich in jedem Nerv die neue Seele regt,
Die noch ein freies Herz in ihrem Busen trägt,
Und dieses Herz voll zärtlicher Gefühle,
Voll Unschuld, noch von dem Gewühle
Der Leidenschaften nicht getrübt,
Verschenken soll an ein verhaßtes Ungeheuer,
Das nicht den Geist in ihr, nur ihre Reize liebt,
Nur lechzet nach Genuß, nur unerlaubtem Feuer
In ihrem Anschaun Nahrung giebt;

Dies

Dies Mädchen, ohne Freund, dem sie ihr
Leiden klagen,
Der sie verstehen kann, und jeden Augen-
blik
Bereit, dem schönsten Lebensglük,
Das sie noch nie geschmekt, auf immer zu
entsagen
Und ohne Trost ihr Leid ins frühe Grab zu
tragen:
Dies Mädchen konnte nie dem tugendhaften
Mann
Das unbewahrte Herz verschließen,
Dem Mann, der sie allein nur retten kann
Und retten will, der, um die Wonne zu ge-
nießen,
Von ihr geliebt zu sein, gern eine Welt ver-
schenkt,
Der groß und gut und bieder denkt,
Der in der schönsten Körperhülle,
An Tugend reich und reich an Geistesfülle
Gleich einem Gotte vor ihr steht,
Und nur um Einen Blik der Gegenliebe
fleht!

Ihr lächelt, daß der Mann, in dessen
kalten Busen
Sich nie ein Strahl von Amors Glut verirrt,
Durch die Erinnerung an einen schönen Busen
Auf einmal zum verliebten Redner wird.
Allein, dies schöne Pärchen sehen
Und dennoch kalt und ohne Feuer stehen
Entehrte selbst den Held, verrieth' ein Herz
So stumpf und regungslos wie roher Stein
und Erz.
Ja, Freund! ich sah, und fühlte neue Triebe,
Die nie mein Herz gekannt, in dieser Brust
entglühn;
Ich ward der innigste Vertraute ihrer Liebe,
Und meinem eifrigen Bemühn
Verdanken sie die wonnevollen Stunden
Die sie so oft, wenn Dunkelheit und Nacht
Im Lagerfeld sich eingefunden,
Im Arm der Lieb' und Tugend hingebracht.

Zwar wurde sie so streng bewacht
Daß fast ein Lüftgen ihr Gezelt nicht unentdekket
Beschleichen konnte. Doch was schrekket
Wohl

Wohl blinde Lieb' und Freundestreu zurük? —
Es ward mir leicht durch manchen süßen Blik
Und eine Hand voll Geld die Weiber zu bestechen,
Die ohnedies gar gern Vertraute Amors sind
Und gern sich an der Zeit auf diese Weise rächen
Wenn sie an ihrem Reiz ihr großes Werk beginnt.
Doch deutsche Männertreu zu brechen,
Die kleine Zahl der Krieger zu bestechen
Die stets um Idas Zelt gewacht:
Bey Gott! ich hätt' es nie gedacht —
Da waren Haufen Gold's wie Schlakken
Und centnerschwere Last auf eines Britten Nakken
Ein jedes Wort, das ich unrühmlich mir ersann,
Um ihre Felsentreu zum Wanken nur zu bringen.
Die Herzen konnte nur der Schönheit Macht bezwingen;
Der Mädchen Königinn gebot: und Jedermann
Sah Richard freudenvoll als Herr und König an.

So stand ihm stets das Zelt der jungen Gräfin offen.
So bald der stille Mond am Himmel eingetroffen
Und, weinberauscht, im Lager alles schlief,
Da ging er still begrüßt von stummen Wächterschaaren,
Die selber ihm behülflich waren
Wohin ein Vorgefühl des höchsten Glük's ihn rief.

Was denkt ihr Freund? — ich seh in euern Zügen
Die Spur von leisem Gram und edlem Mißvergnügen!
O zittert nicht für eures Freundes Herz.
Nicht lange trieb mit ihm Gott Amor seinen Scherz,
Der ihn durch List zum Bruch der Gattentreue brachte.
Der Edle strauchelt nur, er fällt nicht! So erwachte
Auch Richard bald aus jenem süßen Schlaf,
Der unvermuthet ihn mit Zauberkräften traf.

Er raffte sich empor, er machte
Sich von den Banden frei, und schlug mit
Männerkraft
Die hoffnungslose Leidenschaft.
Der Liebe heiße Glut verlöschte. Nur das Feuer
Der reinen Freundschaft blieb in seiner Brust
zurük.
Er wollte nur ihr Freund, ihr Schüzer, ihr
Befreier,
Ihr zweiter Vater sein; er wachte für ihr Glük
Und schwor dem Mädchen hoch und theuer
Nicht ehr zu ruhn, nicht glüklich mehr zu sein,
Bis es gelungen sei ihr Trübsal ganz zu enden,
Und aus des Wütrichs Frevlerhänden
Der ihr's bereitete, sie glüklich zu befrein.

Indessen loderte der Haß des alten Grafen
Zur lichten Feuersbrunst blutdürst'ger Rach'
empor.
Des Volkes leise Sagen trafen
Nur allzubald sein immer lauschend Ohr. —
Er sah, er überzeugte sich, und schwor
Den Uebermüthigen zu strafen
Und seinen Arm zu bändigen, bevor

Er seine Hoffnung ganz zerstörte.
Doch Ida, kühn durch Richards Schutz, erklärte
Dem unbarmherz'gen Vater frei
Wie fest sie nun entschlossen sei
Weit lieber noch ihr Blüthenleben
Dem Sturm des Todes Preis zu geben,
Als Leopold's vermählte Frau zu sein.

Nun höret, was geschah. Einst irr' ich ganz allein —
Als schon der Mond, wie jezt, am braunen Himmel wachte —
In dem bewußten Palmenhain,
Wo Richard oft geschwärmt und dachte
Mit Sehnsuchtsgram an Euch und an mein Vaterland
Und an die kleine Flur, wo ich an eurer Hand
Die Jugendzeit verscherzt, und tausend Freuden schmekte
Die nur die Unschuld kennt. Da nahte durch den Wald
Mir eine menschliche Gestalt,
Die meinen Namen rief, und wekte

Mich

Mich unverhofft aus meinem süßen Traum.
Ich sah und — traute meinen Augen kaum,
Als ich in ihr den stolzen Mann entdekte,
Den Einzigen von Idas Wächterschaar
Den weder Schönheitsglanz, noch Reichthum, noch Gefahr
Des Lebens, auch nicht um ein Haar
Von Treu' und Pflicht entwanken machte.
Ich sah ihn staunend an; doch, eh' ich mich bedachte,
Ergriff er meine Hand und sprach:
Nun, endlich findt man euch! den ganzen langen Tag
Forscht' ich umsonst dem Ritter Klifford nach.
Ihr wißt es, Ritter! ich verachte
Den Mann, der Eid und Treue bricht.
So lang es thunlich war, verrieth ich Richard nicht.
Doch, als mich heut der Graf nach dem Geheimniß fragte,
Da that ich meine Pflicht, indem ich alles sagte
Was ich davon gewußt. So weit, doch weiter nicht
Geht eines deutschen Mannes Pflicht.

Nie

Nie werd' ich durch Verrätthereien
Den Namen meines Volks entweihen.
Eilt, Klifford! eilt und rettet euern Herrn
Ihm droht Gefahr von Mördershand. Nicht fern
Von hier, fließt der bekannte Graben,
Der unser Lager trennt. Vermeidet ja den Steg,
Seht euch mit Waffen vor und wählt den andern Weg.
Und nun, wollt ihr nicht Theil an Richards Unglük haben,
So eilt; die Stunde naht, da er den Freudenthron
Der Liebe sonst verläßt: sein Loos entscheidet schon
Der nächste Augenblik. Mehr darf ich euch nicht sagen!

Nun Blondel! denket euch wie mir dabei geschah.
Von Schrek und Wuth als wie vom Bliz zerschlagen
Voll Dank und voll Verwundrung stand ich da.

Ihr

Ihr zweifelt noch, sprach er, als er mich zaudern sah?
O Walter! edler Mann! — das Wort ersikte
Mir in der Brust. Noch hielt ich seine Hand; ich drükte
Sie schweigend an mein volles Herz,
Und eilte dann, von Wuth und Schmerz
Verzweifelnd hin und hergerissen,
Schnell in mein Zelt; versah mit Waffen mich
Nahm drei Vertraute mit und schlich
Dem deutschen Lager zu, noch stets von ungewissen
Erwartungen gequält,
Ob wir vielleicht den König nicht verfehlt;
Bis ich an Ida's Zelt, der bangen Furcht entrissen,
Ihn selbst vernahm, als er vernehmlich sprach.
Nicht lange harrt' ich hier, da brach
Des Zeltes Vorhang auf, und der beglükte
Noch trunkne Richard trat hervor.
Wie staunt' er, als er mich mit Waffen hier erblikte;
Natürlich kam ich ihm nicht wenig seltsam vor.
Doch

Doch als ich ihm den Grund von diesem Schritt erzählte
Und selber ihm den Argwohn nicht verhehlte
Wie Max gewiß nicht fern von diesem Spiele sei:
Weg waren Lieb' und süße Schwärmerei!
Der unerschrokne Mann, so tapfer und verwegen
Wie sonst, stand wieder da, zog feurig seinen Degen
Und: folgt mir! rief er aus, für die Verrätherei
Den Mördern nach Verdienst zu lohnen.
Vergebens baten wir, sein Leben doch zu schonen;
Er hörte nicht, er blieb dabei
Und, willig oder nicht, wir mußten uns bequemen
An diesem Schauspiel Theil zu nehmen.
Ihn spornte Ungeduld; uns aber hießen Treu
Und Unerschrokkenheit ihm stets zur Seite gehen.
Der Steg war bald erreicht; man pfiff
Dreimal vom Wasser her, und, eben im Begriff

Mit

Mit Vorsicht drüber hinzugehen,
Gebietet uns ein lautes Halt!
Von dort herüber still zu stehen.
Wer ist so dreist, ruft Richard, mit Gewalt
Dem König hier den Paß zu wehren? Laßt uns sehen!
Er hebt sein Schwerdt und will hinüber gehen —
Da brüllt ein zweites, fürchterlichers Halt!
Und eine tief vermummte Mannsgestalt
Vertritt ihm schnell den Weg. Nicht weiter, brummet
Sie Richard gräßlich an: laß deinen Paß mich sehn!
„Dem Mann, der sich gleich einem Schuft vermummet,
Darf Richard niemals Rede stehn!„
Erwiedert dieser ihm und stößt mit seinem Degen
Den Grobian zurük. Ha, Bube, wie verwegen!
Brüllt die Gestalt, da hast du für den Schuft!
Und blizschnell saußt ihr blanker Degen
Bei Richards Haupt vorbei. Der Hieb fiel in die Luft;

Und während nun so schnell und dicht wie
Doppelregen
Von Freund und Feind die Streiche fallen,
schießt
Vom Hinterhalt ein Troß hervor und grüßt
Uns hinterrüks mit derben Schlägen.
Nun, Freund! begann ein hitziges Gefecht.
Kein Laut, nur Schwerdtgeklirr. Wir wehrten
uns nicht schlecht.
Doch sicher hätten wir der überlegnen Menge
Bald weichen müssen. Sieh! da fiel
Durch einen Mörderstreich im eigenen Ge-
dränge
Der Rädelsführer und geendet war das Spiel.
Der feigen Schaar gelüstete nicht viel
Noch einmal unser Schwerdt auf ihrem Haupt
zu sehen.
Sie ließen uns in Ruhe gehen
Und schwanden bald aus unserem Gesicht.
Wir waren überzeugt, den feigen Bösewicht,
Der diese Schaar erkauft, in Max nicht zu
verkennen.
Doch um ihn öffentlich als ehrenlos zu kennen,
Bedurft' es unsrer Mühe nicht.

Schon vor der Sonne lief ein schändlicher
Bericht
Von diesem Bubenstreich im ganzen deutschen
Heere
Von Mund zu Mund herum, und wäre
Der Schalk mit seinem Kind nicht schon
Dieselbe Nacht nach Joppen zu geflohn,
Und hätt' er sich nicht auf ein Schiff gerettet,
Das ihn sogleich nach Aquileja trug —
Bey Gott! ich hätte nichts auf seinen Kopf
gewettet.

Allein dem Herzen Richards schlug
Der Vorfall eine böse Wunde:
Er fürchtete, mit gutem Grunde,
Verläumdung seiner Ehr und seiner Bundes-
treu
Im fernen Abendland durch Mayens Büberei,
Und ach! zugleich ward ihm das süße Glück
entrissen
Der armen Ida in den grausen Finsternissen
Des Lasterlabyrinths als Retter beyzustehn,
Ja! selbst der lezte Trost, noch einmal sie zu
sehn.

Aufs

Aufs neue fühlt' er sich zur Schwermuth hingerissen,
Ein trüber Ernst umwölkte seinen Blik,
Kein Freudenstrahl kam in sein krankes Herz zurük;
Er wurde wieder rauher Krieger
Der nur die Wonne kennt, als lorbeerreicher Sieger
Für Gott und Christenheit sein Blut verspruzt zu sehn.

Und plözlich schien das Glük den großen Mann zu hassen,
Ihm unverdient den Rükken zuzudrehn.
Wir konnten kaum der Macht der Heiden wiederstehn.
Fürst Philipp, der uns falsch verlassen,
War im Begriff nach Frankreich abzugehn;
Und Herzog Leopold, anstatt uns beizustehn,
War heimlich gegen uns, und macht', aus niedrer Rache
Mit Saladin, verzeih's ihm Gott! gemeine Sache.
Wir selbst vermochten nicht mehr viel.

Das

Das kleine Brittenheer war gänzlich einge-
schmolzen,
Und selbst die Tempelherrn, als Richard mit
dem stolzen
Großmeister Terrikus zerfiel,
Vergaßen, daß uns alle nur Ein Ziel —
Der Christen Wohl vereinen sollte.

Ein neues Mißgeschik vermehrte Richards
Gram.
Ein Pilgrim, der aus England kam,
Und unter Richard für den Glauben kämpfen
wollte,
Erschrekt' uns durch den kläglichen Bericht
Von unserm armen Vaterlande;
Wie Longchamp sich, troz allem Widerstande
Der Königinn, troz Heiligkeit der Pflicht,
Von Redlichkeit und Unterthanentreue,
Zu seinem König losgesagt;
Wie sich Johann, troz dem Verbot, ins
Reich gewagt
Und mit dem falschen Franken neue
Versuch' auf seines Bruders Thron
Und das verführte Volk begonnen;

Wie

Wie Geist des Aufruhrs und Verläumdung
schon
In allen Herzen Raum gewonnen,
Und wie Graf Max vor kurzer Zeit
Ein schändliches Gerücht' ersonnen
Und überall in England ausgestreut:
Der König Richard sey ein Feind der Christen-
heit,
Er habe sich geheim mit Saladin verstanden,
Und, einem Mörder gleich, bey Nacht
Einst, Marens Freund aus Rachsucht umge-
bracht.

O Freund! ihr faßt es nicht, was damals
wir empfanden!
Wie kochte mein empörtes Blut,
Wie gern hätt' ich in rachbegierger Wuth
Den Ehrenschänder Stük vor Stük zerrissen
Und sein verdammtes Herz dem Satan zuge-
schmissen.
Der arme Richard — o verzeiht
Die Schwäche seinem wunden Herzen! —
Er zweifelte an Blondels Redlichkeit
Der ihn von alle dem, seit ihrer Trennungszeit,
Kein

Kein Wörtchen hören lies. „O Gott! bey
jenen Kerzen
Des Himmels schwör' ich euch, ruft mit ge-
preßtem Herzen
Der edle Jüngling aus — Allein mit Zärt-
lichkeit
Drükt Klifford ihm die Hand, und läßt ihm
keine Zeit
Den feierlichen Schwur zu enden.
O schwöret, spricht er, keinen Eid!
Die Unglüksstürme, die nach tausendfachem
Leid
Euch her in meine Arme senden,
Und diese tiefe Traurigkeit,
Die falsche Herzen nie so peinlich schwer em-
pfänden
Sind Zeugen eurer Redlichkeit.
Auch war der König gern bereit
Aus seinem argwohnlosen Herzen
Die Zweifel gänzlich auszumerzen,
Als uns der Pilgersmann das ganze Räth-
sel hob.
Der Bischof war's der eure Boten
Bestach, und Briefe, die ihm Unglük drohten,

Behielt er schlau zurük und schoß
Dafür die andern, reich an Lob
Und Beifall unter, die wir oft von euch empfingen.
Ihr selbst, mein Freund! bemerktet nicht die Schlingen
Womit der Bube euch umfing
Und denen euer Herz durch Tugend nur entging.
Ja! denkt nur, in den ersten Stunden
Als Durrham, euer Freund, aus London schnell verschwunden,
War eurer Freiheit Untergang bestimmt.

Der Jüngling, als er staunend dies vernimmt,
Sieht mit gerührtem, dankbarm Blikke,
Indeß sein Aug in Thränen schwimmt,
Zum Sternenhimmel auf. Gott, seufzt er, Gott! wer nimmt
Von deiner Weisheit Plan mit endlichem Geschikke
Die dichte Hülle je mit schwachen Händen ab?

Wer

Wer tadelt noch die Hand, die weislich jedem
Glükke
Des Sterblichen ein Leid zum Mitgefährten
gab? —
Allein entging ich darum nur dem Grab
Der Freiheit und des Glüks, um unter ste-
tem Leiden,
Das mir am Herzen nagt, allmälig zu ver-
scheiden?
O nein! so kann der Gottheit Plan nicht
sein.
Ein Schauer bebt durch mein Gebein
Wie Vorgefühl verborgner Zukunftsfreuden,
Ja! schweigend folg' ich und bescheiden
Wohin mein Loos mich ruft, denn ew'ger
Weisheit Zwang,
Nicht Spiel des Zufalls lenkt des Schiksals
dunklen Gang.

O Blondel! dieser Glauben war uns
Beiden,
Fährt Klifford wieder fort, im bängsten Sturm
der Leiden
Des Trostes segenreichster Quell,

 Und

Und machte oft die Nacht der Zukunft vor
uns hell.
Indessen kämpften wir in dem gelobten Lande
Nur stets mit größerm Mißgeschik,
Und heilige, nicht minder theure Bande,
Das eigne Wohl, die Pflicht sich seinem Vaterlande
Nicht gänzlich zu entziehn, sein trauriges Geschik —
Kurz! alles zog nach England uns zurük.
Auch der Erfolg von unsern besten Werken
Die wir im Morgenland gethan,
Und alle unterdrükt, verdreht, vereitelt sahn,
Ließ uns den stillen Groll des Glüks zu deutlich merken,
Um nicht den Wunsch in uns nach England
zu bestärken.
Wir brachen auf und — was ich nicht gewollt —
Wir trafen noch einmal mit Herzog Leopold
In Joppen unverhofft zusammen.
Hier loderten des Hasses wilde Flammen
Von neuem wieder auf. Der feige Leopold
War frech genung sich zu entblöden

Mit

Mit lautem lästerlichen Ton
Von Richards Ruhm und längstbewährtem
Muth zu reden.
Doch der vergalt dem Schalk, mit oftver-
dientem Lohn,
Der Schlangenzunge gift'gen Hohn;
Er warf ihm, an dem Port, im Anblik bei-
der Heere,
Weil er zum Streit sonst nie erschienen wäre,
Den Fehdehandschuh ins Gesicht.
Allein der Herzog trug ein strafendes Gericht
In seiner eignen Brust, und feste Zuversicht
Des Adels seiner selbst und Ruf verlezter Ehre
Gab Richards Arm zerschmetternde Gewalt.
Der feige Kämpe wich und wäre,
— Aus Furcht vor edlerm Tode — bald
Ins Meer gestürzt, da schlug ihn Richard an
den Stufen
Des Hafens in den Sand. Das Knie auf
seiner Brust,
Und vor gerechtem Zorn sich seiner nicht be-
wußt,
Gebot er ihm, sein Wort des Schimpfs zu
widerrufen.

Er

Er that es zwar; allein der Doppelsinn
Der hämschen Reue ward bey Gott! ihm nicht Gewinn.
Denn Richard, aufgebracht und doch zu sehr erhaben
Sein Rachefodernd Herz an Frevlersblut zu laben,
Vollendete das Strafgericht
Indem er ihm, im Angesicht
Des ganzen Volks, mit seinem flachen Schwerdte
Den Schlag der Schande gab und so den Mann entehrte,
Dem's träumend nicht zu Sinne kam
Vergütung dieses Schimpfs zu fodern.
Er zeigte sich vielmehr stets tiefgebükt und zahm
Und ließ im Stillen nur der Rache Flammen lodern.

Nach langem Harren trieb zulezt ein guter Wind
Die schlaffen Segel auf. Wir lichteten geschwind
Die Anker und erblikten mit Vergnügen
Die

Die Insel Candia nach einer schnellen Fahrt.
Allein, indem wir froh dem Ziel entgegen fliegen,
Erhebt sich schnell ein Sturm, der Meer und Wolken paart.
Die Luft wird dichte Nacht, der Himmel starrt;
Kein Feu'r und unter steten Flammen
Rollt Gottes Donner auf dem weißbeschäumten Meer.
Wir hören uns im Sturmgeheul nicht mehr.
Die Schiffe fliegen hin und her;
Bald schweben sie in Wolken voller Flammen
Bald krachen sie im Grund der offnen Flut zusammen,
Und alle beten laut, und harren mit Geduld
Auf den gewissen Tod für ihre Sündenschuld.
Allein wir sollten noch für größre Leiden leben.
Der Sturm verbraust, der Donner rollt
Am Horizont hinab, das Meer ruht wieder eben
Und, statt der schwarzen Nacht, umgeben
Uns heitres Blau und Sonnenstrahlengold.

Jezt

Jezt rief der König von der Flotte
Die Obersten des Heers, zum Rath, in
sein Gemach.
Sein Blik war trüb und ernst, er sprach
Mit einem Ton aus dem entschloßne Stärke
brach:
„Der Sturm der Euch und unsrer guten Flotte
So schnellen Untergang gedroht,
Verkündiget nur mir von dem erzürnten Gotte
Nur mir allein, dem Vatermörder, Tod.
Noch konnten meine Reuethränen
Und selbst mein Blut den Grimm der Allmacht
nicht versöhnen.
Ich fühl es nur zu stark, ihr Blizstrahl such-
te mich.
Ich kann ihr nicht entgehn, ich unterwerfe
mich
Gehorsam ihrer Hand und bin bereit zu
sterben.
Zu eurer Rettung nur entwich
Auf kurze Zeit der Sturm, bald wieder rü-
stet sich
Der Gottheit Arm und trift mich doppelt
fürchterlich.

Al-

Allein ich würde nur als größter Sünder
sterben,
Wollt ich euch mit mir ziehn in eigenes Ver-
derben.
Kehrt, Freunde! kehrt nach Joppen schnell
zurük,
Erwartet da den günst'gern Augenblik,
Und hofft ihr selber einst Vergebung zu er-
werben
So schließt auch mich in Eu'r Gebet mit ein.
Ihr habt nun meinen ernsten Willen
Gehört, und werdet ihn, das hoff' ich, streng
erfüllen
Und eurem König selbst im Tod gehorsam sein.
Ein Hauptmann nur wird mich mit seinem
Schiff begleiten:
Wer wagt's sich selbst Verderben zu be-
reiten?„ —
Hier sah er uns stillschweigend alle an.
Ein edler Streit begann, ein jeder bot sich an
Und Freund! was ich in diesem Streit ge-
than
O laßt euch das von eurem Herzen sagen!
Genug! er hat so ernstlich, war

So

So fest entschlossen, daß kein Mann der ganzen Schaar
Sich unterfing hier Widerspruch zu wagen.
Nach zween, dem Abschied heilgen, Tagen,
Die unter lauten, allgemeinen Klagen
Dem treuen Volk nur allzu bald entflohn,
Sahn wir am dritten Morgen schon
Die Flotte, fortgeführt von günst'gen Winden
Am Goldburchwirkten Rand des Morgenmeers verschwinden.
Ich blieb allein mit meinem Schiff zurük
Und fest entschlossen, bis zum lezten Augenblik
Mit meinem Freunde jedes Loos zu theilen,
Wünscht ich nichts sehnlicher als nur mit ihm zugleich,
— Und sei es noch so bald — durch Einen lezten Streich
Dem tödlichen Verderben zuzueilen.
Indessen, um so lang noch unser Loos nicht fiel,
Nicht thörricht, ohne Zwek, jedwedem Wind ein Spiel,
Auf weitem Meer umher zu kreuzen,
Und durch verzagenden, thatlosen Zweifelsinn
Den

Den Zorn der Gottheit mehr zu reizen:
Beschlossen wir, zu möglichem Gewinn,
Mit unserm Lebensrest nach weisem Rath zu
geizen.
Der König hatte Vaterland
Und Glük und Königsthron schon völlig auf-
gegeben.
Er sah nur Gottes Rächerhand
In jedem Augenblik todtdrohend näher schweben;
Und ob er gleich sich selbst nicht schuldig fand,
So sucht ich doch umsonst den irrenden Ver-
stand
Aus diesem Labyrinth von Zweifeln zu erheben.
Der Einz'ge Wunsch nur schien noch in ihm
fortzuleben,
Den süßen theuern Gegenstand
Der nur allein sein Herz an dieses Leben
band —
Die schöne Ida einmal noch zu sehen,
Und, seinem Schwur getreu, der Unschuld
beizustehen,
Die ein Barbar mit Höllenfesseln band.
Ein frommer Wunsch, den selbst der Himmel
zu verstehen

Und

Und zu begünst'gen schien. Fünf lange Tage hieß
Ein widrer Wind, der stets nach Joppens Küsten blies,
Uns an den Ankern stille stehen.
Jezt sahn wir ihn die Wimpeln plözlich drehen
Und mit verstärktem Hauch nach Corfu's Küsten wehen.
Wir spannten froh die Segel alle auf
Und richteten den schnellen Lauf
Nach Aquileja zu. Hier sollten Pilgrimskleider
Dem Falkenblik der Feindschaft uns entziehn
Und so beschlossen wir am Wanderstab, nach Wien,
Der schönen Ida Siz, als Pilgrimme zu ziehn.
Doch Richards Ahnungen — o Gott! sie wurden leider!
Nur allzuwahr. Der Himmel schien,
Nach kurzer Huld, von neuem zu ergrimmen,
Und, im gerechten Zorn, unwiderruflich uns
Zum Wellentode zu bestimmen.
Schon sahen wir im rothen Abendglanz
Die kleinen Inseln auf dem stillen Meere schwimmen,

Die

Die Aquilejas Strand gleich einem Kranz
Umziehn; schon flogen wir durch leichter Wo-
gen Tanz
Auf Grado's Küsten zu: — da legte
Sich straks der gute Wind, daß sich kein
Wellchen regte
Und dicht am Ziel, die frohe Fahrt
Auf einmal unterbrochen ward.
Die schwüle Dämmrung kam und mischte
dunkle Schatten
Ins Blau des Meers, und immer hatten
Wir noch umsonst auf frischen Wind geharrt.
Allein kaum sahen wir die Sterne lichter
funkeln,
So fing der Himmel an sich plözlich zu ver-
dunkeln.
Ein rauher Wind, der nach dem Lande blies,
Beschleunigte den Fall der ungestümen Wogen,
Und unsre leichten Schiffe flogen
Den nahen Inseln zu, wohin sein Hauch sie
stieß.
Indessen hüllte sich der Himmel
Und alles um uns her in fürchterliche Nacht;
Der Sturm verstärkte seine Macht
Und

Und trieb der Wogen rauschendes Getümmel
Mit Ungestüm an unsre Barken an.
Denkt euch die Angst, die plözlich uns ergriffen,
Indem wir uns des Wechsels nicht versahn.
Wir durften nicht mit unsern leichten Schiffen
Dem unbekannten Strande nahn,
Und gleich unmöglich war's, dem wilden
Sturm entgegen,
Zurükzusteuern in das Meer.
Es blieb uns nun kein Mittel mehr
Als wo wir waren schnell vor Anker uns
zu legen.
Wir warfen aus. Jedoch im selben Augen-
blik
Endschied sich unser trauriges Geschik.
Die fürchterlichsten Winde stürmen
Mit ausgelaßner Wuth von allen Seiten los;
Das Meer entsteigt der Tiefe Schoos
Und Wogen, die sich schäumend thürmen,
Verschlingen Bliz' im schnellen Lauf.
Jezt thut des Himmels Nacht sich auf
Und unter ew'gen Donnerschlägen
Entsprüht ein gelber Feuerregen
Der Wolken aufgerißnem Schoos.

Das

Das Wetter wüthet nun mit unerhörtem
Grimme.
Vergebens brüllt, mit der Verzweiflung
Stimme,
Der Bothsmann durch das Schiff. Der Lär-
men ist zu groß,
Der Donner schlägt zu laut — man höret blos
Die Angst Verzweifelnder bisweilen
Der Elemente Kampf und Toben überheulen.
O schreckliches Geschik, das mir die Pflicht gebot
Auf meinem Schiffe zu verweilen,
Den einz'gen Trost mir nahm in dieser lezten
Noth
Zu dem verlaßnen Freund zu eilen,
Des Schiksals härtsten Streich, der Gottheit
Zorn zu theilen
Und Arm in Arm mit ihm zu sinken in den
Tod.
Noch sah ich Richard's Schiff bisweilen
Wenn Bliz auf Bliz mit Feuerroth
Den Schaum der Flut begoß. Mit fürchter-
licherm Heulen
Häuft jezt zu Einem Stoß der Sturmwind
seine Macht,

Ein

Ein Feuerstrom erhellt zugleich die Nacht
O Freund! und Richard's Schiff verschwindt
vor meinen Blikken.
Kein Wort vermag den Jammer auszudrükken
Den unnennbaren Schmerz, den da mein Herz
empfand.
Mit Wuth warf der Verzweiflung Hand
Mich nieder aufs Verdek; ich glaubte zu er-
stikken
In dieser Seelenangst. Doch fürchterlich
Erwekt ein Donnerschlag aus diesem Zustand
mich.
Das Firmament entzündet sich,
Ein Wirbelwind zerreißt in tausend Stükken
Das Ankertau, die Flut bemächtigt sich
Des lekken Schiffs, und in den nächsten Au-
genblikken
Sinkt es, an schroffen Felsenstükken
Zertrümmert, rettungslos ins Meer.
Hier, Freund! verließ mich ganz der lezte Rest
von Leben.
Noch weiß ich nicht, was sich nachher mit
mir begeben!
Ich hörte, fühlte, litt nicht mehr,

Und als die Sonne schon vom stillen Mor-
genmeer
Das wie ein Spiegel lag, das Ufer sanft be-
lachte:
Da kehrte Leben in mein Herz
Zurük. O Blondel! ich erwachte
Aus einem tiefen Schlaf, der mich so glüklich
machte,
Weil ich nicht mehr empfand, zu neuem See-
lenschmerz.
Der Erste, schrekliche Gedanken, den ich
dachte,
War, Richard, ach! und als ich Ufer-
wärts
Den ängstlich spähnden Blik halb furchtsam
irren lasse,
Entdek ich, groser Gott! wie blutete mein Herz,
Auf einer Sandbank, ganz zertrümmert die
Pinasse
Die unsern armen Richard trug.
So ängstlich auch mein Herz voll schwarzer
Ahnung schlug,
So wagt' ichs doch, um mich von dem zu
überzeugen,

Wovor ich zitterte, zum Strand hinab zu
steigen.
Und ach! warum mußt' ich allein
Dem Wellentod entgangen sein!
Ich fand entseelt und bleich, von sanftbeweg-
ten Fluten
Aus flache Land gespühlt, fast jeden braven
Freund
Der, durch den Tod mit unserm guten
Geliebten König nun vereint,
Dem bittern Glük entging ihn hier zu über-
leben.“
— Und unsern Richard selbst? — fällt Blon-
del seinem Freund
Mit Ungeduld ins Wort. „O Gott! das
war es eben,
Erwiedert Klifford ihm, was mir das Herz
zerriß.
Ich fand ihn nicht, und doch verlor er ganz gewiß
Mit jenen Glüklichen zugleich sein theures
Leben.“

Freund Blondel, der bisher nicht sprach,
Und tiefversenkt in das Gefühl so schwerer Leiden,

Nur

Nur selten die Erzählung unterbrach,
Ward straks durch dieses Wort, als wie vom Donnerschlag
Aus seinem Traum geweckt. Ein Schimmer ferner Freuden
Durchstrahlt sein blutend Herz. Wie, ruft er, und ergreift
Des Ritters Hand, ihr habt ihn nicht gefunden?
Ihr wißt noch nicht? — ihr habt ihn nicht am Strand gefunden?
Ha! welch' ein Ahnungsschauer läuft
Durch mein Gebein! — O Klifford! — wär' es möglich? —
O Gott, mein Vater! wär es möglich
Daß Richard lebte? Nie empfand
Ich solcher Ahnung heimliche Gefühle!
Es ist, als wenn des Unglüks schwere Hand
Nun auf Einmal von meinem Nakken fiele,
Als hört' ich in dem Inneren Gewühle
Das jezt mein hoffend Herz so wunderbar empört,
Den leisen, süßen Trost: Du sollst ihn wiedersehen,

Er ist nicht todt, der Himmel hat das Flehen
Des brünstig Betenden erhört!
Sagt, Klifford! sagt, habt ihr denn nichts gehört
Nach dieser Zeit, gar nichts, gar nichts gesehen?
Und fandet ihr nicht irgend eine Spur
Die diese Ahnungen auch nur
Zu fernen Hoffnungen zum schwächsten Trost erhöhen? —
„Drei Tage, Freund! verließ ich nicht den Strand,
Erwiedert Klifford ihm, und wo ich Mittel fand
Nur irgend etwas auszuspähen,
Da, wißt ihr wohl, daß ich nicht lässig stand;
Was möglich war, das ist geschehen.
Kein Nachen ging und kam, kein Wanderer betrat
Die Küsten weit umher, wo ich nicht ängstlich fragte.
Doch alles war umsonst, was nur die Hoffnung that.
Zwar jede gute Seele klagte

Mit-

Mitleidend in mein sehr gerechtes Leid,
Allein, nach dem mein Herz so oft, so ängst-
lich fragte —
Von Richard gab kein klagender Bescheid.

Nun Blondel! wohn ich schon seit jener
trüben Zeit
In schwermuthvoller Einsamkeit
An Terreß's unbewohntem Strande,
Und dieses Gärtchen wählt' ich mir zum Va-
terlande —
Denn England ist mein Vaterland nicht mehr.
Indessen, glaubt mir, Freund! der Ausblik
auf das Meer
Macht mir noch oft das Herz im Busen schwer,
Obgleich der fromme Mann, der diese Klau-
se baute,
Und meiner Sorgfalt, als er starb, sie an-
vertraute,
Durch Gottes Wort schon manchen Trost
mir gab.
Wohl unserm theuern Freund! er fand sein
frühes Grab
Und Fried' und Ruh' in seiner kühlen Stille.

Wir

Wir weinen noch um ihn, und um das Vaterland.
Das, seiner nicht mehr werth, sich selbst des Elends Rand
Entgegenstürzt. Doch, sinkt vielleicht auch unsre Hülle
Nun bald mit Gram und Leiden in das Grab,
So steigen wir vergnügt zu unserm Freund hinab,
Und endlich! alles ist ja dessen weiser Wille
Der uns ein Herz für Gram, doch auch für Freuden gab.

Der gute Ritter fühlt daß eine schwere Thräne
Hier seinem trüben Aug entfällt
Und seine Sprache dämpft. Er schweigt,
Damit sein Freund nichts von der kleinen Schwäche wähne
Die keinem Ritter ziemt und reicht
Dem Jüngling freundlich seine Rechte.

Doch dieser achtet's nicht und schweigt,
Indem sein düstrer Blik sich starr zur Erde neigt,

Als

Als wenn aus seinem Traum er nicht gestört
sein möchte.
„Mein Freund, beginnt zulezt der Ritters-
mann, ich dächte
Ihr folgtet mir zur Ruh. Denn schon verbleicht
Im Morgenschein der Mond. So viel durch-
wachte Nächte
Und, was euch mehr als dieses schwächte,
So mancher Gram, so mancher herbe Schmerz,
Erfordern Linderung. Stärkt euer krankes Herz
Durch Ruh' und sanften Schlaf, und für den
andern Morgen
Laßt unsern Gott im Sternenhimmel sorgen,".
An dem der Leidende stets einen Vater fand.
Bei diesem Wort ergreift er Blondels Hand
Und führt ihn, der, vertieft in Meere von
Gedanken,
Betäubt von Ahnungen, die fühlbar ihn um-
wanken.
Sich ganz ihm überläßt, zu lang ersehnter Ruh
Im Arm des süßen Schlafs, dem stillen Hütt-
chen zu.

Richard Löwenherz.

Drittes Buch.

Vier Tage waren schon, wie leichtbe-
schwingte Stunden,
In diesem kleinen Paradies
Dem guten Blondel hingeschwunden,
Seit ihn ein günst'ger Wind an Terreßs Kü-
sten blies.
Sein junges Herz, das nie so süß
Der Freundschaft ganzes Glük empfunden,
Als in des Ritters Arm, den er verloh-
ren gab
Und unverhofft nun wieder aufgefunden,
Warf bald die Last der Schmerzen ab,
Die es durch Zweifelsinn sich selbst zu tra-
gen gab.
Des Kummers Nacht war schon in Dämme-
rung verschwunden,
Die Welt schien ihm nicht mehr ein großes,
offnes Grab;

Noch

Noch sah er manche kleine Freuden
An seinem Wege Hoffnungslicht
Und Trost für den Verlust des grössern Glüks
vergeuden,
Und eine Stimme, die in jedem Herzen spricht,
Rief ihm stets tröstend zu: sein Erdenlos
sei nicht
Bis in das Grab zu trauern und zu leiden.

Einst als er in dem Abendlicht,
Da schon die Dämmerung das Schattenheer
vertheilte,
An Kliffords trautem Arm noch am Gestade
weilte,
Und sinnig auf die falsche Flut
Den Blik geheftet hielt, die einst das größte
Gut
Der Erde, einen Freund, von seiner Brust
gerissen:
Da sah er in dem ungewissen
Verworrnen Dämmerlicht von Ferne einen
Kahn
Im sanften Lauf sich dem Gestade nahn.
Er hielt, und sieh! mit vollen Netzen

Be-

Bemühte sich ein alter Mann
Vergebens an das Land zu setzen.
Geduld! rief ihn der Jüngling an,
Ihr seid zu schwach die Last zu tragen;
Wir helfen euch! und beide Freunde wagen
Sich in die Flut, und ziehn den leichten Kahn
Mit starkem Arm bis an den Sand hinan.
Gott grüß euch Alter! sprachen Beide,
Ihr habt ja guten Fang gethan.
Bei Gott! das hab ich auch, versezt mit stiller Freude
Der alte Mann. Der Himmel segnet mich.
Und das nicht heute nur, Schon viele Monden mich
Der gute Geist mir nimmer von der Seite.
Und seit der Zeit, da ich am Meeresstrand
Den wilden Fluten ihre Beute,
Nach einem schwarzen Sturm, entwand,
Kehrt ich noch jedesmal so reich beschenkt, wie heute,
Von meinem Abendfang zurük.
„Und welche That, versezt mit Neugiervollem Blik
Der Rittersmann, ist euch so gut gelungen,
Daß

Daß ihr dadurch des Himmels Gunst errungen
Die, wie ihr billig glaubt, durch diese Zei-
chen spricht? „
Ich that, fällt jener ein, nur was die streng-
ste Pflicht
Der Menschlichkeit dem Herzen sonst gebietet;
Und wenn der gute Gott mir diese Treu ver-
gütet,
So nehm ich, was er giebt, gerührten Her-
zens an,
Und danke ihm das Glük, mit dem was ich
gewann,
Dem Hülfbedürft'gen zuzueilen
Und meinen Ueberfluß mit seiner Noth zu
theilen.

„Einst, als ich mich nach einer schwarzen
Nacht,
In der ein wilder Sturm den Untergang uns
drohte,
Am frühsten Morgen aufgemacht,
Um, meiner Pflicht getreu, in meinem klei-
nen Bothe,
Die stillen Küsten zu durchspähn

Und

Und nach Verunglückten mich hülfreich um-
zusehn:
Da fand ich an dem Strand ach, Gott! wie
viele Todte
Die Opfer jener Nacht, wo keine Rettung
war.
Nur Einen Mann ward ich gewahr
Lang, schön gebaut, in ritterlicher Zierde,
Und, wenn der Schein nicht log, von Stand
und hoher Würde,
Der weiter von der Flut im öden Sande lag
Und, wie des Herzens leiser Schlag,
Der warme Hauch des Mundes mich be-
lehrte,
Allmälig schon ins Leben wieder kehrte.

Ich eilte, süßer Hoffnung froh,
Nach meiner kleinen Fischerhütte,
Von welcher ihr des niedern Daches Stroh
Dort aus der dunklen Büsche Mitte
Im Mondenstrahle schimmern seht.
Da hatt' ich an der Hüttenmauer,
Die sicher liegt vor Wind und kaltem Regen-
schauer,

Einst

Einst zur Gespensterzeit ein heilsam Kraut
gesä't;
Ein Kraut von wunderbaren Kräften,
Mit dessen zauberischen Säften
Man jede Krankheit heilt, und — wie der
weise Mann
Der mir es einst geschenkt, mich lehrte —
Man selbst den Tod verscheuchen kann.
Mit diesem Wunderkraute kehrte
Ich schnell ans Meer zurük, und es gelang
mir bald
Durch seines Geistes Allgewalt
Dem Sterbenden, das fast entflohne Leben
In kurzer Zeit zurük zu geben.
Allein die Schwäche blieb. Die Schrekken
der Gefahr,
Aus der er kaum gerettet war,
Der schwere Kampf mit den empörten Wogen
Und selbst vielleicht geheimes Seelenleid —
Dies alles hatte ihm ein Fieber zugezogen.
Die Kräfte der Natur erlagen in dem Streit.
Mein Kraut vermochte nicht das Uebel ganz
zu heben —
Und ernster zagt' ich für sein Leben.

Nun

Nun eilt ich nach Triest zu einem weisen
Mann,
Der die Natur und ihre Kräfte kannte,
Und bat um Rath. Allein, die Mittel, die
er nannte,
Besaß er selber nicht. Man wies mir Men-
schen an,
Bei denen man dies Werk der Weisheit fin-
den kann.
Ich eilte hin, und bat von ihren Haufen
Für meinen kranken Freund nur um ein klei-
nes Theil.
Allein man wies mich ab: Für Dank hat man
nicht feil;
Was du bei andern suchst, must du für Geld
erkaufen!
So tröstete man mich, und ach! ich armer
Mann,
Ein Kahn, ein Netz und das, was ich am
Tag gewann
Um halbgesättigt mich am Abend hinzulegen —
Daraus bestand mein ärmliches Vermögen.
Indessen mußte doch dem Freund geholfen sein.
Ich sprach bey meinem Nachbar ein,

Und

Und der, gerührt durch meine heiße Bitte,
Lieh mir auf meine kleine Hütte
Die Summe welche nöthig war.
Nun eilt ich nach der Stadt, erhielt was ich begehrte —
Und, was mir süßen Trost für kleine Müh gewährte,
Mein Freund entging nicht nur der drohenden Gefahr,
Der Geist der Heilung floß durch die erkrankten Glieder
Und gab ihm volle Kraft und Jugendblüthe wieder
Noch eh die Hoffnung selbst dem Wunsch entgegen kam.
Allein ein stiller, tiefer Gram
Schien insgeheim in seiner Brust zu nagen.
Oft wagt' ichs ihn vertraut um dessen Grund zu fragen,
Allein er schwieg betrübt, ja! öfters floh er mich.
Und da nicht schwache Neubegierde
Mich fragen hieß, nur Wunsch, mit ihm des Grames Bürde

Zu

Zu theilen — nun! so schweig auch ich.
Indessen schien, sobald die Krankheit von ihm wich,
Ein heimlicher Entschluß in seiner Brust zu reifen.
Und jezt noch kann ich nicht begreifen
Was sein Geheimniß war. — Einst hatt' ich einen Sohn;
Er war ein Harfner und — mit eurer Gunst — er wäre ...
Vielleicht jezt Deutschlands Stolz, allein als Jüngling schon
Ward er des Todes Raub. Ach! manche Vaterzähre
Hab' ich ihm nachgeweint. Sein heiliges Gewand
Mit seiner lorbeerreichen Leier,
Die er im Wettstreit einst aus eines Fürsten Hand
Als Preis empfing — hing stets an meiner Wand,
War oft im Grau'n der Abendfeier,
Im Schweigen stiller Nacht, der süße Gegenstand

Von

Von meinen Fantasien, sah oft die Vater-
thränen,
Die Wehmuth, und das stumme Sehnen,
Das mich zu ihm nach andern Welten zog.
Um dieses bat mich einst der wunderbare
Kranke,
Und bat so sehr, so heiß, daß er mein Herz
bewog.
Ich gab es zögernd hin. Zum Danke
Beschenkt er mich mit seinem Ritterkleid;
Ein Tauschgeschenk von dessen Werth zur
Zeit
Ich noch nichts ahndete. Doch, daß ich's
angenommen,
Hat nachmals mich noch oft gereut.
Ich ging damit zur Stadt, man war zum
Kauf bereit,
Und seht! so vieles Geld hab' ich dafür be-
kommen,
Daß ich vermuthen muß, der Mann, von
dessen Hand
Ich diesen Schatz unwissend angenommen,
Er habe selbst den Werth der Gabe nicht ge-
kannt.»

Der Alte schwieg. Allein mit einer Miene
Voll sprechender Verwunderung,
Mit einer Heftigkeit, aus welcher Freud' und Kühne
Erwartung deutlich sprach, und in Begeisterung
Des leisen Vorgefühls, das ahnend ihn durchbebte,
Ergriff der Jüngling nun des Greises alte Hand
Und drükte sie, so sehr auch jener widerstrebte,
Weil er von allem nichts verstand,
An die bewegte Brust. Ha! rief er, laßt uns eilen!
„Wohin?„ — Zu euerm Freund! — „Ihr träumt! Vor langer Zeit
Verließ er mich. Kaum gab ich ihm das Sängerkleid,
So war's als nöthigt' ihn ein Dämon fortzueilen.
Ich bat ihn nur noch Einen Tag
In meiner Hütte zu verweilen.
Umsonst. Der Zwang des Schiksals lag
Wie Fluch auf seinem Haupt. Mit heißen Vaterzähren

Drükt ich ihn scheidend an die Brust
Sein Anblik ach! begann, voll bittrer Wehmuthskraft,
Erinnerungen aufzustören,
Die ich, so süß es war sie schlummernd fortzunähren,
Nicht gern als Wirklichkeit vor mir erscheinen sah.
Er war das Ebenbild von meinem Sohn, beinah
Von nemlicher Gestalt, geziert mit gleichen Zügen
Von Geist und Redlichkeit, von eben solchem Haar
Und so erhabnen Gang. Es war
Dem Vaterherzen wohl das seligste Vergnügen,
So süß getäuscht an seiner Brust zu liegen,
Den theuren Sohn, der ihm entrissen ward,
Voll Zärtlichkeit in ihm von neuem zu umarmen.
Jedoch, die Täuschung floh, und weh mir! doppelt hart
Fühle ich mein Elend nun, als dieser auch den Armen

Des Vaters sich entriß, aus meiner Hütte floh
Und ach! mich alten Mann des Kummers wieder so
Allein und ohne Trost gelassen.
Indessen kann ich doch den Sonderling nicht hassen.
Er war ein edler Mann, obgleich sein Nam' und Stand
Der Ort, wohin er floh, und was, mit strenger Hand,
Ihn, wie ein böser Geist, aus meinem Arm getrieben,
Mir ewig räthselhaft geblieben.

Hier schweigt der Greis. Die Hütte ist erreicht,
Und sanft beleuchtet schon der Mondstrahl ihre Wände,
Um die geheim und dicht der traute Ephen schleicht.
Der Alte drükt verbindlich nun die Hände
Den beiden Jünglingen, dankt ihnen für die Müh

Der angesuchten, freundschaftlichen Hülfe
Mit Herzlichkeit und bittet sie,
Auf ihren Wandrungen, in seinem Haus von Schilfe
Den armen Fischersmann nicht stolz vorbeizugehn.

Die Freunde danken ihm, versprechen ihn zu sehn,
Und kehren froh zurük. Allein auf ihrem Wege
Zur hohen Siedelei begann
Ein wichtiges Gespräch. „Die Sage von dem Mann,
Den man am Strande fand, wenn ich sie recht erwäge,
Spricht Blondel, scheint mir wunderbar.
Was denkt ihr, Klifford! wer der arme Ritter war?„
O Freund! erwiedert ihm der Ritter, soll ichs wagen
Euch meine Ahnungen zu sagen?
Mich hat sein Ritterkleid, der Schein von einem Stand

Den er verborgen hielt, sein seltsames Betragen,
Daß er sogar die Harfnerkunst verstand
Und, merkt es wohl! daß ich an jenem Morgen
Den König, unsern Freund, nicht bei den Todten fand —
Dies alles hat mit wunderbaren Sorgen
Und Ahnungen mein hoffend Herz erfüllt.
Wie, wenn des Himmels Zorn gestillt
Und die Vergehungen verziehn gewesen wären,
Noch eh der Büssende dem Schlag
Der rächerischen Hand des Schicksals unterlag? —

Mit einem Strom von Freudenzähren
Umarmet Blondel seinen Freund;
Was diesem nur als schwaches Licht erscheint,
Wird jenem in dem Taumel seiner Wonne
Ein heller Strahl der schönsten Hoffnungssonne.
Er ist's, er lebt, so ruft er, nimmt
Des Ritters Hand, hebt sie mit milder Freude
Zum Himmel auf und schwört mit feierlichem Eide,

So

So lang ihm noch ein Stern der Hoffnung glimmt
Und seine Kräft' ihm nicht versagen,
Nie wieder stillzustehn und zweifelnd zu verzagen,
Bis das Geschik mit seinem Freund
Hier oder dort ihn wiederum vereint.
„Und sollt ich, spricht er, bis zum Eis der Pole gehen
Und in dem glühnden Sand der Sonnenländer spähen,
Ich setze meinen Stab um's ganze Erdenrund,
Und ruhe nicht, bis sich sein Schiksal mir enthüllet
Und diese Qual der Ungewißheit stillet!„

— Ha, Blondel! nehmt mich auf! wir schließen einen Bund!
Ruft Klifford aus, laßt mich die Wonne theilen
Der Retter meines Freund's zu sein.
O Schande mir! noch strahlt der Hoffnung Schein,
Und Klifford konnte thatlos weilen?

Ich

Ich ziehe mit euch Freund! die Wunde, die die Schmach
Des Zweifelsinns mir schlug, soll bald und rühmlich heilen!
Beim Himmel! wenn mir auch der seltne Muth gebrach
Dem Lächeln schwacher Hoffnungen zu trauen,
So könnt ihr dennoch fest auf meine Kühnheit bauen:
Gilt's einen Kampf mit widrigem Geschik,
Zeigt mir den Weg, ich bleibe nicht zurük! —
Ein Händedruk, ein fester Blik
Versiegeln, statt der feierlichsten Eide,
Sein ritterliches Wort. Und Blondel, hoch erfreut
Ob diesem ernstlichen Bescheide,
Umarmet ihn mit Innigkeit,
Und preißt sich, stolz auf seinen Freund, des Neides
Der Engel selber werth. „Ihr Ritter, spricht er, seid es
Allein, der unsern Freund wo möglich retten kann.
Die Hülle dieses hährnen Kleides

Verbirgt mir nicht den kühnen Mann,
Der nie die Furcht gekannt, der keine Schrek-
ken scheuet,
Und wenn der König lebt, in welchem Land
es sei,
In seines Feindes Macht, in fremder Skla-
verei,
So werd' er aufgesucht, errettet und befreiet!
Hier meine Hand darauf, ich steh euch red-
lich bei
So lang der Himmel mir gesunden Muth ver-
leihet.

So war denn nun mit Herz und Mund
Ein heilger, schöner Freundschaftsbund
Zu Richards Rettung fest beschlossen.
Doch Biedermännern, die nicht ruh'n
Bis sie vollführt, was sie mit Ernst beschlossen,
Ist's um den Augenblik wie um ein Jahr
zu thun.

Die Freunde schikten unverdrossen
Zu ihrer grossen Fahrt sich an.
Der arme, brave Fischersmann

Ward

Ward von dem Ritter ausersehen,
Der kleinen Siedelei als Wächter vorzustehen;
Und eh der fünfte Tag zu röthen sich begann,
Trat unser edles Paar, der Ritter im Gewande
Des Klausners, Blondel noch dem ehrenvollen Stande
Des Sängers treu, die Pilgerwallfahrt an;
Die Freundschaft stärkte sie, und aus der dunklen Ferne
Umstrahlten sie voll Trost der Hoffnung hellste Sterne.

Das erste Ziel der Reisenden war Wien.
Allein sie trennten sich, um, auf verschiednen Wegen,
Nach Oestreichs Hauptstadt hinzuziehn,
Und so, vielleicht, mit Gottes Segen
Noch ehr von Richard Kundschaft einzuziehn.
Der Dohm des heilgen Steffanus zu Wien
War ausersehn sich wieder zu verbinden,
Und sie gelobten fest, so lang noch Einer fern

Vom Andern sei, sich jeden Tag des
Herrn,
Bis sie sich wiedersäh'n, im Dohme einzu-
finden.

Nur wen'ge Stunden war's dem guten
Paar vergönnt,
Zu größrer Stärkung, ungetrennt
Den mühevollen Pfad zu wallen.
Denn ehe noch vom glühnden Firmament
Des Mittags heiße Strahlen fallen
Ist leider! schon der Scheideweg erreicht.
O, daß wir fern von diesem Ziele wären!
So seufzen sie, und ach! mit bittern Tren-
nungszähren
Und kummervoller Brust umarmen sich —
vielleicht
Zum leztenmal! die liebevollen Seelen.
„Lebt wohl! mein edler Blondel, spricht
Der Ritter bald gefaßt; vergeßt des Ei-
des nicht
Den wir gethan, so wird des Höchsten Schutz
nicht fehlen,
Der guten Thaten günstig ist.

Und

Und nun — lebt wohl! nach kurzer Frist
Sehn wir — vielleicht in Richards Arm uns wieder!"

Er spricht es, reißt sich schnell von Blondeln los,
Der sich auf naher Felsen Moos
Mit einer Brust voll tiefer Schwermuth nieder
Gelassen hat, und ist im nächsten Augenblik
Vor seinem thränenschweren Blik
Im Hohlweg eines Felsenhangs verschwunden.

Glük auf, du edler Heldensohn!
Nur kurze Frist Geduld, so hast du schon
Das Ziel erreicht, und alles überwunden
Was zu bekämpfen war. Allein der süße Lohn,
Der so viel Edelmuth und Treu vergelten sollte?
Beklagenswerther Freund! das harte Schiksal wollte
Dir dieses schöne Glük entziehn,
Und fruchtlos war dein eifrigstes Bemühn.

Zwei volle Monden schon durchzog der gute Ritter
Als Mönch Austrasiens beglüktes Saatenland.
Nichts fand sein Muth zu schwer, nichts seine Freundschaft bitter,
So lang ihm nur die Hoffnung nicht verschwand.
Ihm blieb kein Dorf, kein Hüttchen unbekannt;
Und wo sein Forscherblik von Menschen Spuren fand,
Da konnt' ihm selbst der Tod den Zugang nicht verwehren.

Einst, um die Zeit, wenn sich das Abendlichte
An bunter Wolken Rand vielfarbigglänzend bricht;
Wenn im Gebüsch, den Sängerchören,
Die süße Nachtigall und aus den dunklen Aehren
Die Wachtel für des Tages Lieder dankt: —
Der Rittersmann, vor Hitze schier erkrankt,
War seit dem Morgenroth verirrt umhergewankt,
Und niemand kam, des Weg's ihn zu belehren: —
Da trift, nicht fern von Wien, sein Weg auf einen Wald.

Wo Stämme, dicht gereiht, den Zugang fast
verwehren.
Er dringt hinein, und glaubt, indem er geht,
gar bald
Den schweren Fall von einem Beil zu hören
Auflauschend steht er still, und da kein Vogel-
sang,
Die Abendwinde selbst des Waldes Ruh nicht
stören,
So schallt der hohle Tritt von eines Men-
schen Gang
Vernehmlich seinem Ohr entgegen.
Auf ungebahnten, krummen Wegen
Schleicht er dem Laute nach, und eh er es
gewahrt,
Steht er in hoher Felsen Mitte,
Wo Tag und Nacht zur Dämmerung sich
paart,
Vor einer niedren Bauernhütte,
An deren Eingang, rund umblüht
Von wilden Rosen, er ein menschlich Wesen
sieht,
Das keuchend vor der Schwelle knie't
Und abgestandtes Reis mit einem Beil zerstükket:
Ein

Ein Greis von silbergrauem Haar,
Der, wie der Anschein lehrt, schon manches lange Jahr,
Das seinen Nakken sanft gebükket,
Im Winter seines Lebens war.

Der Ritter, dessen Fuß das dürre Laub zerknikket,
Indem er langsam näher geht,
Wekt ihn durch das Geräusch und wird von ihm erblikket,
Als er schon dicht an seiner Seite steht.
Erschrokken, überrascht, den Leib ihm zugedreht,
Und in der Hand das Beil, den Arm zum Schlag erhöht,
Beschaut der Greis den Fremdling eine Weile,
Und gleicht, so wie er kniet, der todten Marmorsäule.
Der nakte Fuß, der Strik am heiligen Gewand,
Verrathen ihm des Wallers frommen Stand.
Doch, mehr als dieser, füllt sein ernstes, stilles Wesen,

Die

Die offne Stirn, das feur'ge Augenpaar
Und Blikke fest und scharf, um Schrekken einzuflößen,
Mit Ehrfurcht seine Brust. Er fühlt sich wunderbar
Gerührt; so wunderbar, wie ihm noch nie gewesen;
Ihm ist, als sah er einst im Traum
Ein ähnliches Gesicht, und wagt es kaum
Vor stummem ehrfurchtsvollem Grauen,
Den fremden Mann noch länger anzuschauen.

Der Ritter, der gar leicht in seinen Mienen liest
Wie sehr der arme Greis, bestürzt, verlegen ist,
Reicht ihm mit herzlichem Vertrauen
Die Hand, die jener brünstig küßt,
Und spricht: „Gelobt sei Jesus Christ!„
In Ewigkeit! erwiedert ihm der Alte,
Und sieht nicht, wie bei seinem Kuß,
Der Ritter, der sich schlau verstellen muß,
— Auf seiner Stirn' des Unmuths düstre Falte, —

Die Ritterhand beschämt von seinen Lippen
zieht
Indessen sein Gesicht gleich einer Rose glüht.

„Ehrwürd'ger Herr! ihr seid auf diesen
Wegen
Dem Anschein nach ganz unbekannt;
Sie sind der Straße sehr entlegen,
Und wer nicht irre ging, der fand
Noch selten einen Pfad zu meiner kleinen
Hütte.„
— Nicht so, mein Sohn! ich hörte Men-
schentritte,
Erwiedert Klifford ihm, und weil der Tag
schon bleicht,
So folgt' ich diesem Schall, in Hoffnung,
hier vielleicht
Ein sichres Obdach vorzufinden.
Die Nacht bricht ein, und ich bin schier zu
schwach,
Noch weiter fortzuziehn. Wollt ihr mich
euch verbinden,
So gönnt mir unter eurem Dach
Ein Plätzchen neben euch. — Mit Freuden

Nimmt Walter einen frommen Mann
In seine Wohnung auf, und bietet ihm bescheiden
Was er besizt, zur nöthgen Stärkung an.
„O Gott! vielleicht ist nun das Ende meiner Leiden
Nicht ferne mehr; vielleicht daß dieser Mann
Vom Himmel selbst gesandt, uns Beide retten kann.
Er wird durch Gottes Wort des Eides mich entbinden.
Der jene That der Finsterniß bedekt;
Und ich, o süsser Trost! kann wieder unbeflekt
Und rein von den getheilten Sünden,
Wozu der Wütrich mich gezwungen hat, dem Grab
Getrost entgegen sehn!„ Er schweigt und eine schwere
Von Gram' und Reu' erpreßte Zähre
Rollt bebend auf sein graues Kleid herab.
Er wischt sie schnell und halbverstohlen ab.
Allein der Ritter sieht, wie sie der Wang' entgleitet,

Und

Und in der Kunst nicht fremd die Herzens-
sprache deutet,
Die laut durch stumme Thränen spricht,
Wähnt' er in Walters Angesicht
Die Spur geheimen Grams in jedem Zug zu
lesen.
Je länger er den alten Mann bemerkt,
Je mehr sein Glauben sich verstärkt.
Geberden, Sprache, Blik, und sein betretnes
Wesen
Verrathen klar, der Reue bittrer Schmerz
Sei Stöhrer seiner Ruh und peinige sein Herz.
Und dennoch scheint er nicht dies Elend zu ver-
dienen.
Man liest in allen seinen Mienen
Daß er ein gutes Herz in seinem Busen
trägt.
Nicht das Gepräg von Falschheit und von
Tükke
Verstellt und schändet seine Blikke,
Wenn er sie scheu zur Erde niederschlägt.
So reuvoll sinken nicht des Lasters freche
Blikke.
O nein! das marternde Gefühl

Des bessern Herzens, das nicht ohne Reue
fiel:
Der Liebe tugendhafter Seelen
Nicht werth zu sein; die Angst: den ärmlichen
Betrug
Des fälschlich lächelnden Gesichts, durch jeden Zug
Durch jeden Blik auf einmal zu enthehlen;
Die falsche Schaam, die es gefesselt hält;
Die Furcht, wenn erst die Täuschung fällt,
Entschleiert ganz so schwarz, so häßlich da zu
stehen,
Wie es sich selbst, zu streng, dem innren
Richter stellt
Und die Erwartung, dann verachtet sich zu
sehen: —
Die Qualen fühlt kein lasterhaftes Herz;
Und diese scheinen just der Grund von Walters
Schmerz
Und seinem scheuen, Busenwärts
Gekehrten Blik zu sein. Es ist die bittre Reue
Des guten Herzens, das den Eid der Treue,
Den es der Tugend schwor, auf kurze Zeit
vergißt,

Die

Die fromme Reue, die der Frevler spöttelnd
tadelt
Die nur den Tugendhaften adelt —
Was man tief eingedrükt in Walters Zügen
liest.

Der Ritter, eh er noch den Grund davon
erwogen,
Fühlt sich im ersten Augenblik
Zu diesem Leidenden voll Freundschaft hinge-
zogen;
Und seine Huld, sein offner Blik,
Sein argwohnloses, biederes Betragen,
Erstikken bald die Furcht in Walters Brust.
Jezt wird ihm wohl! Er kann es wieder wagen
Die Augen traulicher zu Klifford aufzu-
schlagen,
Er ist sich — o der süßen Lust!
Die er so lang' entbehrt — mit Innigkeit der
Würde,
Des Adels seiner selbst bewußt
Und trägt nur halb der Leiden schwere Bürde.
Ein trauliches Gespräch begann,
Und während Klifford seinem Mann'

Ein

Ein Mährchen, das er schlau erdichtet,
Als seiner Reise Grund, mit vielem Schein, berichtet,
Rükt schnell die Zeit zum Abendmahl heran,
Ein Fisch, gestandne Milch und Früchte,
So gut die frühe Jahreszeit
Sie giebt, das sind die mäßigen Gerichte,
Die Walter seinem Gaste beut.
Und obgleich kein Gewächs, das fremde Welten schikken,
Die Speisen würzt, nicht Schwelgerei
Und Ueberfluß die kleine Tafel drükken:
So schwört der Klausner dennoch frei
Am Tisch des Abtes selbst sich nicht so süß zu laben.
Und wirklich war dies Lob nicht leere Schmeichelei;
Denn was an Füll' und Wohlgeschmak den Gaben
Des guten Wirthes fehlt, ersezt im reichsten Maaß
Sein schönes Kind, das mit am Tische saß,
Und unsern frommen Mönch so unverhofft entzükte,

Daß

Daß er darüber Trank und Speise fast vergaß.
Bei jedem Bissen, den er aß,
Lobt' er der Köchin Kunst und blikte
Helenen freundlich an. Ein sanfterhöhtes
Roth
Der Wangen, das ihm still zu sein gebot,
Vermehrte dann der Glanz der Schönheit
und entzükte
Den unbescheidnen Mönch zu neuen Schmei-
chelein.
Oft hielt er im Gespräch mit Waltern träu-
mend ein,
Sah Lena zärtlich an, die auf den Teller
blikte,
Und seufzte tief, als wenn ein stiller Gram
ihn drükte.

So wenig dies sich auch zu seiner Rolle
schikte
So muß man doch dem Ritter gern verzeihn.
Auch ihr Gesicht, mit allen schönen Zügen,
Ist ihm ein schon bekanntes Bild.
Er sieht es, von der Zeit in grauen Flor ge-
hüllt,

Gleich

Gleich einem Traumgesicht vor seiner Seele
liegen;
Und ob er gleich, je mehr er sinnt, nicht
faßt
Wie dies Phantom zum Urgemählde paßt,
So schwört er doch sich nicht zu trügen.
Und wenn er nun, die Arme leicht verschränkt,
Am Stuhl zurük gelehnt, auf dieses Räthsel
denkt,
Und tausend Fantasien durch seine Seele
fliegen:
Dann irrt sein Aug', versunken in ein Meer
Von Schönheit, unruhvoll auf Lena hin und
her.
Bald ruht es liebevoll auf ihren schwarzen
Augen,
Die sanftgeschweift der Tusch der Augenbraun
umzieht;
Bald scheint's vom kleinen Mund, der gleich
der Rose blüht,
Den Wonnerausch der Liebe einzusaugen;
Bald wühlt es feuriger in ihrem braunen
Haar,
Und folgt, mit lüsternem Verlangen

Den

Den vollen Lokken, die, des falschen Schmukkes baar,
Sanftwallend auf dem Busenschleier hangen,
Und hier — o, welche Glut entbrennt auf Kliffords Wangen!
Nicht lange fesselt ihn das schöne rothe Band,
Woran die kleine Lilienhand
Mit unschuldvollem Reize spielet.
Ein andrer, schönrer Gegenstand
Trift seinen Blik; er starrt ihn an und fühlet
Ein unbekanntes Feu'r, das seine Brust durchwühlet.

Zwar hat die Unschuld deutscher Sittsamkeit,
Mit Nonnenhafter Aengstlichkeit,
Was je dem Männerblik gefährlich war, verborgen.
Allein, was hilft die Kunst der jungfräulichen Sorgen?
Die Sonne sendet selbst an einem Nebelmorgen
Wenn auch der Himmel weint, den grauen Tag hervor.
Vergebens sucht ein dichtgewebter Flor

Dem

Dem schlauen Blik den Thron der Liebe zu
verstekken;
Er dränget ungestüm das leichte Tuch empor,
Und Falten, die verrätherisch entdekken
Was sie verbergen sollen, wekken,
Durch's Spiel der Fantasie nur größre Lü-
sternheit.

Der trunkne Klausner schwelgt in solchen
Augenblikken
In Strömen süßer Seligkeit,
Und ist oft so verliebt zerstreut
Und so berauscht von lieblichem Entzükken,
Daß er kein Wort von alle dem versteht
Was Walter spricht, und sich durch wieder-
holte Fragen:
Was saget ihr, mein Freund? nur allzusehr
verräth.

Allein, indem er so nach einem Anblik spähet,
Den Sittsamkeit und Schaam dem kühnen
Blik versagen
Und seine Augen schon zu freie Schritte
wagen:

Kann

Kann selbst Ein Blik, ein Einziger von ihr
Sogleich den Rausch empörter Sinne stillen
Und sein verirrtes Herz mit Reu und Schaam
erfüllen.
O, solch ein Blik! — die höchste Zier
Des schöneren Geschlechts — in ihm liegt al-
le Wonne
Des Himmels aufgedekt! Wie Gottes lichte
Sonne
Vom hohen Himmel niederstrahlt,
Und alles um sich her mit Glanz und Schön-
heit mahlt:
So fließt das reine Licht der ungetrübten
Tugend
Mit jedem Blik des schönen Aug's hervor,
So lacht auf ihrem Angesicht der Flor
Entzükkender noch ungeschwächter Jugend
Die, Unschuld! deine Hand mit Engelschöne
krönt.
Gleich einer Glorie umstrahlt ihr ganzes Wesen
Dein unverfälschtes Licht, und alles steht
verschönt
Was dieser Huldinn naht, das Laster muß
genesen

Und

Und alles reizender und tugendhafter sein.
Ja! mehr als ihrer Augen Schein,
Mehr als der schönste Mund, voll schmachtendes Verlangen,
Und die gewölbte Brust und Rosen ihrer Wangen,
Mehr als des Körpers Bau, im schönsten Ebenmaaß,
An dem die Schönheit nichts vergaß
Zum höchsten Meisterstük, unendlich mehr entzükte
Helenens sanftes, tugendhaftes Herz
Den guten Rittersmann. Er, der bisher nur Scherz
Mit Amorn trieb, den nie der kleine Schalk berükte,
Er, dessen stolzen Nakken nie
Des Gottes Joch gebeugt, der kalte Mann verstrikte
Sich auf Einmal — er wußte selbst nicht wie —
So tief in Amors Nez, und fand, troz aller Müh,
So wenig Möglichkeit ihm wieder zu entkommen:

Daß

Daß er, unritterlich, noch eh er den Verstand,
Als Mittelsmann, in diesem Streit vernommen,
Sich muthlos ihm ergab, und selbst, mit eigner Hand,
Sein irres Herz mit Liebesfesseln band.

Nie war vielleicht ein Mann so sehr verlegen
Als unser Mönch in seinem neuen Stand.
Es war ihm Spiel in hundert scharfe Degen
Zu dringen, kalten Muth's dem sichern Tod entgegen
Zu gehn; allein! in einem Liebeskrieg,
Dem schönsten Mädchen gegenüber,
Mit Amorn zu bestehn? — Bei Gott! viel lieber
Hätt' er um ungewissen Sieg
Mit Goliath gekämpft. In jedem seiner Blikke,
In jedem Worte, das er sprach,
In seinem ganzen Wesen lag
Sein Herz enthüllet da. Allein zu gutem Glükke

War

War Walter so vertieft in seinen Gram,
Helene so entfernt von ähnlichen Gedanken,
Daß niemand Theil an seiner Wonne nahm.

Indessen floh der Tag; die lezten Strahlen sanken
Ins Abendmeer und Nacht und Stille brachen ein.
Man trennte sich vergnügt. Der gute Walter räumte
Dem frommen Gast sein hartes Lager ein;
Und Klifford, der schon wachend träumte,
Schlief, vollend's eingewiegt von süßen Schwärmerein,
So sanft auf Stroh und groben Linnen ein,
Als einst Endimion auf weichen Blumenmatten
Die schöne Nimphen ihm zur Ruh bereitet hatten.

Ein süßer Traum verkürzte diese Nacht;
Und als er mit dem Roth des Morgens aufgewacht,

Begann ein neuer Tag durch wechselndes Entzükken
Sein trunknes Herz noch enger zu bestrikken.
So schwärzte sich bereits die vierte Nacht,
Seitdem die rasche Zeit ihn fliehend hier belauschte,
Wie er, gleich einem Gott, in Wonne sich berauschte,
Und, nicht auf seine Pflicht bedacht,
Drei Tage schon vergessen hingebracht.

Auch heute, wie gewöhnlich, krönte
Ein frohes Abendmahl den Tag
Zum Freudenfest, das Liebe noch verschönte;
Und als man sich zulezt nach Ruhe sehnte
Und dichte Finsterniß schon vor den Fenstern lag,
Da warf er sich, im Freudentaumel, wieder
Zu süßen Schäferträumen nieder.
Allein, der arme Mann! die Pflicht
Der Freundschaft, die zu bald sein trunknes Herz vergessen,
Erschien ihm nun ein warnend Traumgesicht,
Und zog ihn vor ein schrekliches Gericht,

Weil

Weil er, des heilgen Eides vergessen,
Den er zu Gott in Blondels Armen schwor,
Im Schoos der Freuden still gesessen
Und sich berauscht in Seligkeit, bevor
Sein Freund, sein König noch errettet,
Zum wenigsten sein Loos entschieden war.
Die Liebe, die bisher auf Rosen ihm gebettet,
Trat nun, als ein Gespenst mit grausem Schlangenhaar,
Zum Lager hin, und peitschte sein Gewissen
Mit wilder Grausamkeit. Das Küssen,
Vor kurzem noch so sanft, ward nun zum harten Stein;
Die Ruhe floh sein Herz, der Schlaf ließ sich nicht wieder
Auf seine müden Augen nieder,
Und eh des Tages goldner Schein
Den lezten Stern im Morgen bleichen machte,
Stand er schon reisefertig da,
Und floh den Ort, wo die Verführung lachte,
Weil er noch Möglichkeit zum Fliehen vor sich sah.

Wie groß war Walter's Schrek, der bald
darauf erwachte,
Als er, statt seines Gast's ein Stükchen
Schiefer fand,
Auf dem der lezte Gruß verlaßner Liebe stand.
Er eilt, von Neugier fast zerrissen,
Zu Lena's Lager hin, und wekt sie aus der
Ruh,
Um schnell den Sinn der Schieferschrift zu wissen.
Sie liest und hört nur halb des Alten Nach-
richt zu,
Indeß aus ihren ungewissen,
Verwirrten Blikken Angst und bange Neugier
spricht:

„Sorgt nicht, ihr Redlichen! wenn ihr
mich nicht mehr findet
„Mein Schiksal, und — die strengste Pflicht
„An die ein Eid mich doppelt bindet,
„Vergönnen mir die Wonne nicht
„Noch Einmal euch zu sehn. — Mein Herz
und Gottes Segen,
„Die bleiben euch, die sind mein Dank, ach!
mehr vermögen

„Des Schwachen Kräfte nicht. Lebt wohl,
mein Freund!
„Gott segne dich, holdselige Helene!„

Das gute Mädchen schweigt und weint
Dem Flüchtling eine Mitleidsthräne
Und Walter steht, die Arme fest verschränkt,
Das Kinn zur Brust herabgesenkt,
Wie von des Himmels Bliz getroffen,
Gleich einer Säule da. Was kaum
Sein krankes Herz so süß zu hoffen
Begann, ist nun ein eitler, leerer Traum,
Der seiner spottete; wie Schaum
Zerrinnen die gehofften Freuden —
Ein Augenblik hat sie geraubt,
Und ach! das ganze Maaß der Leiden,
Die er vollendet schon geglaubt,
Drükt nun mit doppler Schwere wieder
Die Hoffnungslose Seele nieder.

Indessen schleicht, mit unmuthvollem Sinn,
Der Ritter durch den Wald, und folget blind,
wohin
Der ungebahnte Weg ihn leitet.

Oft

Oft steht er sinnig still, oft fliegt sein finstrer Blik
Noch einmal nach dem Ort zurük,
Wo noch vor kurzem das Geschik
Ihm so viel Seligkeit bereitet;
Und, zürnend, daß ein bloßes Traumgesicht
Ihn allzurasch zu einem Schritt verleitet,
Der höchstens nur für seine Klugheit spricht,
Ist er schon mehr geneigt sein liebend Herz zu
hören,
Und hadert, im Begriff schnell wieder umzu-
kehren,
Noch immer mit der strengen Pflicht:
„Ich Thor! was war es, das mich schrekte?
Ein Spiel der Fantasie, ein eitles Luftge-
spinst,
Ein Geist der Nacht, der mein Gewissen nekte!
Da troll' ich nun seit mich der Morgen wekte
Bis Finsterniß die Pfade wieder dekte,
Zwei Monden schon umher; und was ist mein
Gewinnst,
Und was der Reise Zwek? Beschwerde,
Entsagung jedes Glüks und Gram
Die, eitler Hoffnung froh, die Freundschaft
übernahm,

Nicht eingedenk, daß auf der weiten Erde
Nach einem Todten sie vergebens forschen werde.
Ha, Klifford! welche Albernheit,
Des Lebens schönste Blüthenzeit
Mit falschem Edelmuth so fruchtlos zu verschwenden
Und Mittel zum Genuß des Lebens aus den Händen
Zu lassen, die die Gunst des Glük's dir selber beut!
Ergreiffe schnell — noch ist es Zeit —
Die günstige Gelegenheit
Das Drama fröhliger zu enden.
Im nächsten Augenblik kann sich der Zufall wenden!
Das Ehrenwort, das ich dem Freunde gab? —
Das bleibt mir heilig bis ins Grab
Und der erzürnte Himmel räche
Die Frevelthat, wenn ich es treulos breche.
Allein mich bindet ja kein Eid
Wie einer der vor dem Gewissen flieht, so weit

Die

Die Erde offen ist, stets rastlos fortzueilen;
Und nach so langer Müh hier etwas zu ver-
weilen
Um mich am Quell der Wonne zu erfreu'n,
Wird Blondel selbst mir gern verzeih'n.
Bei Gott! ich finde nicht, daß einem Mann
von Ehre
Die Schonung seiner selbst im mindsten schimpf-
lich wäre!„

So mit sich selber rechtend, dreht
Der Ritter, unvermerkt, die ungewissen
Schritte,
Und sucht, indem er sinnig weiter geht,
Den Weg zurük nach der geliebten Hütte.—
Allein, der dichte Eichenwald
Der nun bei jedem Schritt stets unwegsamer,
enger
Und finstrer scheint, verräth ihm bald
Daß er sein Ziel verfehlt. Je länger
Er rechts und links den dunklen Busch durch-
läuft,
Bald den, bald jenen Weg ergreift,
Ihn immer wieder falsch erkennet,

Und

Und dann die Kreuz und Quer nach einem
andern rennet:
Je dunkler wird der Wald, je mehr zieht sich
der Raum
Von allen Seiten zu, bis endlich Baum an
Baum,
Und Strauch an Strauch so dicht verwachsen
stehen,
Daß es dem armen Ritter kaum
Mit vieler Müh gelingt sich weiter durchzu-
drehen.

Zwölf Stunden hat ihn schon in diesen
wald'gen Höhen
Die Ungeduld rastlos herumgehezt.
Von Hunger fast verzehrt, von keinem Trunk
gelezt,
Muß er am Ende noch zu größrem Leide sehen,
Daß allgemach das Abendroth verglüht,
Und schon die braune Nacht den Himmel
überzieht,
Noch eh er eine Spur aus diesem Wald ge-
funden.
Kaum unterscheidet man die Gegenstände mehr
Und

Und endlich wird's so dunkel um ihn her
Als wären ihm die Augen fest verbunden. *)

Wem ist in gleichem Fall der Muth nicht
ganz entschwunden?
Der Ritter steht auf einmal still
Und lauscht rund um sich her und will
Die dikke Nacht mit festem Blik durchschauen.
Doch sieht er nichts, als in dem grauen
Verworrnen Raum, unzähliger Sternchen
Glanz,
Die, wie's ihm scheint, in wunderbarem Tanz,
Herauf, herab und durcheinander irren
Und endlich den getäuschten Sinn verwirren.

Ein kalter Frost durchschauert sein Gebein
Bei dem Gedanken: hier in diesem wilden Hain,
Um Mitternacht, entfernt von jedem Wesen,
Der einz'ge Lebende zu sein.
So wunderbar ist ihm noch nie gewesen!
Und in dem ganzen Wald kein Thier, das sich
bewegt,
Kein Menschenlaut, der froh an seine Ohren
schlägt,

Den

Den süßen Trost ihm einzuflößen:
Es leb' in diesem Grab noch außer ihm Ein
Wesen.
Nur Todtenstille, Einsamkeit und Nacht
Weit um sich her, und, was ihn heimlich
schaudern macht,
Hoch über ihm, in hundertjährgen Eichen,
Der leise, traurige Gesang
Der Lüfte, die geheim durch ihre Wipfel
schleichen.

Noch steht er da und wanket lang'
Unschlüssig hin und her, was nun zu thun, der Zwang
Der Noth gebeut; ob hier auf weichen
Bethauten Kräutern an dem nächsten Baum
zu ruhn,
Und, wie ein böser Fürst, auf Seid' und Eiderdun'
Die lange Nacht schlaflos hindurch zu keuchen,
Von tausend Ahnungen und wilden Fantasien
Beängstigt; oder, troz! verwachsenen Gesträuchen

Und

Und Finsterniß, den Wald noch länger zu
durchschleichen
Um endlich doch vielleicht ein Obdach zu er-
reichen; —
Auf einmal scheint es ihm, als säh er in der
Fern!
Ein kleines Licht durch die Gebüsche schleichen,
Das, wie ein leicht umwölkter Stern
Am Himmel, bald verschwindet, bald sich
zeiget.
Bei diesem frohen Anblik schweiget
Sogleich die Furcht; und Hoffnung, Muth
und Lust
Erfüllen die beklemmte Brust.
Er läuft dem Sternchen nach; schnell gehts
Berg auf, Berg nieder
Jezt über Ast und Strauch, jezt wider
Den nächsten Baum, durch Sumpf und Moor
Und plözlich kömmt es ihm beim Sternenlicht
so vor,
Als ende sich der Wald. Auch schimmert
schon im Freien
Das Lichtchen unverstekt. Allein noch ist es
weit.

„Wer

„Wer anders kann die späte Zeit
In so verlaßnen Wüsteneien
Noch nächtlichen Geschäften weihen
Als Walter selbst?„ So denkt der Ritter hoch erfreut
Und läuft und ruft, den Nachtgeist zu erschreien.

Doch der, statt ihm Gehör zu leihen,
Hüpft, als der Wiederhall den Namen Walter's schreit,
Noch schneller fort, und flieht und ist in kurzer Zeit
Mit seinem Licht im fernen Wald' entsprungen.

Da steht der arme Mann nun wieder, wie vorher,
In Nacht und Finsterniß verschlungen,
Und in ihm tobt ein wildes Zweifelmeer.
Was soll er thun? wohin sich wenden? und woher
Ist er gekommen? Weiter dringen
Auf unbekannter Bahn, wo ihn mit tausend Schlingen

Der

Der Tod bedräut, ist sichtliche Gefahr;
Und hier auf feuchtem Gras, so kraftlos wie er war,
(Nicht weise gnug, die Furcht vor unbekannten Dingen,
Vor Wesen ohne Leib, aus der Dämonenschaar,
In seinem Busen zu bezwingen,)
Die lange Nacht unthätig zuzubringen:
Scheint ihm die Qual von einem langen Jahr.

Indessen löst sich an der Berge Gipfel
Die braune Nacht in Osten dämmernd auf,
Und traurig schwebt durch dunkle Tannenwipfel
In Nebel eingehüllt der Sichelmond herauf.
Sogleich zertheilen sich die rabenschwarzen Schatten,
Die das verworrene Gefild
In Finsterniß verschleiert hatten:
Und Klifford sieht, indem sein Busen mächtig schwillt,
Rund um sich her, von Bergen, hoch und wild,

Aus

Aus einem engen düstren Thale
Den weitern Ausweg zugeschnürt.
Hier, wo kein Pfad den Fuß des irren Wan-
drers führt,
Wo man kein Morgenroth, kein Abendgold
verspürt,
Wo nur im hohen Mittagsstrahle
Die ew'ge Wäldernacht in Dämm'rung sich
verliert,
Da liegt ein altes Schloß, gleich einem Tod-
tenmaale,
Still, unbewohnt, vom Fuß des Wandrers
nie berührt.
Das hohe Waldgebirg, das in die Wolken
rührt
Und sich gleich einem runden Saale,
Aus dem man keinen Ausweg spürt,
Von allen Seiten schließt; die bange Todten-
stille,
Die nur ein Wasserfall, den man von Ferne
hört,
Und dann und wann der Eulen Klage stört;
Der Wälder dunkles Grün, in deren Trauer-
hülle

Die

Die Nacht furchtbare Schatten streut,
Und dann das alte Schloß, ein Denkmal früh-
rer Zeit,
Das, mitten aus dem Grund, sein buschiges
Gemäuer
Erhebt, und, halb in dunkle Schleier
Verhüllet, halb vom Mondstrahl angeblikt,
Dem Ritter wild entgegen nikt:
Das ganze grause Bild, indem er es er-
blikt,
Schlägt allen Muth in seinem Busen nieder
Und ein geheimer Schau'r bebt kalt durch sei-
ne Glieder.

Der Anschein lehrt ihm bald daß diese Wü-
stenei
Nur allzufern von Walters Hütte sei;
Und, wider Willen, muß er sich be-
quemen,
Zu thun, was ihm die Noth gebeut,
Und hier am nächsten Baum, bis sich der
Tag erneut,
Auf feuchtem Grase Platz zu nehmen.

Zum

Zum Pfühl der Wurzeln Moos, der Aeste
junges Laub
Zum Dach und banger Träume Raub,
So mag der Ritter nun die nöth'ge Ruhe
schmekken,
Bis ihn — des Zufalls Launen wieder
wekken.
Wir wünschen ihm indessen gute Nacht,
Und kehren, nur auf Augenblikke,
Zu jenem Scheideweg, ohnweit Triest, zu-
rükke,
Zu sehn, was unser Blondel macht.

Ri=

Richard Löwenherz.

Viertes Buch.

Oft wenn der Geist, in süßer Schwärmerei,
Auf Fittigen der raschen Fantasei,
In reizend dämmernde Gefilde
Vergangner Zeit hinüberschwebt;
Wenn hell und täuschend, in dem Bilde
Der Rükerinnerung, der Schauplaz sich erhebt,
Auf dem wir einst uns wirklich fühlten
Und in dem großen Spiel auch unsre Rolle spielten:
Dann scheint das Leben uns ein wunderbarer Traum,
Ein Labirinth voll dunkler Dornenwege,
Und wenn vor unserm Blik die Zukunft offen läge,
Wir würden Wunder schauen, kaum

Des

Des Knotens kleinsten Theil entfalten
Und Wahrheit selbst für bloße Täuschung
halten.
Ja! heil'ge Mächte sind's, die über das
Geschik
Der Sterblichen, in jedem Augenblik
Der Zeit, mit hoher Weisheit wallten;
Es führet uns die vorgeschriebne Bahn
Ein ewiges Gesetz, das wir nicht brechen
können,
Und was wir blind das Werk des Zufalls
nennen,
Ist hoher Weisheit wunderbarer Plan.
Der Bettler, der, auf einem Fürstenthrone,
Beherrscher einer Welt und ihrer Schätze wird;
Der Königssohn, der, seiner Väter Krone
Beraubt, in einer fernen Zone
Als ein verlaßner Fremdling irrt,
Noch glüklich, wenn er nur ein kleines Hütt-
chen findet
Wo ihn ein sanfter Tod dem Arm des Gram's
entwindet;
— Wir alle folgen durch die Nacht
Des Schiksals, dem geheimen Willen

Der

Der heiligen verborgnen Macht,
Die über unser Loos im Stillen
Mit unerforschter Weisheit wacht.

Auch Euch, ihr guten, edlen Seelen!
Von deren Schiksal wir erzählen,
Euch, die ein hartes Loos schon viele Jahre trennt,
Euch kann der Trost des Glaubens niemals fehlen.
Verzweifelt nicht, blikt auf zum Vater, den ihr kennt
Als euern unsichtbaern Retter,
Der euch mit starker Hand, im fürchterlichsten Wetter,
Dem sichern Wellentod entriß.
Mag doch die dikste Finsterniß
Den Tag auf euerm Pfad in dunkle Nacht verhüllen;
Laßt zwischen euch empörte Meere brüllen,
Und Berge, die in Wolken stehn,
Und Schlünde, deren Grund kein Auge noch gesehn,
Durch unbegrenzten Raum euch trennen:

Ihr seid, wenn er es will, euch plötzlich
wieder nah!
Was Sterbliche nie möglich machen können,
Und — was er dachte: das geschah! —

Nicht lange blieb, auf den bemoosten
Steinen,
Der gute Blondel, wo er seinen
Geliebten Freund so bald verschwinden sah,
Ein Raub des Trübsinns und der Schmerzen.
Der süße Trost des Glaubens gab
Ihm neue Zuversicht; mit Gramentladnem
Herzen,
Voll Muth und Hoffnung sezt er seinen Wanderstab
Nun weiter fort, Berg auf, Berg ab,
Durch manche blühnde Flur, durch junge
Saatenfelden,
Durch wilde, unwegsame Wälder
Zum fernen Ziele hin. Sein treues Saitenspiel
Verkürzet ihm den Weg. Wenn ihn die
Nacht befiel,
Dann fand er oft in friedlich stillen Hütten,
Wo man, bei unverdorbnen Sitten,

Der

Der heilgen Pflicht der Gastfreundschaft ge-
treu,
Den Pilger gern empfängt, ein Mahl und
eine Streu.
Und in so mancher Stadt, durch die sein Weg
ihn führte,
Bemerkt' er Sitten andrer Art,
Und Menschen, eigennützig, hart,
Die kein Gefühl, kein Recht, nur Glanz
des Goldes rührte.

Schon zweimal wechselt nun der Nächte
stiller Freund
Die silberne Gestalt, und Blondel wurde
nimmer
Des Zweks der Reise froh. Allein, wenn
gleiches scheint
Als schwände, mit dem matten Schimmer
Der Hoffnung, auch die Möglichkeit
Des Sieges mehr und mehr, so unterliegt
doch nimmer
Sein fester Sinn, sein ungeschwächter Muth,
Der auf dem Felsengrund des Glaubens sicher
ruht.

Er wandelt freudig fort, und kämpft, als wie im Spiele,
Mit jeglicher Gefahr und Widerwärtigkeit;
Er fragt, er sucht, er forscht in dem Gewühle
Der Menschen, in der Einsamkeit
Verborgner Hütten nach: wenn Vesten sich ihm weisen,
So harrt er an dem Thurm, da wo vergittert Eisen
Den Fensterraum verwahrt, bis in der Mitternacht
Auf der entschlafnen Burg kein Ohr verrätherisch wacht:

Dann singt er, zu dem Spiel der Saiten,
Ein Minnelied aus den vergangnen Zeiten,
Was oft sein König Richard sang,
Und lauschet schweigend auf, wenn der Akorde Klang
Tief in den Bauch des alten Thurmes dringet.
Allein, umsonst! kein menschlich Ohr
Vernimmt sein Spiel, und nur ein dumpfes Echo singet
Das süße Lied aus dem Gemäu'r hervor.

So

„So geht er, hoffend stets, und immer wieder
Getäuscht, mit gleichem Muthe fort.
Erwartung, Arbeit, Saitenklang und Lieder
Entführen ihm die Zeit auf flüchtigem Gefieder
Und bringen ihn, fast unbemerkt, dem Ort
Des Ersten Wiedersehens näher,
Dem Ort, wo Klifford jezt vielleicht,
So denkt er, schon den Preis des langen Kampfs erreicht,
Vielleicht in Richards Arm, ein mehr beglükter Spaher,
Schon meiner Ankunft harrt; und hoffnungvoller steigt
Sein ahnend Herz im Busen höher.

Er war nicht fern vom stolzen Wien
Als er im goldnen Morgenrothe
Sich einst dem Schlaf entwand um weiter fort zu ziehn.
Die Sonne, die schon früh mit heißen Strahlen drohte
Trieb ihn vom Wege seitwärts ab,

Wo

Wo weder Baum noch Strauch dem Wandrer
Schatten gab,
Und warnt' ihn rechts in einem engen Thale,
Das zwischen den bebüschten Höh'n
Verborgen lag, dem heißen Mittagsstrahle,
Auf selbst gebahntem Weg im Walde, zu
entgehn.
Und dies Gebirg, was wir jezt vor uns sehn
Ist eben das, wohin noch vor drei Tagen
Ein Zufall seinen Freund, den Rittersmann
verschlagen;
Ist eben das, wo heimlich, ungesehn
Von Menschen, in des Waldes tiefster Mitte,
Das schöne Mädchen wohnt, in jener theuren
Hütte,
In welcher Amor ihn so unverhofft beschlich;
Ist endlich eben das, worin der arme Schwär-
mer
In diesen Stunden noch — an Trost und
Freuden ärmer
Als je, seitdem er nächtlich sich
Von Träumen warnen ließ und aus der Hütt'
entwich —
In unwegsamen Gründen irret,
Um-

Umsonst die Wohnung sucht, nach der er zärt-
lich girret,
Wo er sein Herz verlohr, die ihm ein Him-
mel scheint
Und Blondel ahndet nicht, daß ihm den theu-
ren Freund,
Dem er so nahe war, den er so ferne glaubte,
Ein wunderbarer Traum aufs neue wieder
raubte.

Fast unbemerkbar öfnet sich,
In des Gebirgs ununterbrochner Reihe
Die enge Schluft des Thals, in dessen tiefes
Bette
Ein Gießbach von dem Berge sich
Herunterstürzt und fürchterlich
Durch Felsentrümmer braust, die schon seit
grauen Jahren
Ein Spiel der Flut und der Orkane waren.
Ein steiles Waldgebirg beschränket seinen
Lauf;
Es steigt, umrauscht von alten Eichenwäldern
Auf beiden Seiten hoch zum Wolkenreich
hinauf.

Sein

Sein krauser Gipfel fängt des Tages Strahlen auf,
Und mengt dem Licht, wie in den fabelhaften Feldern
Elisiums, ein dämmernd Dunkel ein.
Der hohe Mittagsstrahl erblikt dies Thal allein,
Und Morgenglanz und goldner Abendschimmer
Sind hier nur gleich dem falben Mondenschein.

Die Wandrer auf dem Weg ersehn dies Thal, doch nimmer
Versuchten sie's hinein zu gehn.
Sie bleiben schaudernd nur am schmalen Eingang stehn,
Vernehmen um sich her das fürchterliche Brausen,
Sehn über ihrem Haupt die grausen,
Zerrißnen Felsenmassen droh'n,
Durch die, geheimnißvoll, sich dunkle Schlüfte winden
Und fliehn beim bloßen Anblik schon
Zurük aus diesen schauderhaften Gründen.

Allein,

Allein, der Leidende flieht gern die Blumenflur,
Wo Heiterkeit und Freude scherzen,
Und wählt zur Freundin seiner Schmerzen
Die ernste, große, schreckliche Natur,
Wo jeder Gegenstand der Seele stumme Leiden
Zu fühlen und zu theilen scheint,
Die Woge murmelnd klagt, das Laub der Pappelweiden
Mitleidig seufzt, und alles sich vereint,
Ihm Lindrung zuzuweh'n, indem es mit ihm weint.

Der Jüngling ging von süßen, ungewissen
Empfindungen bezaubert, fortgerissen,
Dem immer sanftern Lauf des Baches willig nach,
Bis er, vielleicht nur zweimal tausend Schritte
Entfernt von Walters stiller Hütte,
Die rechts im Spalt des Felsen lag,
Ganz unerwartet, in die Mitte
Des schönsten Wiesenplanes sich
Verzaubert sah, der einem Garten glich,
So reizend, so geheim, als hätten die Najaden

Des

Des Baches selbst dies Mädchen sich zum
Baden
Ersehn und reichlich ausgeschmükt.

Der hohe Felsenkranz, aus dessen düstern
Spalten
Ein schattiges Gebüsch herunter nikt,
Umziehe es so genau, mache es so ganz
geschikt
Zur stillen Badelust und — was sich sonst
nicht schikt —
Selbst ohne Schein die Reize zu entfalten
Die Sittsamkeit und Schaam so streng um-
schleiert halten
Daß Blondel, süß getäuscht, schon lüstern und
sich bükt,
Als würd' er hier, in so verlaßnen Gründen,
Was seine Fantasie nur zaubert, wirklich
finden.

Allein, o Wunder! süße Lust
Des schönsten Abendtheurs! Sich unbewußt
Der Wahrheit seines Traums, naht er dem
Götterglücke

Des

Des süßen Anschau'ns, das dem Blikke
Des Lasterhaften nur ein Quell
Von trüben, rauchigt schwarzen Gluten
Der niedern Wollust ist; allein ein Feu'r in guten
Und reinen Seelen läßt, das ewig schön und hell
Auf dem Altar der edlern Liebe brennet.
Er sieht, was uns so selten nur
Ein nie erkaufter Zufall gönnet,
Was uns das Zauberlied beglükter Dichter nur
Mit schüchternen und schwachen Tönen nennet,
Und was der Mann, der einmal von der Spur
Der Unschuld wich, so schön, so göttlich schön nicht kennet;
Er sieht das Meisterwerk der bildenden Natur
Enthüllt vor seinen Blikken schweben,
Das höchste Ideal von Schönheit und von Leben —
Er sieht mit trunknem Blik und — nicht von ihr gesehn —
Entkleidet an dem Fluß ein keusches Mädchen stehn.

O die-

O dieses Anblicks trunkenes Entzükken
Vermag mein Lied nicht auszudrükken,
Erreicht die Hand des schwachen Lehrlings
nicht!
Drum schweige lieber, mein Gedicht.
Denn, — säng' ich auch mit schwachen
Tönen
Die Reize dieser fremden Schönen;
Säng' ich den schöngeformten Leib,
So schön als der, wodurch das holde Göt-
terweib
Einst ihren Richter so entzükte,
Daß er mit Freuden ihr den Preis
Des Sieges in das seidne Händchen drükte;
Säng' ich, von innern Gluten heiß,
Der Glieder swelten Bau und ihre runde
Fülle,
Die schön gewölbte Brust, die schönern Hüf-
ten, weiß
Wie stolzer Schwanen Silberhülle
Und vom gelösten Haar beschattend leicht um-
weht;
Ja! säng' ich endlich noch, das Ganze zu
vollenden,
Der

Der Farben holdes Spiel, das wir von Meisterhänden,
Von Titian selbst, so sehr die Kunst ihn auch erhöht,
Doch gegen dieses matt und ohne Leben fänden:
Ein sanftes Roth, vom Hauch der Liebe angefrischt,
Auf Wangen, Mund und Brust, und auf dem Doppelhügel
Der Adern flüchtig Blau — wie reiner Bäche Spiegel
Im Schneegefild — dem Weiß des Busens eingemischt;
Säng ich dies schöne Bild mit Ariostos Feuer,
Mit Tassos Geist, auf meines Wielands Leier,
— Für dessen Ohr, das sich zu reinern Tönen neigt,
Mein schwaches Lied — vielleicht auf immer schweigt, —
So würd ihm doch der Reiz der wahren Anmuth fehlen,
Der nur allein ein keusches Ohr entzükt,
Wär' mein Gesang nicht gleich geschikt,

Von

Von jenem Etwas, schönen Seelen
Allein bekannt, dem Höhrer zu erzählen,
Das, sichtbar jedem Zug der Schönheit auf-
gedrükt,
Gleich einem Aetherschleier die Naktheit selbst
umhüllet,
Und Blondeln, eh er noch erblikt
Wie schön das Mädchen ist, mit solcher Ehr-
furcht füllet,
So ganz den Sturm der wachen Sinne stillet,
Daß er für diesen Geist allein empfänglich ist
Und übrigens den Reiz der Naktheit selbst vergißt.

Obgleich dies Bad in des Gebirges Mitte
Verborgen liegt, wohin noch niemals, selbst
die Schritte
Des Irrenden vor Blondel nicht gereicht;
Obgleich ein Felsenkranz, vor dem der Him-
mel weicht,
Wo sich der Bach in einen Teich ergießet,
Gleich einer Klostermau'r, den kleinen Plan
umschließet
Und obgleich rund umher, am Uferkranz der
Bucht,

Viel

Viel Eichen stehn, die ihr zum Schuz die
Aeste senken
Und sich zu einem Zelt mit dem Gesträuch
verschränken:
So zittert doch, voll jungfräulicher Zucht,
Vor einem frechen Blik die Badende, dem
Engel
Der reinen Unschuld gleich. Wie Lilien auf
dem Stengel,
So steht sie sanft geschmiegt am Ufer da, be-
müht
Mit schönem, braunem Haar, das vor den
Winden flieht
Und um die Hüften wallt und ihren kleinen
Händen
Noch manchen Reiz dem Anblik zu entwenden.
Mit Furchterfülltem Blik durchspäht
Ihr Aug den Plan nach allen Enden,
Und wenn ein West durch die Gesträuche weht,
Wenn in dem Laub ein kleiner Vogel rauschet,
So schrekt sie zitternd auf, so glaubt sie sich
belauschet,
Und fühlt des Körpers Schnee mit Rosen
übersä't.

Jezt

Jetzt steigt sie schüchtern in den hellen
Krystall hinab. Der Fuß, das schöne, runde
Knie
Verschwindeln in der Flut. Die leichtgeringten Wellen
Umtanzen ihren Reiz und küssen lüstern die
So sanftgeschwellten Hüften. Wie
Die holde Göttin von Cythere;
Da sie, zur Lust der Welt, einst dem beschäumten Meere
Entstiegen war und sich mit frohem Staunen sah:
So steht das holde Mädchen da
Und sieht; nicht ohne Wohlgefallen,
Ihr schönes Ebenbild auf dem Gewässer wallen.

Der trunkne Jüngling, der ganz nah
Dabei, in einem Haselbusche lauert,
Und unbemerkt das schöne Schauspiel sieht,
Fühlt nun — jedoch zu spät! — daß ihn ein Netz umzieht
Und ein gewisses Feu'r elektrisch schnell durchglüht,

Vor

Vor welchem seine Tugend schauert.
Er will entfliehn. Allein, wie angemauert
Hält ihn ein Taumel süßer Lust
Am Boden fest. Es kocht in seiner Brust,
Begier und Schaam bepurpurn seine Wangen;
Er dreht das Auge weg, und immer kehrt
sein Blik,
Wie das Insekt zum Licht, in die Gefahr zu-
rük,
Und bleibt verwirrt an tausend Reizen hangen.

Zu seinem guten Glükke thut
Die schöne Nimphe jezt zwei Schritte
Noch tiefer nach des Baches Mitte,
Und läßt, zur Kühlung ihrer Glut,
Die Wellen um des Busens Rosen
Und in dem braunen Haar am Schwanen-
nakken kosen.
Zugleich, doch nur durch Zufall, dreht
Ihr Auge sich nach jenem Haselbusche,
In dessen Laubgezelt der trunkne Lauscher
steht.
Sie stuzt, und Blondel sieht des Körpers
leichte Tusche

Sogleich zur Rosenglut geschrekter Schaam erhöht.
Die langen, schrekkenvollen Blikke,
Womit sie nach dem Strauche starrt,
Bedeuten ihn, daß er entdekket ward,
Und leise zieht er sich zurükke.
Allein im nächsten Augenblikke
Bereut er schon den nicht bedachten Schritt.
Sein langes Kleid rauscht in den Zweigen;
Er zittert, glüht vor Schaam und tritt
Zurük; die falschen Blätter schweigen,
Allein, was schlimmer ist, sie zeigen
Durch eine breite Schluft, die freilich er nicht sieht,
Der Badenden den schönen Jungen,
Der in das Heiligthum der Keuschheit eingedrungen
Dem sie sich ach! so schreklich selbst verrieth.
Das Roth von ihren Wangen flieht,
Das Blut im Herzen starrt, des Todes Flor umzieht
Ihr dunkles Aug', sie sinkt, und — wird vom Strom verschlungen.

„O heil-

„O heilger Gott, sie stirbt!„ ruft Blondel
trostlos aus,
Läuft, wie ein Rasender, an dem Gestad' hinunter
Springt in die Flut, dringt vor, taucht unter,
Und schwimmt, die Sterbende an seiner Brust,
heraus.

Dies alles ist, allmächt'ge Liebe!
Durch deine Kraft, das Werk von einem
Augenblik;
Und wer in gleichem Fall noch unentschlossen
bliebe
Und zweifelnd erst die keusche Stirne riebe —
Der wäre werth, daß das Geschik
Auf ewig ihm dies süße Glük —
Jedoch zurük, mit diesem Fluch, zurük!
Schon der Gedank' allein, daß dieses möglich
wäre,
Empört das Herz, entstellt der Menschheit
Ehre! —

Verzweiflungsvoll sprang Blondel in die Flut,
Von Wonne trunken kehrt er wieder
Und läßt die süße Last am Rasenufer nieder

Allein, indem er jezt an ihrer Seite ruht,
Des Todes schattiges Gefieder
Noch immer sie umweht, ihr Herz nicht schlägt, das Blut
Nicht wiederkehrt in ihre blassen Wangen,
Da bricht sein Schmerz in neuen Stürmen aus:
„Ich Unglükseliger! was hab ich angefangen,
Sie stirbt! ruft er verzweifelnd aus,
Sie stirbt durch meine Schuld! O teuflisches Verlangen,
Dem ich Verruchter sträflich nachgehangen!
Ach! warum blieb ich stehn? warum gehorcht ich nicht
Dem lauten Ruf der Tugendpflicht!
O Gott! in ihrer schönsten Jugend
Dahin! auf ewig hin! ein Opfer ihrer Tugend,
Die ich, Verdammter schändete.
O Jammer! warum endete
Nicht diese Flut zugleich mein qualenvolles Leben!
Ich war des Glüks nicht werth für sie es hinzugeben.
Verzeih, du Himmlische! verzeih und fluche nicht

Dem

Dem Armen, welchem Schmerz und Reue
Nun bald ein gleiches Loos verspricht!„

So klagt er laut. Ein Strom von Thränen unterbricht
Ihn oft, und immer tönt sein klagend Leid aufs neue;
Denn ach! kein Fleiß, kein Mittel, keine Reue
Haucht der Entschlafenen das Leben wieder ein.
Sie liegt, ein schönes Bild von Stein,
Auf weichem Rasen hingegossen;
Die Wangen Lilien gleich, die Augen leicht geschlossen
Und von dem schönen Lokkenhaar
Die blasse Stirn umschlei'rt, der Busen reich umflossen.

Allein des Jünglings Seele war
Der Schönheit Zauberreiz verschlossen;
Sein Herz, in Gram und Leid zerflossen,
Empfand für sie nichts mehr; er übersieht sogar
Den großen Umstand, daß kein Schleier

Und

Und kein Gewand die Sittsamkeit
In ihrer Naktheit ehrt. Der Reue wildes Feuer
Erstikt in seiner Brust den Keim der Lüsternheit.
An ihren Augen hängt sein Blik, mit seinen Thränen
Erwärmt er ihre Hand, und seine Klagen tönen
In ihr verschloßnes Ohr. Er hebt
Ihr mattes Haupt, es sanft auf seinen Arm zu lehnen
Und seine scheue Rechte bebt,
Erwartungsvoll nach einer Spur von Leben,
Auf ihrer lauen Schwanenbrust.
Und sieh! o Wonne, Himmelslust!
Sie scheint sich wieder sanft zu heben.
Er zittert, fühlt ihr Herz nach neuen Kräften streben,
Sein Mund naht forschend ihrem Mund;
Ein leiser, warmer Hauch schwellt ihre Lippen, und
Umweht ihn süß! Ach! seine Lippen beben
In langen, heißen Küssen auf

Den

Den ihrigen, und seine Seele, trunken
Von Lust, in Seligkeit versunken,
Läßt dem Gefühl der Wonne freien Lauf.

Wie milder Thau, aus schimmernden Gewölken
Des Abends, nach der Glut des Tages, auf die welken
Verdorrten Blumen niederfleußt,
Und neue Kraft in ihre Kelche geußt,
Daß sie sich frisch am Stengel wieder heben
Und süß're Düfte von sich geben:
So zaubern den entflohnen Geist
Die Küsse Blondels bald zurük ins Leben.
Die Sterbende fühlt ihre Zauberkraft;
Mit jedem Kusse strömt ein lebenreiches Feuer
Durch ihre Nerven hin, und alle Sehnen strafft
Ihr süßer Balsam an; der Schleier
Des Todes fällt von ihren Augen ab;
Sie blikt empor und sieht den Jüngling vor sich stehen,
Den schönen, jungen Mann, der ihr durch sein Vergehen

Das

Das Leben nahm und — ihr es wiedergab.
Und er, in diesem Blik sieht er den
Himmel offen,
Und liest darin, und darf für dies Vergehn
O süßer Trost! Verzeihung hoffen.

Doch plözlich fühlt er sich als wie vom
Bliz getroffen,
Indem, gleich einem bangen Traum,
Die Bilder schnell vor seinem Geist verfliegen,
Die er bisher gesehn, und ein geheim Ver-
gnügen
Und Triebe, die er selber kaum
Zu nennen weiß, in seiner Brust sich wiegen.
Jezt sieht er erst, was ihm bisher entgan-
gen war,
Das schöne Mädchen so, wie sie ins Bad ge-
stiegen
Entkleidet, ganz im Reiz der Naktheit vor
sich liegen.
Sie fühlt noch nicht die schrekliche Gefahr
Die sie bedroht; ihr Geist scheint zwischen Leben
Und tiefem Todesschlaf noch ungewiß zu
schweben.

Allein

Allein die Tugend Blondels ist
Ihr bester Schutz. Er muß entfliehen,
Um dem Gefühl der Schmach die Keuschheit
zu entziehen!
Er sieht — und kämpft und siegt! Noch ein-
mal küßt
Er ihre Hand mit liebevollem Feuer,
Wirft über sie den nahgelegnen Schleier,
Und flieht dann so geschwind, daß er im Fliehn
die Leier,
Die neben ihr im Grase liegt, vergißt.

Kaum hat der nahe Wald den Flüchtigen
verborgen,
So dämmert, gleich dem gelben Morgen,
Der durch die dunklen Schatten bricht
Und die verworrne Welt in Wesen umgestaltet,
Im Geist der Schlummernden ein neues Licht
Herauf, und die Erinnerung entfaltet
Das dunkele Gewirr von kreuzenden Idee'n
Die nun, ein lichtes Bild, vor ihrer Seele
stehn.
Sie richtet sich empor, und sieht mit keu-
schem Schrekken

Wie

Wie leicht sie nur des Schleiers Falten dekken.
„So, denkt sie zitternd, hat er mich gesehn!„
Und plözlich färbt des Körpers blasse Glieder
Die Schaam mit dunkelm Purpur wieder.
Schon glaubt sie sich zum Zweitenmal belauscht
Und bebt so bald ein Grashalm sie umrauscht,
Bis sie Gewand und Schleier dicht verhüllen
Und alle Furcht in ihrem Busen stillen.

Schon sichrer wirft sie nun den scheuen Blik umher
Und hofft und fürchtet bald den Jüngling zu entdekken,
Der sie verrieth und auch so kühn den Schrekken
Des Wellentods entriß. Allein der Plan ist leer.
Ihr Herz, des Dankes schwere Bürde,
Bestimmen sie dem Edlen nachzuspähn,
Dem sie ihr Leben dankt, und, fänd' sie ihn, ach! würde

Das

Das keusche Mädchen wohl vor einem Mann
bestehn,
Der sie — ha! der Gedanke füllet
Sie schon mit Todesangst! — der alles das
gesehn,
Was keusche Sittsamkeit in dunkle Schleier
hüllet
Und müßte sie vor Schaam und Kummer nicht
vergehn?
Allein, wo floh er hin, und ist' er's selbst ge-
wesen,
Der sie gerettet hat? War's nicht ein höhres
Wesen,
Vielleicht die Heilige selbst, in deren Schutz
sie lebt?
Ach, nein! ihr Herz stimmt nicht zu diesem
Glauben;
Der schöne Jüngling war's, für den es zärtlich
bebt,
Und ängstlich fürchtet sie sich selbst den Trost
zu rauben,
Daß ihr Gebet für ihn zum Himmel sich
erhebt.
Voll heißer, frommer Rührung schwebt

Ihr

Ihr Herz zu Gott empor. In ihrem dunkeln,
So sanfterhobnen Auge, blinkt
Des Dankes schöne Thrän' und innig betend
sinkt
Sie hin auf ihre Knie'. Auf einmal, sieh!
da funkeln
Der Harfe goldne Saiten ihr
Aus hohem Gras im Sonnenstrahl entgegen.
Langsam erhebt sie sich, blikt staunend und
verlegen
Jezt auf das Saitenspiel, jezt hier
Und dort, wo irgend sich die Lüftchen nur be-
wegen,
An Busch und Strauch umher, und zittert
schon im Herrn
Der Harfe ihren Freund zu finden,
Vor dem sie fliehen soll, und den sie doch so
gern
Noch Einmal säh, der Last des Danks sich
zu entbinden.
Indessen faßt sie Muth, hebt schnell die Har-
fe auf,
Und welch Erstaunen, welch Entzükken!
Als sie am schön geschnizten Knauf

Des

Des Halses, den errungne Lorbeern schmükken,
Ein goldnes Blat entdekt, auf dessen Strah-
lenrükken
Sich ihr in Perlenschrift der Name: Blon-
del, zeigt.
„Gott! ruft sie aus, und jede Sorge schweigt
Sogleich in ihrer Brust, ist's Wahrheit was
ich sehe,
Ist's Täuschung? Richards Freund, der viel-
gepriesne Mann?
Er war es, den ich sah, der hier noch in der
Nähe
Verweilen muß? Kein andrer kann
Es sein. Wie wäre sonst die Harfe herge-
kommen?
Und doch begreif' ich nicht, was ihn hieher
gebracht!
Ha! ist es möglich, daß er, troz der Nacht
Die das Geheimniß dekt, des Königs Loos
vernommen,
Und daß er nun, ein Engel, hier erscheint
Um seinen königlichen Freund,
Der diesen Augenblik vielleicht in Frevler-
ketten

Um-

Umsonst nach Hülfe seufzt, zu retten?
O Gott! täuscht mich die Stimme nicht
Die hoffnungsvoll in meinem Innern spricht,
So wird er ihn, so wird er mich erretten!
Auch mich, auch mich! o goldner Schein
Der Hoffnung! meine Leiden enden,
Die arme Ida aus den Händen
Der Bosheit völlig nun befrei'n,
Und Retter seines Freunds und ihrer Tugend
sein!„

Sie sprach es, küßte freudetrunken
Die theure Harf' und wollte gehn
Den [illegible] Retter auszuspäh'n:
Da lag er schon, voll Ehrfurcht hingesunken,
Vor ihr auf seinem Knie, und wagte, süß
berauscht
Von Staunen, Hoffnung und Entzükken,
Den zu verwegnen Mund auf ihre Hand zu
drükken.
Er war nicht weit geflohn; er hatte sie be-
lauscht.
Die Namen, die sie sprach, verriethen
Ihm, wer das schöne Mädchen sei;

Er

Er hörte, zitterte vor Wonne, sprang herbei
Und — küßte ihre Hand. Schaam und Ver-
wirrung glühten
Auf Idas Angesicht, und nur der dichte Flor
Und Blondels ehrfurchtvolles Wesen,
In dessen Anschau'n sich ihr trunkner Blik ver-
lohr,
Ließ sie vom Ersten Schrek genesen.

Sie bat ihn gütig aufzustehn,
Versucht' es ihren Dank in Worten auszu-
drükken.
Und wollte ihre Hand von seinen Lippen dreh'n.
Allein er ließ sie nicht, und las in ihren Blikken
Die süße Gegengunst, um die sein Aug' ge-
fleht.
„O Tag voll Wonne und Entzükken
Nach langem, sehnlichem Gebet
Vom Himmel mir geschenkt, mich ewig zu
beglükken!
Ich soll ihn wiedersehn, an meinen Busen
drükken,
Den König, meinen Freund! Ja, edle Grä-
fin! hier

Vor

Vor Gott und euch gelob' ich ihn zu retten,
Noch heute zu befrei'n, und wenn ihn Tau-
send Ketten
Im tiefsten Thurm gefesselt hätten!
Und so versage Gott die letzte Gnade mir
Und Ruh und Trost auf meinem Sterbebetten,
Wenn, das, wozu ich mich durch diesen Eid
Vor euerm Angesicht verbinde,
Nur bloßer Vorsatz bleibt! Doch sagt, wo ich
ihn finde,
Und, wie ihr selbst, in diesem Kleid
So räthselhaft versteckt, hierher gekommen
seid?„

Schön, wie ein junger Gott, lag er zu
ihren Füßen,
Indem er also sprach. Sein Auge funkelte
Voll edlen Feuers; gleich dem süßen
Akkord der Töne, die von Silbersaiten fließen
War seiner Rede Strom, und stolz umdun-
kelte
Sein lokkenreiches Haar der hohen
Geistvollen Stirne Glanz. Nicht minder hehr
und schön

Steht

Steht Ida vor ihm da; mit trunknen Blikken sehn
Sich Beide zärtlich an, und Beider Herzen lohen
In stillen Flammen auf. „Laßt uns nicht länger hier
Verweilen, lispelt sanft die Schöne, folget mir,
Wenn's euch gefällt, in eine nahe Hütte.
Dem edlen Greis, mit dem ich sie allein
Bewohne, werdet ihr als Sohn willkommen sein.
Eins nur, was ich von euch erbitte:
Verrathet nicht, daß ihr mich kennt,
Seid fremd und unbekannt und nennt
Mich im Gespräch nicht anders als Helene.„

Der gute Blondel sieht die Schöne
Verwundert an und spricht, mit edler Schüchternheit:
Vergebt wenn ich, zur Ruhe meiner Tage,
O Gräfin! euch zu bitten wage
In dieses Räthsels Dunkelheit,

Die undurchdringlich scheint, mir Einen Blik
zu gönnen.
Das Schiksal meiner Freunde ist
Mir unaussprechlich werth; mich foltert jede
Frist,
Und solltet ihr die Wege kennen
Auf denen Euch und ihm zu helfen ist —
O so verschiebt es nicht und sagt mir, was
ihr wißt!„

„Ja, Blondel! dieses freundliche Be-
gehren,
Erwiedert sie, euch willig zu gewähren,
Gebietet mir mein Herz und selbst der Freund-
schaft Pflicht.
Allein, erwartet nicht
Beruhigung und Trost in dem Bericht,
Den ich euch geben kann. Nur Schrekken
und Gefahren,
Die Richard selbst und ich mit ihm er-
fahren,
Erfüllen der Erzählung Lauf.
Den Knoten seines Schiksals auf-
Zulösen und den Weg zu offenbaren

Der

[illegible] des [illegible] meiner Meinung [illegible]
[illegible] lich ist,
Steht nur in dessen Macht, der unser Schick-
[illegible]
Und in dem Buch der dunklen Zukunft liest.
Ich zweifle nicht, daß ihr von dem Gerüchte
[illegible]
Das fälschlich sich von Richards Tod ver-
breitet.
Die Sage geht, daß, bey Triest,
Sein Schiff und er mit ihm, auf sturmem-
pörtem Meere,
Ein Raub der Flut geworden wäre.
Ich selber hing an diesem Glauben fest
Und weint' ihm manche Mitleidszähre,
Bis er auf einmal unverhofft in Wien,
Dem Geist des Todtgesagten gleich, er-
schien
Und mein zu frühes Leid um ihn,
Durch den Bericht von seiner Rettung stillte.
Allein mit neuem Kummer für
Sein Leben, seine Freiheit füllte
Mich jezt der blinde Muth, mit welchem er
sich hier

Selbst

Selbst seinen Feinden wich? Und Freunde!
ihr werdet mir
Den harten Ausdruck gern verzeihen,
Wenn ihr vernehmt, wie blindlings er sich
[illegible],
Gefahren wieder ausgesetzt
Und jede weise Pflicht der Vorsicht kühn ver-
letzt.

Ki-

Richard Löwenherz.

Fünftes Buch.

Schon fliegen hoch die Sonnenpferde
Zum Thron der Königin des goldnen Tags
hinauf.
Die Blumenflur verwelkt, den Bach, in sei-
nem Lauf,
Durchglüht ihr heißer Strahl; es lechzt die
dürre Erde,
Der Hain verstummt, und alle Wesen fliehn
Den Anblik ihres Lichts und suchen dunkle
Schatten,
Wo seltne Morgenwind' auf matten,
Versengten Schwingen noch in banger Irre
ziehn.

Auch unsre Schöne fühlt des Mittags heis-
se Gluten,
Und flieht den [illegible], wo aus den goldnen
Fluten

Die

Die Strahlen [illegible] auf ihm [illegible]
Schön, wie die Göttin stiller Wälder
Eilt sie dem Schatten zu; und wandelt in
die Felder
Elisiums durch süßes Schaun verzükt,
Merkt nicht wie schwer des Mittags Hitze drükt.
Denn seine Brust durchglüht ein inneres, frem-
des Feuer
Das immer heißer, immer freier
Entbrennt, je mehr sein Herz in Wollust sich
berauscht.

Sie geht und das Gewand, als er sie schlau
belauscht,
In der Verwirrung leicht geschlossen,
Dekt ungetreu die holde Lilienbrust.
Sie scheint, vom dunklen Braun der Lokken
reich umflossen,
Ein reger Thron des Gottes süßer Lust.
Wollüstig funkelnd zittert holdes Lächeln,
Gleich einem Sonnenstrahl, der sich in Wel-
len bricht,
Aus ihrem Aug' hervor, und keine Weste fächeln
Die schöne Glut vom schmachtenden Gesicht.
Der

Der arme Jüngling, hingerissen
Vom süßen Wonnetaumel, fühlt
Wie jeder Blik auf sie, als wie mit Schlangenbissen,
In seinem Busen tiefer wühlt.
Doch schmerzt sie nicht, die süße Wunde;
Und ach! das schwache Herz, im Bunde
Mit seinen Sinnen, liebt und nährt
Die Glut, die seine Kraft verzehrt.

Gleich den verbuhlten Liebesgöttern,
Die lüstern, bald auf Rosenblättern
Sich wiegen, bald, voll reger Lust,
Die Purpurschwingen in die Brust
Der keuschen Lilje niedersenken,
Und bald den Flug nach blauen Veilchen lenken:
So schwärmt des Jünglings Blik auf einem Schönheitsmeer
Von Reiz zu Reizen hin und her,
Bald saugt er von dem Purpurmunde
Ein neues Gift für seine Herzenswunde;
Bald weilt er auf der kleinen Hand,
Die Skopas selbst nicht reizender erfand;

Bald

Bald wagt er sich auf jene schönre Hülle,
Die unbehutsam fällt und steigt,
Und nun, was sie bedekt, in seiner stolzen
Fülle,
Nun den geheimen Weg zu höhern Reizen
zeigt.

Unglüklicher! mit jedem Blikke schleicht
Ein liebliches Gefühl in seinem Busen nieder,
Das, gleich dem Aethergeist aus Nachtviol'
und Flieder
Und duftendem Jasmin, zu einem Wesen wird,
Das seine Seel' umnebelt und verwirrt,
Und während er den Kelch der Wonne völlig
leeret,
Als ein gefährlich Gift an seiner Ruhe zehret.

Zum Unglük merkt die schöne Ida
nicht,
Wie tief in ihrem Reiz sich Herz und Kopf
verstrikken,
Und, während er, im sprechenden Gesicht
Den Ausdruk innrer Glut, mit liebevollen
Blikken

An

An ihrer Schönheit hängt, und seliges Entzükken
Aus jedem Reize trinkt, beginnt sie, sorglos, nicht
Auf strengen Zwang bedacht, wie folgt, den Bericht:

Ein Jahr ist nun bereits verschwunden,
Seit Herzog Leopold, von Stolz und Eitelkeit;
Mit zauberischer Macht umwunden,
Ein königliches Fest, mit solcher Herrlichkeit
Beging, daß noch in später Zeit
Sein armes Land an tiefen Wunden
Die Folgen dieser Pracht und Thorheit hart empfunden.

Drei Tage dauerte das Fest,
Und was sich nur ersinnen läßt
Den Glanz des Reichthums zu erhöhen,
Das war vereint im stolzen Wien zu sehen.
Ein großer Schwarm von Fürsten, Grafen, Herrn
Und königlich geschmükten Damen,
Die von den Burgen, nah und fern

Zur Lustbarkeit, mit ihrem Hofstaat, [illegible]
Bestritten unter sich durch Pracht
Des Schmuckes, durch Verschwendung und
Gepränge
Des Glanzes Ersten Rang und Lob der dum-
men Menge,
Die solches Blendwerk glüklich macht.
Die ganze Stadt durchtönten Lustgesänge
Und Ausbruch hoher Fröhligkeit,
Die Strassen waren bunt mit Blumen über-
streut,
Die Häuser düfteten von blumenreichen Kränzen
Und während sich das Volk bei Wein und fro-
hen Tänzen
Der Fröhligkeit ergab, sah man den steifen
Schwarm
Vornehmer Wichtchen, an wahren Freuden arm,
Als Zeugen seiner Lust, auf goldnen Sitzen
glänzen.

Auch hatte Herzog Leopold
Durch dieses Festes Ruf und mehr noch durch
sein Gold
Der Sänger viel an seinen Hof gezogen,
Und

Und sie, durch Preis und Geld zur Dank-
barkeit bewogen,
Erhoben und besangen ihn.

Am Ersten Tag des Fest's erschien
Beim schwelgerischen Mahl die auserlesne
Menge
Der frohen Schaar, um durch Gesänge
Und Saitenspiel die Lust der Gäste zu erhöh'n;
Ich, nicht bemüht, die Schmeichler anzu-
sehn,
Die, unwerth ihrer Kunst, des Herzogs Tha-
ten priesen,
Den Großen, Glücklichen, der Christen Schutz
ihn hießen,
Ließ kaum bemerkt die groben Schmeicheleien
Bei meinem Ohr vorüberfließen,
Und stimmte selten nur in lauten Beifall ein.

Indessen endigte das eine beider Chöre,
Zu unsers Wirthes Lob und der Versammlung
Ehre,
Mit einem rauschenden Gesang;
Und bald darauf erklang,

Dicht hinter mir, von dem [illegible] Gesang
Des zweiten Chors, ein Lob auf unsre goldne
Zeiten.

Doch, als die Harmonie des Chorgesangs
verrann,
Und einzeln nun der Kampf der Singenden be-
gann:
Denkt mein Erstaunen euch, als statt des
lieblich-süßen
Harmonischen Getöns, das Freude athmend
hebt,
Und Zeit und Ort erwarten ließen,
Ein schreckliches Gemisch von Tönen sich er-
hebt,
Die bald, gleich einem Strom, wildrauschend
sich ergießen,
Bald dumpf und feierlich, voll hohem Ernste
fließen,
Und endlich, von dem wilden Klang
Zu leisen Akkorden niederfallen,
Um, vorbereitend, den Gesang
Sanft lispelnd bald, bald stürmend zu um-
wallen.

Still

Still wie ein Grab ist nun der ganze
Saal;
Erwartung füllet ihn, Verwunderung liegt
allen
Gesichtern aufgedrükt, und Leopold zumal
Bestarrt mit unverwandten Blikken
Den Sänger hinter meinem Sitz.
Aus seinen Augen strahlt des Argwohns
Feuerbliz.
Ich seh ihn manchen Wink nach meinem Va-
ter schikken,
Und unruhvoll umher auf seinem Sessel rükken.

Das Lied begann, allein, kein Lob,
Das wie vorhin, des Herzogs Ruhm erhob
Sein eitles Herz durch Weihrauch zu er-
quikken.
Der Dichter sang, von edlem Zorn entglüht,
Von einem Fürsten, den sein Lied
Den Hörern nicht mit Namen nannte,
Der Ritterpflicht und Treu und was man Ed-
les sieht
An Fürsten guter Art, nur aus der Sage
kannte;

Von

Von wahrer Liebe nie, von Wollust nur ent-
brannte,
Der Tugend spottete, die Unschuld frech ver-
rieth;
Der einst in dem gelobten Lande
Als Ehrvergeßner Mann die Bande
Des heilgen Ritterwort's zerriß,
Und, der Verachtung, die der Feigheit lohnt,
gewiß,
Die Bundesfreunde oft betrogen,
Um den beschwornen Schutz die ganze Chri-
stenheit
Bei der Belagerung Jerusalems betrogen,
Mit gift'gem Schlangenmund dem unbefleckten
Kleid
Des guten Leumunds Makeln angelogen,
Und der zuletzt, zu jeder That bereit,
Die schimpflich feige Sicherheit
Dem ehrenvollen Tod des Helden vorgezogen.

Der Sänger schwieg, und als das Har-
fenspiel
In Harmonie'n zerfloß, und endlich leis ver-
hallte,

Da rauschte durch den Saal ein summendes
Gewühl
Von trunknen Stimmen, da erschallte
Von allen Lippen Ruhm und Preis
Dem Minstrel, der so schön gesungen,
Und durch sein Meisterlied des Sieges Dank
errungen.
Denn, niemand ahndete, wie heiß
Dies Mährchen dem am Herzen brannte
Der in dem Conterfei sein eignes Ich erkannte.

Doch mir entging der Sinn des Geißel-
liedes nicht.
Allein wer, dacht ich, darf es wagen,
Dem Wüthenden den Pfeil so tief ins Herz zu
jagen?
Wer ist der kühne Mann, der so die Wahr-
heit spricht?
Die Neugier spornte mich, nur Einmal ihn
zu sehen;
Ich wagt es selbst, den ungewissen Blick
Verstohlen nach ihm hinzudrehen.
Jedoch ein inners Grauen rief bebend ihn
zurück;

Ich

Ich schwieg und zitterte vor Schrekken;
Ich wußte selbst nicht wen, im Sänger zu
entdekken.
Und ach! das schrekliche Gesicht
Des Herzogs, seine wilden Mienen
Die, was ich fürchtete, schon zu bejahen
schienen,
Zerstreuten meine Sorgen nicht.

Sein unverwandter Blik hing forschend an
dem Sänger.
Es schien als kämpften Furcht und Lust
Und Schaam und Wuth in seiner Brust,
Und immer ernster, immer länger
Sah er den Harfner bald und bald Graf Ot-
tobann,
Der ihm zur Seite saß, stumm und bedeu-
tend an.
Jezt bog sich dieser, wie erwachend
Aus einem Traum, indem er sich verlohr,
Zu Leopold und raunt ihm heimlich Ding ins
Ohr;
Und Beide, heitrer als zuvor
Und ein Geflüster hämisch lachend,

Verlohren sich in ihr Gespräch so tief,
Daß sein Geflüster sich zum lauten Streit verstärkte
Und schweigend jeder Gast auf ihre Worte merkte.
Bestürzt verstummten sie. Mein schlauer Vater rief
Den nächsten Diener, gab ihm heimliche Befehle,
Und dieser nahm den schönsten der Pokäle
Vom goldnen Schenkgerüst, verschwand,
Und kam zurük, den Humpen, bis zum Rand
Mit Golde angefüllt, schwertragend in der Hand.
Mit diesem naht er sich dem Sänger und versezet:
„Mein Fürst und Herr, der edle Künste schäzet,
Entließ noch nie den Sänger ohne Dank
Der, so wie ihr, durch treflichen Gesang
Das Ohr der Kenner selbst ergözet
Und wohlverdient den ersten Preis errang.
Von seiner Huld empfangt ihr diesen Dank,

Und nun geht hin die Lästrer zu belehren
Was Leopold gethan Kunst und Verdienst zu
ehren.„

„Ha! schlechter Dank, rief hinter mir
Der seltne Mann. O Herzog! ihr
Seid doch, bei Gott! ein schlechter Zecher.
Wer füllt mit Gold den edlen Becher?
In dies Geschirr gehört nur Wein.
Ihr bessern Trinker! schenkt mir ein,
Daß ich ihn auf das Wohl der Dame, die
ich ehre,
Und auf den Untergang verzagter Schurken
leere!„

Bei diesen kühnen Worten höre
Ich mit Erstaunen, wie das Gold
Aus dem Pokal hin auf den Boden rollt;
Und was mir selbst ein Wunder scheinen
mußte
Weil ich den Grund davon nicht wußte, —
Ich sah den wilden Herzog, nicht
Wie ich erwartete, vor Stolz und Wuth er-
bleichen.

Mit heitrem, listigem Gesicht
Heißt er dem Sänger Wein in dem Pokale
reichen,
Und während dieser trinkt und dann, mit Stolz,
den reichen
Pokal dem Knaben schenkt, der ihn ihm dar-
gebracht,
Bespricht er sich mit Ottobann und lacht
Wie Einer, dem ein Bubenstük gelungen.

„Ihr seid ein kühner, stolzer Mann,
Spricht nun zum Sänger Ottobann;
Allein ihr habt so meisterlich gesungen,
Daß Herzog Leopold, von euerm Werth durch-
drungen,
Den Uebermuth euch gern verzeiht,
Womit ihr die Beweise seiner
Besondren Huld verschmäht. Und wollt ihr,
gleich bereit,
Als Zeichen eurer Dankbarkeit,
Dem Herzog die Erfüllung einer
Geringen Bitte zugestehn,
So gönnt uns in der Abendstunde,
Wenn wir das Fest der Nacht begehn,

Noch

Noch Einmal den Gesang aus eurem goldnen
Munde.
Ihr werdet uns bereit zu bessern Danke sehn!„

Er schweigt, und stolz und kalt, als wie
ein Britte,
Erwiedert ihm der fremde Mann:
„Wenn Herzog Leopold sich mit bescheidner
Bitte
An den Geringern wenden kann,
So wird er mich nach Pflicht und Sitte
Zu seinen Diensten willig sehn.
Ich komme, wie er bittend mir befohlen,
Doch nur sein Lob, nicht Gold noch seinen
Dank zu holen.„

So sprach er, und bereit zu gehn,
Verschwand auf Ottokanns Geheiß das Chor
der Sänger.
Uns Damen ziemt' es nun nicht länger
Zu weilen, wo die Trunkenheit
Verstand und edle Fröhligkeit
Mit schwerem Scepter schon verscheuchte.
Die Sonne, die das Abendmeer erreichte,
Ent-

Entführte schon den hellen Tag,
Und nun begann das wilde Trinkgelag
Mit plumpem Witz und Lärm den Kerzensaal
zu füllen.
Wir zogen uns daher im Stillen,
Wie uns die Sittsamkeit gebot,
Zurük, und gaben den von Wein berauschten
Zechern
Zu neuen Freuden Raum, bei niegeleerten
Bechern.

Ich aber saß im späten Abendroth,
Am Anblik der Natur mein Auge zu ent-
zükken
Und mich im Kühlen zu erquikken,
Im Garten unsrer Burg. Hier sann ich noch
einmal,
Um mir das Räthsel aufzulösen,
Wer wohl der kühne Mann gewesen,
Der durch sein Lied und stolzes Wesen
Dem Anschein nach so schlecht beim Herzog
sich empfahl —
Als sich geheimnißvoll mein alter
Getreuster Diener, Namens Walter,

Durch

Durch einen dunkeln Gang nach meiner Laube
stahl;
Um, denkt euch Blondel! mein Erstaunen,
Mir schüchtern in das Ohr zu raunen:
Der Sänger, der so kühn, so schön
Gesungen, den ich nicht gesehn,
Weil er mit Vorbedacht dicht hinter mich ge-
treten,
Sei hier im nahen Busch und habe ihn gebeten,
Bei mir die Gunst ihm zu erflehn,
Daß er noch diese Nacht mich heimlich spre-
chen dürfe.

Als wenn auf sturmempörter Flut
Mich tausend wilder Wellen Wuth
Bald in den Grund, bald an den Himmel
würfe:
So stand ich da, in unentschiednem Streit,
Von Zweifeln wild umhergeschmissen,
Von Ahnungen beklemmt, von Neugier fort-
gerissen,
Von Schaam zurük gebannt, und war zu gehn
bereit
Und zauderte bei jedem Schritte.

Wer

Wer ist der Mann? was will er? welche Bitte
Bringt ihn zu mir? was kann wohl sein
Begehren sein?
So ängstlich fragend tret ich in den Hain.
Doch Walter, immer stumm, anstatt mir Trost
zu sagen,
Bejaht mit Lächeln nur die kummervollen
Fragen,
Und mehrt dadurch der Ungewißheit Pein.
Jezt zog er sich zurük, jezt lies er mich allein.
Ich stand bestürzt, und, in dem Zauberschein
Der zweifelhaften Abendhelle,
Erblik ich eine fürstliche Gestalt,
Die, einem Geiste gleich, mir still entgegen
wallt.
Ihr seidenes Gewand glich der beschäumten
Welle,
Wenn sie der Mond mit Silber überstreut,
Ein rother Gürtel schloß das faltenreiche Kleid,
Ein kurzes Schwerdt hing an des Gürtels
Spangen,
Und die vergold'te Harfe sah
Ich schimmernd in der Rechten prangen.
Wie mir in diesem Augenblik geschah —

So was empfand ich nie in meinem ganzen
Leben.
Vielleicht auch hätt' ich ein's von jenen Wesen, die
Den schwachen Sterblichen allwaltend stets
umschweben,
In diesem Mann gesehn, hätt' er der Fantasie
Zu solchen Träumen Zeit gegeben,
Doch eh ich noch gewagt, mit zweifelhaftem
Beben,
Die Blikke schüchtern zu erheben,
Sinkt er voll Ehrfurcht hin auf's Knie,
Und in dem Augenblik erkenn ich in den Zügen
Des göttlichen Gesichts und in der Sprache Ton
Wen anders, als, — ihr rathet schon —
Den König, euern Freund! — Ich schweige
vom Vergnügen
Des frohen Wiederseh'ns, vom süßen Augenblik
Der ersten Mittheilung, vom unnennbaren
Glük
Gerettet den zu sehn, den man als todt betrauert:
Denn

Doch ach! dies Glück hat allzukurz gedauert.
Das Räthsel war gelöst; ein fürchterlicher Tag
Begann, was mir im Dunkeln lag,
Was unbegreiflich schien, nun plötzlich aufzuklären.
Denn — Richard war entdekt. Sein heißender Gesang,
Sein Angesicht, sein königlicher Gang,
Der rothe Schleier, den der Edle, mich zu ehren,
In Palästina schon um seinen Gürtel trug,
Der rauhe Stolz, womit er sich betrugen
Und das Geschenk des Herzogs ausgeschlagen:
Dies alles ward dem Unvorsicht'gen Fluch,
Und mehr bedurft' es nicht für Ottokarn, der klug
Die leichte Täuschung bald durchschaute,
Worauf der edle Fürst das große Wagstük baute.

Unglüklicher! er wähnte im Gewand
Des Sängers sich zu unbekannt, —

Die

Die Lust den dummen [illegible] ihm frech
zu preisen
Nach Schmeichlerart, zur Demuth zu ver-
weisen, —
Selbst die Begierde, einen Knecht
Des Lasters, nach Gebühr und Recht
Als solchen öffentlich zu nennen: —
Dies schien zu heiß ihm auf das Herz zu
brennen,
Um den Triumph sich nicht zu gönnen,
Ein Bubenangesicht vor Schaam entglühn
zu sehn;
Und ihm, den Schmeichelei durch Afterlob
erhöhte,
Ihm, der mit frecher Stirn sich wegen Thaten
blähte,
Die seine Feigheit zu begehn
Nicht fähig war, ihm, der in seinem Leben,
Selbst nicht im Traum gestrebt durch Tugend
sich zu heben,
Ihm, durch ein beissend Strafgedicht
Aus unbekanntem Mund, des Frevels Lohn
zu geben: —
Dies schien ihm allzusüße Pflicht!

Allein

Allein das adliche Gesicht
Des Sängers war dem Uebelthäter
Nur zu bekannt und ward des edlen Mann's
Verräther.

Jezt wußt' ich mir die stille Wuth
Des Herzogs, seine Falkenblikke,
Womit er forschend stets auf seinem Feind
geruht,
Und als er ihn erkannt, das Lächeln voller
Tükke,
Das einen Plan voll Büberei verrieth,
Und das Geschenk, das er mit höfischem Ge-
schikke
Als Preis des Sieges ihm beschied, —
Um diesen edlen Mann, der nicht auf Bos-
heit rieth
Verborgne Schlingen zu bereiten: —
Ach! allzuwahr wußt' ich es mir zu deuten!

Ich zitterte, mein Herz vergaß sein Glük;
Ich wähnt' uns jeden Augenblik
Verrathen, ihn von Mördern schon umgeben
Und über die Besorgniß für sein Leben

Ver-

Vergaß ich selbst mein eigenes Geschik.
Die Klugheit rieth, nicht einen Augenblik
In der Gewalt des Herzogs zu verweilen.
Ich eilt', ihm alles mitzutheilen,
Was ich mit Schrekken heut gesehn;
Ich wies ihm offenbar die drohenden Gefahren,
Von welchen wir umlauert waren:
Allein er hörte nicht, er wähnte nichts zu sehn
Und die Gefahr schien nur die Kühnheit zu
erhöhn.

Mit Bitten, Warnungen und Gründen
Sucht' ich den starren Sinn des Muth's zu
überwinden;
Ja! ich geboet ihm selbst dieselbe Nacht zu fliehn
Und sich nicht blind Verderben zuzuziehn.
Allein er schwor, daß keine Macht der Erde
Zu diesem Schritt ihn zwingen werde.
„Ich rettete, versezt er mit gelaßnerm Muth
Durch Schwimmen aus dem Grab der Flut
Von allen Gütern nichts, als dieses arme
Leben,
Das mir ein edler Mann, als eines Fiebers
Wuth

Dem

Dem Tod mich nah' gebracht, noch Einmal mir gegeben;
Das Schiksal nahm mit strenger Hand
Mir Freund und Thron und Vaterland —
Nun hab ich selbst den Rest von Hoffnung aufgegeben
Indem ich noch Beruf zu fernerm Dulden fand.
Es bleibt dem Zufall nichts, als noch das lezte Band
Das mich an dieses trübe Leben
Geknüpft hält, zu zerreißen. Ist
Er lüstern, seine Wuth noch ganz an mir zu fühlen,
Und sollen Rach' und Hinterlist
Mit diesem Rest von meinem Leben spielen,
Soll ich ihr Opfer sein: wohlan! mich hat die Zeit
Gelehrt, mit Unerschrokkenheit
Den schweren Kampf des Schiksals zu bestehen,
Von solchem Feind besiegt will ich vom Schauplaz gehen;
Wenn dieser Trost mir nur den lezten Schritt versüßt,

Daß

Daß eure Hand mein Auge schließt
Und daß aus eurem schönen Auge
Auf meine Gruft der Freundschaft Zähre fließt.
Allein, so lang ich noch dies Schwerdt zu tragen tauge,
Sei euerm Wohl mein Arm, mein Leben selbst geweiht;
Ich bin zu euerm Dienst, für euch zum Tod bereit.
Fluch und Verderben dem! der je mit frechen Händen
Nach eurer Ruhe strebt. Ich werde fürchterlich
Mit ihm und seinem Wagspiel enden!„

So sprach der edle Fürst, und noch durchschauert mich
Ein kaltes Grau'n, wie damals, als er sich,
Von edlem Unmuth hingerissen,
So sehr vergaß, daß wir selbst in den Finsternissen
Des Hains, den schon die Nacht umschlich,
Vor Tausend lauschenden Gefahren
Der Büberei nicht sicher waren.

Nur ernste Bitten konnten ihn
Zu weiser Mäßigung bewegen.
Er führte meinem Ohr den leisern Mund ent-
gegen
— Ich fühlte seine Lippen glühn —
Und sprach, vor innerlichem Grimme
Erzitternd, mit gebrochner Stimme:
„Ich kenne Leopold; er ist ein böser Mann
Und sinnt darauf, wie er, gleich einem Geier,
Euch armes Täubchen fangen kann.
Ihr schwebet in Gefahr; vertraut euch Ri-
chard an,
Der euch ein Vater, ein Befreier,
Ein Führer werden will. Das schwör' ich
hoch und theuer
Mich führte Liebe nicht, auch nicht der
Wunsch hierher
Um euer edles Herz und eure Hand — wie
sehr
Dies auch mein Herz zerreißt — zu werben;
Denn ach! mich knüpft bereits im Vaterland
Ein heiliges, von Gott geweihtes Band,
Und heißt in mir die süß're Hoffnung sterben.
Allein, ich kam, euch Gräfin! dem Verderben,
Wo-

Worin ihr schwebt, dem Abgrund zu entziehn,
Und hier von diesem Pfuhl der Pest mit euch
zu fliehn.
Denn so befiehlt mir mein Gewissen
Und dieses ist die lezte Pflicht
Von allen, die mir bleibt, wozu das Schiksal
nicht
Das Band mit Eigenmacht zerrissen.„

Er schwieg, um zu vernehmen, was
Auf diesen adlichen Bescheid mein Vorsaz
wäre.
Allein der Rührung heiße Zähre
Verschloß den Mund, und meine Wangen
naß
Vom einzigen und stummen Zeugen
Der Dankbarkeit, benezten seine Hand
Die er mit Mühe nur von meinen Lippen
wand.

Doch, meine Aengstlichkeit zerriß zulezt
das Schweigen.
Ich fürchtete die stille Nacht,
Die oft verrätherisch mit tausend Ohren wacht:
Flieht,

Flieht, sprach ich, flieht mit Waltern diesen
Garten.
Der Mond geht auf, sein unwillkommner
Schein
Läßt uns selbst hier nicht mehr verborgen
sein.
Schon wird man euch beim Trinkgelag er-
warten,
Und euer langes Zaudern muß
Den Argwohn des Verräthers wekken.
Man wird euch suchen und entdekken.
Gönnt mir bis Morgen Zeit zum weisesten
Entschluß.
Mein Diener soll euch unbemerkt verstekken
Wohin der Arglist Falkenblik nicht dringt;
Und wenn um diesen Hain die Nacht ihr Dun-
kel schwingt,
Dann gönnet mir das Glük euch wieder hier
zu finden,
Um mich der Last des Dankes zu entbinden
Und dann in euerm Schutz, mein König und
mein Freund!
Den Weg zu gehn, der Euch der Beste
scheint.

Wir trennten uns; jezt sah ich ihn ver-
schwinden
Und Todesangst zerriß mein banges Herz.
Kein Wort faßt dies Gefühl, er läßt sich nur
empfinden
Der dumpfe, ahnungsvolle Schmerz,
Der mich gequält, als dieser größte
Von allen Königen, der edelste, der beste
Der Menschen, meinem Blik' entschwand,
Und ich allein, zurükgelassen stand,
Unfähig ihn zu retten, ihm zu danken,
In diese traurigen Gedanken
Versenkt: er geht für mich, es ist um ihn
geschehn!
Ich werd' ihn nicht mehr wiedersehn.
Er weiß nicht, daß Verräther ihn umschlei-
chen
Und fälle — der edle, große Mann,
Von hinterlist'gen Mörderstreichen
Noch eh er Rettung denken kann! —

Wohin ich sah, entstieg dem dunkeln
Reiche
Der Nacht ein ahnendes Gesicht.

Bald

Bald war's ein blut'ger Dolch, bald wieder eine bleiche
Entsezliche Gestalt. Das fabelhafte Licht
Des Mondes täuschte mich durch wundersame Bilder.
Oft schien es mir, als hört ich schon
Ein ängstliches Geschrei des Todes Klageton,
Und immer tiefer, immer wilder
Durchbebte meine Brust ein schwanend Vorgefühl.

O Gott! es war kein eitles Spiel
Der Fantasie, was ich so tief empfunden.
Ich wankte matt nach Haus: ich seufzte lange Stunden
Nach Waltern, doch umsonst. Den schlummerlosen Pfühl,
Auf dem ich Ruh gehofft und neue Qual gefunden,
Umschwirrt' ein scheusliches Gewühl
Von schwarzen Träumen; bis, nachdem die ew'gen Stunden
Der bängsten Lebensnacht verschwunden,

Und als das Morgenroth der Welt den Schleier
nahm,
Mein treuer Diener, einem Schatten
Der Gräber gleich, zu meinem Lager kam,
Um mir — o schreklichste der Pflichten! —
Das traurige Geschik des Edlen zu berichten.

„Wir hatten, so erzählt er, oft
Von Seufzern und von Thränen unterbrochen,
Wir hatten kaum den dichten Hain durchkro-
chen,
So sahn wir, ach! nicht unverhofft,
Im ungewissen Schein des blassen
Verwirrten Mondentags, vom Gipfel der Ter-
rassen,
Sechs schattige Gestalten nahn.
Ihr Schweigen und die Art sich forschend aus-
zubreiten
War schon genug uns ihr Geschäft zu deuten.
Sie suchten uns, und wenn sie uns ersahn
So war es um uns Beide gleich gethan.
Auch war an Flucht nicht mehr zu denken;
Wir mußten uns auf List beschränken
Und schmiedeten schnell diesen Plan.

Ich

Ich zog auf Richards Rath mich in den Wald
zurükke,
Bewaffnete mit einem derben Stükke,
Vom jungen Baum gebrochen wo ich stand,
Die unbewehrte, schwache Hand
Und harrte so des Spiels, auf jeden Fall bereitet.
Ihr wißt, der König trug ein Schwerdt.
Gebrauchen sie Gewalt, so dacht ich, und er
streitet,
So eil' ich, während er sich wehrt,
Zur Hülfe schnell herbei, und sollen wir nicht
siegen,
So müssen wenigstens die Mörder mit erliegen.
Doch, ist es nicht auf Blut und Leben abgesehn
Und wollen sie mit List den Listigen umgehn,
So wäre Widerstand nur tolle
Verwegenheit. Wir spielen dann
Wie sie, mit Schlauheit unsre Rolle
Und ich, der nur für ihn die Freiheit mir gewann
Errett' ihn, wie und wo ich kann.

So denkend sah ich sie dem König näher kommen.
Er stand und sprach sie an. Nach kurzen Worten schien
Der Frieden schon gemacht, und als sie schweigend ihn
In ihre Mitte aufgenommen;
Da zog ich, immer noch bereit
Mit den Verräthern einen Streit
Bestehn zu müssen, ihrem Trosse
Verborgen nach. Wir nahten uns dem Schlosse,
Und o des Jammers! warum lies
Ich mich von feiger Klugheit überthören!
Warum den Rath des kühnern Muths nicht hören
Der uns Gewalt, nicht List gebrauchen hieß.
O Gott! wie soll, wie kann ich nun ihn retten!
Es ist zu spät! uns bleibt kein Mittel nicht.
Ihr weint? ja weinet nur, und höret den Bericht
Des härtesten Geschiks. Das Rasseln schwerer Ketten
Schlug an mein Ohr; man nahte sich

Dem

Dem Burgverlies im Thurm; die Eisenpfor-
te wich;
Man stieg hinab, herauf; sie schloß sich kra-
chend wieder,
Und gleich dem Donnerkeil, so schlug ihr grau-
ser Ton
Auf einmal Muth und Trost in meinem Bu-
sen nieder.
Ich stand von Schmerz betäubt. Ein Lachen
voller Hohn
Erwekte mich aus diesem dumpfen Brüten —
Es kam von Leopold! Er freute sich der List,
Die Teufeln selbst nicht so gelungen ist,
Und droht' ihm nun die Müh des Singens zu
vergüten.
O Gräfin es ist aus! ich habe diese Nacht
Umsonst auf Hülf' und weisen Rath gedacht;
Es bleibt uns nur der Trost den Edlen zu be-
weinen!"

"Für Richard schlechter Trost! fiel Blon-
del zürnend der
Erzählerin ins Wort: er macht den Druk
von seinen

Un-

Unschuld'gen Ketten ihm, bei Gott! nicht
minder schwer!
Was ist ein Thurm und das dreifache Mau'r
umher,
Wenn Muth und Freundschaft sich zum Rie-
senkampf vereinen?
Mein Herz ist nicht an Hoffnung leer.
Ich eile hin, und laßt ein ganzes Heer
Von wilden Riesen, Feuerdrachen
Und Ungeheuern ihn bewachen;
Mit Klifford, diesem Arm und Gottes höch-
stem Schutz
Biet' ich der Hölle selber Trutz!„

„O Blondel! führt das schöne Mädchen
wieder
Zu klagen fort, ihr denket groß und bieder.
Ich ehre dieses Feu'r, nicht Wallung blos
des Blut's,
Es ist das schöne Feu'r des wahren Helden-
muth's.
Doch, wollt ihr nur auf eure Kräfte trauen,
Und ist es euch nicht auch vergönnt
Geheimnisse der Nacht, die noch kein Auge kennt

Als des Verräthers selbst, allwissend zu durch-
schauen:
So werdet ihr auf Sand die eitle Hoffnung
bauen
Und nie das Ziel von euern Wünschen sehn.
Denn hört, was bald darauf geschehn.

Der Wald, dem wir uns anvertrauet hatten,
Verbarg mit uns in seinen Schatten
Ein lauschendes Verrätherohr,
Das keinen Laut der Heimlichkeit verlohr,
Und das Verdienst der Büberei sich machte,
Indem es unsern Plan dem Herzog hinter-
brachte.
Die Folge lehrt' es bald. Der arme Walter
ward
In schweren Ketten ein unschuldiger Verräther
Und selbst der grausamste der Väter
Behandelte noch nie so schimpflich hart,
Gleich dem verworfnen Uebelthäter,
Sein eignes Kind, als mich der böse Ottobann.
Verzeih' ihm Gott, wenn er's verzeihen kann,
Was ich in dieser Zeit von seinem Zorn erlitten.
Auch Herzog Leopold begann

Mit

Mit neuer List, durch Drohungen und Bitten,
Und tausend Künste niedrer Art
Auf mich den Köcher der Verführung auszuschütten.
Ich habe kühn den Kampf der Tugend ausgestritten
Denn Gottes Schild hat selbst mein schwaches Herz bewahrt.

Drei Wochen schmachteten so euer Freund und Walter
Im tiefen Burgverlies, und ach! nicht jenes Stand
Und nicht des Greises hohes Alter,
Hat dessen Herz gerührt, der menschlich nie empfand.
Die Hoffnung hatte selbst ihr Antlitz weggewandt,
Und unser lezter Trost, der Einzige Erhalter,
Der uns im Elend blieb und der Verzweiflung Macht
Nicht ganz zum Raube lies, war — Gott, und fester Glaube,
Daß über unser Loos ein güt'ger Vater wacht.

Auf

Auf einmal donnert' in das taube
Verstokte Ohr der Grausamkeit
Ein warnendes Gerücht, das sich um diese
Zeit
Am Hofe hören lies. Es zogen weit und breit
Durch Oesterreich und Deutschland Boten
Des heil'gen Stuhls zu Rom, die Jedermann
Es sei auch, wem es sei, mit Fluch und Bann
Der rächerischen Kirche drohten;
Der's wagte, Richard, Englands Herrn,
Gefänglich von dem Reiche fern
Zu halten, oder seinem Leben
Verstohlner Weise nachzustreben.

Dies machte Leopold erbeben.
Er zitterte vor meinem Haß;
Ich schien ihm schreklich, weil ich das
Geheimniß seines Frevels wußte;
Und Ottobann sein Sklav und Mitverschwor-
ner mußte
Mit seinem Kopf für mich und das Geheim-
niß stehn.
Ich ward daher in dem verborgensten Gemache
Des Schlosses als Gefangne angesehn.

Ein

Ein altes taubes Weib hielt Tag und Nacht
die Wache
Vor meiner Thür' und niemand wars vergönnt,
Auch meinen Frauen nicht, mich hier zu sehn.
Ihr könnt
Das Schrekliche von solcher Lage denken;
Und selbst in dieser Einsamkeit,
Um mich noch peinlicher zu kränken,
Verfolgte mich des Herzogs Sinnlichkeit
Mit tausend Büberei'n und niederträcht'gen
Ränken.

Allein ein seltenes Geschik
Entriß mich unverhofft des Unholds geilen
Händen.
So kann Ein günst'ger Augenblik
Oft unsre Leiden plözlich enden. —
Auch mir war, unverdient, des Himmels
Beistand nah,
Als ich mich des am wenigsten versah.

Einst, eh der Morgen noch vor meinem
Fenster graute,
Trat Walter in mein Schlafgemach.

Ich

Ich sah, erkannt' ihn, staunt' und traute
Dem Anblik kaum; noch glaubt' ich mich nicht
wach.
Und dennoch war er's selbst. Auf unbekann-
tem Wege,
Durch ein verschwiegnes Thor und unterird'-
sche Stege
Kam dieser edle Mann mir seinen Schuz zu
leihn
Und mich aus der Gewalt der Bosheit zu
befrein.
Wie schön, wie groß! Er wagte selbst sein Leben
Bedrängter Unschuld Schuz zu sein
Und war bereit für sie es hinzugeben.

Er brachte mir dies ärmliche Gewand,
Worin ihr mich erblikt, und still und unbe-
kannt
Entkamen wir, und flohn in diese Gründe,
Wo ich das süße Glük der Ruhe wiederfinde,
Wo der Verführung Gift die Unschuld nicht
bethört,
Und keine Bosheit, keine Tükke
Die Heiterkeit des schönsten Lebens stört.„

„Und

„Und Richard? fragt mit zweifelhaftem Blikke
Der Jüngling, hat auch seinem Glükke
Ein günstiger Gestirn gelacht?„ —

„Ach! seufzet sie, noch dekt dieselbe Nacht
Des besten Königs Loos. Dies ists, was meine Zähren
Noch oft voll Kummers fließen macht.
Was Walter mir entdekt, das sollt auch ihr jezt hören.
Doch, fürcht' ich, wird's euch wenig Trost gewähren.

„Drei Wochen seufzten wir im Kerker unter schweren
Schuldlosen Ketten; (also ließ
Der gute Greis mich die Geschichte wissen,
Als wir, nachdem sein Muth dem Abgrund mich entrissen,
In dieses Erdenparadies
Entflohn;) tief ist des Schlosses Burgverließ,
So fuhr er fort, und warlich leichter möglich

Dem

Dem Tod, als dieser Gruft, ganz hülflos, zu entgehn.
Und dennoch quälten wir uns täglich
Im Reich der Möglichkeit ein Mittel auszuspäh'n
Des Herzens heißen Wunsch nach Freiheit, wahr zu sehn.
Allein umsonst. Auch unsre Feinde ließen
Uns dazu keine Zeit. Um die verworfne Lust
Der Rache völlig zu genießen,
Lies Leopold sichs nicht verdrießen
Im Kerker uns zu sehn. Es war ihm wohl bewußt,
Daß — o des Schimpfs! — zu seinen Füssen
Ein großer König lag. Allein, um nicht zu büßen,
Im Fall der Rechenschaft, beharrt er, schlau genug,
Auf seinem Spiel voll List und Trug,
Und sah in Richard nur den Sänger,
Weil er das Kleid des frohen Ordens trug.
„Ich will euch Minstrel nun nicht länger,
So spottet' er, in Fesseln sehn.

Ihr

Ihr habt genug gebüßt und singt und spielt
zu schön,
Um länger ohne Ruhm vier Mauern anzu-
sehn.
So seltne, allbeliebte Gaben
Sind schimpflich hier im Hungerthurm be-
graben.
Empfangt demnach aus meiner Hand
Das kurze Schwerdt zurük, der neuen Gna-
de Pfand.
Es ist von grossem Werth, den ihm die Zukunft
geben
Und nehmen kann, denn mit ihm wird euch
Leben
Und Freiheit selbst geschenkt, im Fall ihr Muth
besizt,
Mit diesem Schwerdt durch einen kühnen
Und ritterlichen Kampf euch Beides zu ver-
dienen,
Und — auch Verstand, um mir, der izt
Durch diese Gabe euch vor nahem Unglük
schüzt,
Für so viel Edelmuth auf gute Art zu dan-
ken!„

„Ver-

„Verdammt sei eure Gabe! schrie
Der König aufgebracht; Elender! sparet sie.
Viel lieber will ich hier im Hungerthurm erkranken,
Als Herzog Leopold für Eine Gabe danken.„

„Wohlan! wenn ihr denn selber wollt,
Versezte kalt und hämisch Leopold,
So laßt uns sehn ob ihr, der sich so stolz geberdet,
Den Uebermuth nicht bald bereuen werdet.„

Er schwieg und ging. Ein Diener kam,
Der uns von Fuß und Hand die Last der Fesseln nahm
Und auf den großen Hof des innern Thurmes führte.
Hier harrten wir, des Ausgangs ungewiß,
Wohl eine Stund' und länger, bis
Zulezt dies läst'ge Spiel zu seinem Ende rührte.

Vier Ellen hoch ist an des Thurmes äußrer Wand,
Vor einem Eisenthor, ein offner, sichrer Stand,

Von wo die Richter dem, der sich durch ein
Verbrechen
Des Todes schuldig macht, das lezte Urtheil
sprechen
Und über ihn, mit strenger Hand,
Den dünnen Stab des Lebens brechen.
Dies war der Ort, den unser Feind,
Zu unserm Untergang mit Ottobann vereint,
Für sich und ihn zum Schauplaz auserkohren.
Und nun vernehmt ein Bubenstük
Wie kein's die Hölle noch gebohren.
Es war der Bosheit Meisterstük! —
Der Herzog kömmt und winkt: und sieh! im
Augenblik
Eröffnet sich, in einer von den Ekken
Des Hofs, ein finstres Loch und — denkt euch
meinen Schrekken,
Ein fürchterlicher Löwe springt
Aus seiner Nacht hervor: der Löwe — ha!
noch dringt
Das Blut mir siedend in die Kehle
Und Durst nach Rache füllt — verzeih mir's
Gott! — die Seele,
So oft ich dieser Frevelthat

Voll

Voll schwarzer Büberei gedenke;
Derselbe Löwe war's, den Richard zum Geschenke
Dem Teufel gab, der einst, voll list'ger Ränke
Und Heuchelei, um seine Freundschaft bat;
Der Löwe, welchen er zum Pfande
Der Freundschaft, im gelobten Lande,
Von Richards eigner Hand erhielt,
Den er, von Rache aufgewühlt,
Auf seinen alten Herrn voll Schadenfreude hezte
Und sich im Voraus schon an seinem Blute lezte.

Wir standen unbewehrt und ohne Rettung da.
Ich, der das wilde Ungeheuer,
Mit seinen Augen voller Feuer
Und seinen grassen Schlund, zuerst erscheinen sah,
Beschloß, mich selbst als Opfer ihm zu weihen
Und unserm König Zeit zur Rettung zu verleihen.

Gedank und That war Ein's. Ich fiel von einem Schlag
Der dem verworrnen Blik den Tag,
Die Kraft den schlaffen Sehnen raubte.
Allein, indem ich schon den Tod zu fühlen glaubte,
Und jezt, zum mörderischen Biß,
Das gier'ge Thier den Schlund weit von einander riß:
Da sank es plözlich, gleich dem Haus, das rasche Flammen
Verzehrten, über mir zusammen
Und ich, noch lebend, stikte fast
Vom Druk der ungeheuren Last.

Ihr staunet? unterbricht die Schöne
Den ferneren Bericht von dieser Wunderscene,
Indeß mit einem Blik, der Freud' und Schrekken mengt,
Des Jünglings Auge fest an ihren Lippen hängt:
Ja! staunt nur immer und bewundert
Die kühne, beispiellose That

Zu deren Höhe kaum sich mein Gedanke naht,
Die, selbst zu wagen, unter hundert
Muthvollen Helden ihr nicht Einen fähig saht.

Noch eh, — so sprach der Greis mit mancher bangen Thräne, —
Noch eh der Löwe sich vom Hintergrund der Scene
Voll Blutgier uns entgegenriß
Stand Richard, es ist ungewiß
Ob nur durch Zufall, ob vielleicht von höhern Mächten
Dazu bestimmt, den Schlei'r von seiner Rüstung ab,
Den eure Huld ihm einst zum Angedenken gab,
Und hielt ihn sinnig in der Rechten.
Ich konnte nicht den Grund davon ersehn,
Doch er schien ahnend schon die Zukunft zu durchspähn;
Und, Gräfin! was ihr einst wohl nicht vermuthet hättet:
Der Schlei'r, den ihr ihm gabt, hat uns vom Tod errettet.
Denn als ich schon, am Boden hingestrekt,
Des

Des Unthiers mörderische Zähne
In meiner Brust zu fühlen wähne:
Da wikkelt er, von keiner Furcht geschrekt,
Vom nahen Tode selbst dem Gleichmuth nicht entrissen,
Den Schlei'r um seinen Arm, dringt auf das Unthier ein,
Und stößt in seinen Schlund, der schon zu gier'gen Bissen
Weit offen stand, die Faust bis an das Herz hinein.
Der Löwe sank entseelt, doch eh der Augen Schein
Im Tode völlig brach, erkannte
Das arme Thier den alten guten Herrn,
Und selber Leopold, obgleich sein Herz sehr fern
Von edlem Beifall war und noch in Rachgier brannte,
Gestand, indem er uns den stolzen Rükken wandte:
Solch eine That sei wohl der Freiheit werth.
Doch seine Büberei, bei Gott! ist unerhört!

Ob-

Obgleich er Sieg und Recht auf Richards
Seite fühlte,
So brach er doch sein Wort, mit dem er fre-
velnd spielte,
Und Freiheit ward nur mir, doch Richard nie
gewährt.

Ihr habt, mein Blondel! nun von Wort
zu Wort gehört,
Was ich von Waltern selbst auf unsrer Flucht
empfangen;
Hier endet sein Bericht. Was weiter vorge-
gangen,
Dekt eine Finsterniß, die er, troz dem Ver-
langen
Was mir im Busen brennt, noch niemals
aufgeklärt.
Oft, wenn ich ihn durch Flehn und Bitten
schon beschwert,
Sah ich sein Aug in heißen Thränen bre-
chen.
O Gräfin! rief er dann, bewegt mich nicht zu
sprechen,
Nicht, meine Schulden durch Verbrechen

An

An Gott, dem Rächer, selbst noch frevelnd
zu erhöhn.
Hört mein Bekenntniß, mein Vergehn.
Allein, verdammt mich nicht, bedauert
Des Greises Schwachheit ach! und trauert
Ihr werdet euern Freund hier niemals wieder-
sehn!

Hierauf erzählt' er mir, wie man nach
wenig Stunden,
Als Richard siegreich überwunden,
Mit neuen Fesseln sie beschwert
Und grausam ihnen selbst den lezten Trost ver-
wehrt,
Zum mindsten ungetrennt, ihr Schiksal zu be-
trauern;
Wie man ihn bald darauf aus seines Kerkers
Mauern,
In einer dunkeln Mitternacht,
Von Fesseln frei, vor Leopold gebracht;
Wie dieser ihm, mit heitern, edlen Mienen
Voll Huld und Freundlichkeit, ein andrer
Mensch geschienen;
Wie gnädig er ihn angelacht,

Ge-

Gelinde Vorwürf' ihm ob seiner That gemacht,
Sich selber nicht erwehrt ihn bei der Hand zu
fassen,
Und seinem Herzen dann die schwere Wahl
gelassen:
„Entweder ohne Trost, in ewger Kerkernacht,
Von keinem Stern der Hoffnung angelacht,
Lebendig schon verscharrt in freudenlosen
Mauern,
Am Busen seines Freunds sein Leben hinzu-
trauern;
Wo nicht sich durch den fürchterlichsten Eid
Zu binden, das, was er bereits erfahren
Und Dinge, welche noch zur Zeit
Allein dem Herzog deutlich waren,
Mit heiliger Verschwiegenheit
Bis an die Gruft im Busen zu verwahren,
Und, nach vollbrachtem Schwur, ganz wie-
der frei zu sein
Und jedes Glüks im Schutz des Herzogs sich
zu freu'n;
Und, wie er endlich nun, geschrekt durch die
Gefahren
Der ewigen Gefangenschaft

Und

Und alles Muthes, aller Kraft
Zu widerstehn, beraubt, in Schwachheit sich
verlohren
Und den verlangten Eid auf Gottes Wort ge-
schworen.

„Dies, theure Gräfin! so beschloß
Der arme Gujs, indem ein Strom von Reue-
thränen,
Die mit der Tugend gern ein edles Herz ver-
söhnen,
Von seinen bleichen Wangen floß:
Dies ist von meinem sträflichen Vergehen
Ach! nur der kleinste Theil. Und wär' es euch
vergönnt
Das Dunkel, das kein Auge trennt,
Das schreckliche Geheimniß zu erspähen,
Ihr würdet meinen Gram, mein thränend
Aug' verstehen
Und, mitleidsvoll, in meinem Busen sehen,
Wie qualenvoll die Glut der ew'gen Reue
brennt.
O! hätt' ich doch dem Ruf der Pflicht Gehör
gegeben,

Und

Und dem zum Trost, der mir das Leben
Gerettet hat, der nun verlassen, einsam
weint,
Mein Loos mit seinem Loos bis an das Grab
vereint.
Dann könnt' ich nun das süße Glük genießen,
Das Kerkernacht zerstreu'n, der Fesseln Last
versüßen,
Den Tod entwaffnen kann — das namenlose
Glük
Des Friedens in der Brust! und ach!
mein banges Sehnen
Und alle Qual und alle Reuethränen —
Sie rufen ihn umsonst in dieses Herz zurük!„

Das schöne Mädchen schweigt hier einen
Augenblik,
Und Blondel sieht auf ihren Rosenwangen
Des Mitleids edle Zähre prangen.
So gehen Beide bis zum nahen Walde fort
Und seufzend nimmt sie dann das Wort:
„Könnt ihr, o Blondel! Licht in diesem Dun-
kel finden,
So seid ihr glüklicher als ich.

Wa-

Warum der arme Greis in diesen öden
Gründen
Verborgen lebt; warum er sich
Noch jeden Tag, wenn erst die Schatten
Der Nacht den Wald umschleiert hatten,
Mit Licht versehn, aus seiner Hütte schlich;
Und wenn er, in der Geisterstunde
Der Mitternacht, nun wiederkam,
Warum dann seines Herzens Wunde
Von neuem blutete, ein tiefrer, wilderer Gram
Aus seinen Blikken sprach, das Reugefühl
mit neuer
Begierde seines Herzens Ruh
Benagte, gleich dem wilden Geier:
Dies alles dekt mit Einem dunklen Schleier
Das nemliche Geheimniß zu.»

Die Schöne schweigt und geht, auf Blon-
dels Antwort lauschend,
Dem engen Pfade nach, wo das Gezweig,
bald rauschend
Ihr flatterndes Gewand umfließt,
Bald Lauben gleich, die Aeste freundlich
tauschend,
Hoch

Hoch über ihr sich wölbt und schließt,
Und in die Mittagsglut der Schatten Kühle
gießt.

Doch Blondel folgt ihr stumm, von stür-
menden Gedanken,
Die zwischen Hoffnung, Furcht und bangen
Zweifeln schwanken,
Den Busen mächtig angeschwellt.
Er gleichet, wie er geht, den wunderbaren
Kranken,
Die, mit dem Strahl der blassen Monden-
welt,
Ein Zauberwesen in sich tranken,
Das sie mit seiner Kraft im stillen Schlaf
befällt,
Vom Lager sie verscheucht, sie zwingt umher
zu wandeln,
Sich selber unbewußt, gedankenlos zu han-
deln,
Und so, den Geistern gleich, die aus der Gruft
erstehn,
Mit offnen Augen, die nicht sehn,
Mit regem Mund, der schreklich schweiget,
Im Mondenschimmer umzugehn

Bis

Bis sich das falbe Grau des fernen Morgens
zeiget.
So wankt er stumm, sich selber unbewußt,
Der Gräfin blindlings nach und neiget
Sein Haupt gedankenschwer zur seufzervollen
Brust.

Und Beide nah'n sich nun des Haines dunk-
ler Mitte,
Aus dessen Nacht dem Mädchen seine Hütte,
Die mehr als ein Pallast ihr schön und rei-
zend dünkt,
Weil Unschuld sie bewohnet, zwischen
Den halbverblühten Rosenbüschen,
Voll stiller Ruh entgegen winkt.
Mit Sehnsucht blikt sie hin und sucht den klei-
nen Garten
Wo Florens Kinder schon verschmachtend auf
sie warten.

Doch plözlich sieht sie ihn und o Entse-
zen! sinkt
Mit einem bangen Schrei der Angst zu Blon-
dels Füssen

Gleich einer Todten hin. Von ihren Wangen
fließen
Des Lebens Blüthen, stumm und bleich
Erstarrt ihr holder Mund, und ach! die schö-
ne Seele
Scheint, schon befreit von ihrer Erdenhöhle,
Ein Bürger in dem Schattenreich.
Und Blondel — Himmel! welch ein Schrekken!
Er stürzt, dem Schnee an Farbe gleich,
Auf die Entseelte hin und sucht sie zu erwekken.
Allein umsonst! des Todes Hände dekken
Bereits mit dunkelm Flor der Augen milden
Schein,
Ihr Busen gleicht dem kalten Marmorstein,
Und holde Bläss' entfärbt die Wangen
Wie unter Lilien Violen bläulich prangen.

Der arme junge Mann, obschon er nicht
begreift
Woher der Unfall rührt, ergreift
Den lezten Rettungsweg, und weil er Wal-
ters Hütte
Die er noch nicht gesehn, wohl viele tau-
send Schritte

Im

Im Wald entfernet glaubt, so eilt er schnell
zurük
Zum nahen Flusse, sucht, entdekt zu gutem
Glük
Ein Muschelhaus, schöpft aus der kühlen
Welle,
Fliegt schneller zur bewußten Stelle
Wohin die Noth ihn ruft, zurük:
Und sieht, o schrekliches Geschik!
Und sieht, anstatt der theuern Kranken,
Am grünen Boden einen blanken,
Gezognen Degen und ein Schild,
Und steht vor Schrekken starr, als wie ein
Marmorbild.

Richard Löwenherz.

Sechstes Buch.

So mag Freund Blondel nun, um Aufschluß zu gewinnen
Wie alles das, was er bis jezt nicht faßt,
Ganz ohne Zauberei zu Möglichkeiten paßt,
Auf Gründe Schlüsse bau'n und grübeln, forschen, sinnen,
Bis wir ihn wiedersehn. Ein ähnliches Beginnen
Ruft meine Mus' und euch im schnellsten Flug von hinnen.
Wir kehren in den Raum vergangner Zeit zurük
Und weilen einen Augenblik
Hoch über Wien, um forschend auszuspähen
Was hier zu jener Zeit geschehen,
Da Ottobanns Gefangene vermißt
Und er zur Rechenschaft gefodert worden ist.

Kaum

Kaum lief gleich einem Schwefelfeuer,
Ein immerwachsendes Gerücht
Von Idas seltnem Abentheuer
Im Schloß umher, kaum dringt der schrekliche Bericht
Davon, zulezt auch in des Herzogs Ohren:
So bleicht sein Angesicht, so starrt wie Eis sein Blut,
Sein böses Herz verliehrt den Muth
Und klagend ruft er aus: Weh mir, ich bin verlohren!
Doch schnell erwacht des Zornes Glut
In seiner Brust und: Rache, sei geschworen,
Blutvolle Rach' an dem, so ruft er, welcher sich
Des schnöden Frevels schuldig machte,
Und mich um Sicherheit und süße Hoffnung brachte.
Er sterb' und büße fürchterlich!

Schon steht ein Heer von bangen Knechten,
Um mit dem Schuldigen auf seinen Wink zu rechten,

An

— An das Geschäft der Grausamkeit
Im langen Dienst gewöhnt — mit Dolch
und Schwerdt bereit.
Eilt, fährt der Herzog fort, und bringt in
schweren Ketten
Graf Ottobann vor meinen Richterthron;
Und wagt er es, sich mit Gewalt zu retten,
So zeigt dies sein Verbrechen schon
Von selbst; dann soll man ihm im tiefsten
Thurme betten
Und hier sei Hungertod des Frevlers sichrer
Lohn.

Jetzt eilt die Sklavenschaar das Urtheil zu
vollziehen:
Da stürzt des Grafen treuster Knecht herein,
Sinkt vor dem Herzog auf die Knien
Und bittet, seinem Wort mit Huld Gehör zu
leih'n.
Der Herzog winkt den Dienern zu verziehen,
Sie stehen staunend alle still,
Auflauschend, was der Fremdling will,
Und ehrfurchtsvoll beginnt nun dieser so zu spre-
chen:

„Graf [illegible], mein Herr und [illegible]sten Knechte,
Schikt mich hierher, nicht um für ein Verbrechen
Die Gnade seines Herrn reumüthig anzusprechen,
Er bittet nur um strenges Recht.
Durch schweigende, verborgne Thüren
Und einen unterird'schen Gang,
Den niemand sonst gekannt, gelang
Es einem Dieb, troz festem Schlösserzwang
Und strenger Wachsamkeit, die Gräfin zu entführen.
Doch, eh die Lerche noch zum erstenmale sang,
Ward ihre Flucht entdekt. Seit jener Stunde spüren
Zweihundert Knechte schon in Dörfern und Revieren
Zehn Meilen weit umher. Selbst meinen armen Herrn,
So bald er es vernahm, trug, vor dem grauen Tage,
Sein schnellstes Roß davon. Geh, rief er mir, und klage

Dem

Dem Herzog meine Noth; verkünd' ihm,
daß ich fern
Von Wien, nicht Speis' und Trank und nicht
[illegible] auf bloßer Erde
Zur höchsten Noth Erquickung schmecken
werde,
Bis ich, und wär's am Ziel der Welt,
Die Flüchtigen ereilt, vor seinen Thron ge-
stellt
Und das Geheimniß selbst mit mir gerettet
habe.
Gelingt mir's nicht, so werde meine Habe,
Mein Glück und meines Hauses Ruhm
Des strengen Richters Eigenthum,
So falle meine Burg und werde
Der Winde Spiel, und jede Mau'r der
Erde
Des Feldes gleich gemacht. In einer andern
Welt
Lacht mir alsdann vielleicht ein günstigerer
Himmel,
Wo nicht, im blut'gen Schlachtgewimmel,
Der Tod, der vor der Hand der Rache sicher
stellt.

Der Diener schweigt und neigt sich zur
Erde.
Allein, mit zürnender Geberde
Und einem Blik, der gleich dem Wetterstrahl
Den bangen Diener trift, verläßt der Fürst
den Saal,
Flieht zum verborgensten von seinen hundert
Zimmern,
Und quält den bangen Geist, ein Mittel aus-
zuspähn
Um, von den fürchterlichen Trümmern
Des eignen Bau's, nicht selbst zerschmettert
sich zu sehn.

Indessen forscht schon dreimal sieben Tage
Graf Ottobann mit listigem Bemühn,
Um von den Flüchtlingen Erfahrung einzu-
ziehn.
Doch, immer ohne Frucht. Bis endlich ei-
ne Sage
Zu seinen wachen Ohren dringt,
Und fernes Dämmerlicht auf ihre Spuren
bringt.
Man sah, so flattern die Gerüchte

Bald

Bald hier, bald dort herum, ein wunderschö-
nes Kind,
Von schlankem Wuchs, von reizendem Ge-
sichte
Und Sitten, die den Städtern üblich sind,
Obgleich in eine ländlich schlichte
Bekleidung eingehüllt. Ein Mann von grauem
Haar
Und heimlichem Betragen, war
Ihr Führer; öfters schien er sinnig und ver-
legen,
Und fragte nach der Zeit und nach verborg-
nen Wegen.
Allein, woher dies seltne Paar,
Das niemand noch gesehn, gekommen,
Und welcher Gegend zu, es seinen Weg ge-
nommen: —
Nach diesem Punkt zu fragen, war
Dem Volke, das nur gafft, nicht in den Sinn
gekommen.

Indessen hat der Graf dies Mährchen kaum
vernommen,
So geht ein unverhofftes Licht

Dem

Dem schlauen Späher aus. Er weiß nun länger
nicht
Wer dieses schöne Kind, wer dieser Greis ge-
wesen,
Ein ferner Argwohn hilft das Räthsel völlig
lösen
Und schon beginnt sein Herz, voll schmeichelnd
des Vertrau'n
Auf ihren Untergang sein neues Glük zu bau'n.

Wie einer, der im Flug den Bliz ereilen
wollte
So ritt er nun, ohn' Aufenthalt,
Vom Morgen an bis hoch die Sonn' am Him-
mel rollte,
Dem wohlbekannten Wald
Entgegen, welcher Walters Hütte
Und, was wir jüngst gesehn, das alte, wü-
ste Schloß,
(Des Grafen Eigenthum) in schauerlicher
Mitte
Des unwegsamsten Thals verschloß.
Fünf Knappen folgten ihm; allein sein keu-
chend Roß,

Dem

Denn unter jedem Dorn, aus einer tiefen Wunde,
In schweren Tropfen, Blut entfloß,
Rief ferne sie zurük, und allen langen Troß,
Gerade in der Mittagsstunde
Des Tags, an welchem wir die Gräfinn [illegible] den sahn,
Vor Walters niedrem Strohdach an.

Man hält, doch eh' der Graf vom Pferde
Heruntersezt, stürzt unter ihm das Thier
Mit einem Seufzer todt zur Erde.
Auch Walter zeigt sich schon, vom Hufenschlag der Pferde
Herausgeschrekt, in seiner Hüttenthür',
Und: „Frevler!" schreit, mit wüthender Geberde,
Der Graf, als er den Greis erblikt,
Und hält das Schwerdt wild über ihm gezükt:
„Verdammter Graukopf! ha! ich brenne
Mein Schwerdt in deiner Brust zu sehn.

Doch

Doch willst du meiner Macht und deinem Tod
entgehn,
So rede, Frevler! und bekenne
Den schändlichen Verrath: du hast mein Kind
geraubt,
Entführet! Gesteh! doch Wehe auf dein Haupt!
Wenn du ein Wörtchen nur verhehlst,
Und nicht getreu die Wahrheit mir erzählest!„

Von Todesschrekken übermannt,
Sinkt der entseelte Greis hin zu des Wütrichs
Füßen
Und seine grauen Lokken fließen,
Unwürdig solcher Schmach, in niedrem Staub
und Sand.
Unglüklicher! dich schüzt, vor eines Teufels
Grimme,
Nicht deiner Jahre Last, nicht sanfter Mensch-
heit Stimme,
Nicht deine flehende, zu ihm erhobne Hand.
Und o, des schwarzen Greuls! man sucht
ihn selbst mit Schlägen
Zu dem Bekenntniß zu bewegen!

Bald

Bald ruft der Schmerz den Geist, der schon
entschlummert war,
Aus seiner Ruh zurük, für größern Schmerz
zu leben.
Er blikt empor, er sieht die drohende Gefahr,
Sieht nur an einem dünnen Haar
Den lezten Rest von seinen Tagen schweben
Und wähnt — nicht ahndend solche List —
Daß Idas Flucht und ihr verborgnes Leben
In seinem Schuz, bereits verrathen ist.

„O Gnade! stammelt er mit schwacher
Stimme, Gnade!
Laßt Gnade für Gerechtigkeit
Ergehn; und gönnt mir nur zur lezten Buße
Zeit,
Daß euer Rachschwerdt sich in Sünderblut
nicht bade.
Ich will ja gern mein sträfliches Vergehn
Und wie ich mich an euch versündigte, gestehn,
Nur daß ich ohne Buß' und sühnende Ge-
bete
Nicht vor den Thron des ew'gen Richters
trete.“

Den

Der Graf gebeut; man läßt den Alten los
Und setzt ihn, ganz erschöpft, auf eines Hügels Moos.
Und hier bekennt er nun, was wir schon alles wissen,
Wie er, geschüzt von Finsternissen,
Die nächtlich stille Burg erreicht,
Auf unbekannten Wegen leicht
Bis zum Gemach der Gräfin hingeschlichen,
Zur selben Stunde noch aus Burg und Stadt entwichen
Und bis in diese Wüstenei
Ganz unbemerkt mit ihr geflohen sei.

„Und was bewog dich, schändlicher Verräther!
[illegible] Ottobaun, dem Besten aller Väter
Sein Kind zu stehlen? Sag! wo stekt die Schlange jezt,
Die selbst die heiligste der Pflichten frech verlezt?
Verbirg sie nicht! Mein Zorn wird dennoch sie ereilen
Und bald sollst du den Lohn der Schande mit ihr theilen.“

„Könnt

„Könnt ihr, versezt der Greis, nur Einen Augenblik
Im Schatten dieses Dach's verweilen,
So kehret sie vom nahen Fluß zurük,
Wo sie durch Badelust zuweilen
In kühler Flut den matten Leib erquikt.
Doch, wollt ihr selbst mit Gott und seiner Huld nicht scherzen,
O Graf! so sei dem Vaterherzen
Tief, unvergeßlich eingedrükt,
Was, zu beeidigen, auch jezt ich mich nicht scheue,
Da schon das Schwerdt nach meinem Busen zükt,
Das mich vor das Gericht des ernsten Richters schikt, —
Der mir zu diesem Schritt Muth und Geduld verleihe!
Ich, Herr! vermochte sie zu der Verrätherei,
Sie hat nicht Theil an dem Verbrechen;
Daß sie's gezwungen that, spricht von der Schuld sie frei,
Mein ist die Schuld, mein das Verbrechen,

Und

Und dürstet euer Zorn nach Blut, o Graf! so sei
Mein Blut genug die That zu büßen;
Nur müsse nie das Blut schuldloser Tugend
fließen!"

So spricht der alte Mann, und alle stehen
rund
Um ihn herum, in einem engen
Geschlossnen Kreis; die starren Blicke hän-
gen
Allein an des Erzählers Mund,
Und keiner hat sich nach dem Walde umge-
sehen
Noch etwa sonst gemerkt, was während dem
geschehen.

Doch Einer von den Knappen, der
Indessen seinem Dienst gemäß, im kühlen
Schatten
Des dunklen Eichenhains, die matten,
Beschäumten Pferde führt, und sinnig weit
umher
Den Wald durchstreift — vielleicht, um sei-
nen Blikken

Das

Das grause Bild des Greuels zu entrükken,
Das er mit Schaudern sah — trift nun, vom
Ungefähr
Geleitet, auf den Platz, wo blaß und ohne
Leben
Das schöne Mädchen schläft, nachdem sich
Blondel eben
Zu ihrer Rettung fortbegeben.

Der junge Rittersmann, noch voll
Von jenen kaum geflohnen Greuelscenen,
Begreift nicht wie er sich den Anblik deuten soll.
Bestürzt, den Blik umwölkt von will'gen Mit-
leidsthränen,
Bleibt er betrachtend vor ihr stehn
Und — wähnt sie fälschlich todt. Sie hatte
durch die Bäume,
Was Blondel, tief versenkt in seine bangen
Träume,
Nicht wahrnahm, fernher schon gesehn.
Ein Reitertroß, hier in des Waldes Mitte,
Von wilden, niebesuchten Höh'n
Ringsum bekränzt, das Wimmeln um die
Hütte,

Ein

Ein feiner Klageton, als wie des [illegible]
Ein Schwerdt, das in dem Strahl der Son-
ne schreklich glänzt,
Und Ahnungsfurcht im Busen, die ergänzt,
Die fürchterlich ergänzt, was sie noch nicht
vernommen,
Noch nicht gesehen hat — ach! mehr bedarf
es nicht
Für dieses Mädchenherz vor Schrekken umzu-
kommen!
Sie sinkt in Ohnmacht hin, und selbst die
Kraft gebricht
Der Armen, sinkend noch zu sagen
Welch unverhoffter Schrek zu Boden sie ge-
schlagen.

Das Weitre wissen wir. Noch immer
bleich, entstellt,
Doch, nicht mehr fern vom dämmernden Er-
wachen,
Wenn das erstorbne Herz ein neues Leben
schwellt
Und Rosen auf dem Schnee der Wangen wie-
der lachen:

So

So findet unser junger Held
Die schöne Schäferin, die er in allen Zügen,
Troz dem Gewand, das sie verborgen hält,
Für Ida selbst erkennt. Mit innigem Vergnügen
Dankt er dem gütigen Geschik
Das ihm vergönnt, dem bangen Vaterherzen
Sein einziges, so lang beweintes Kind zurük-
Zugeben, ach! nicht ahnend, wie viel Schmerzen,
Welch' jammervolles Elend er
Dem Opfer Ottobanns, der keine Pflichten mehr
Und keine Tugend kennt, unwissend ihr bereitet.
Er hebt auf eines von den Pferden, die er leitet,
So sanft und so bequem es immer thunlich ist,
Die Schöne schnell hinauf, und ist so sehr bekümmert
Ob nicht vielleicht ihr Zustand sich verschlimmert,
Daß er im Grase Schild und Schwerdt darob vergißt,

Und nur mit frohem Blik in ihren Augen lies't
Wie schön darin der Glanz des Lebens wieder
schimmert.

Sie fühlt indeß nach langer Dunkelheit
Daß sie bereits ein dämmernd Licht um-
flimmert,
Dem Todesschlummer folgt angstvolle Mat-
tigkeit,
Das träge Blut beginnt, mit neuer Thätigkeit,
Die hohlen Bahnen zu durchkreisen,
Und ihre schöne Brust, nicht mehr ein Stein,
von leisen
Bewegungen des Herzens angeschwellt,
Hebt wieder sanft den Flor, indem sie steigt
und fällt.

Und so führt nun der junge Held
Mit sachtem, trauervollem Schritte,
Zur Linken seine Klepper, und
Zur rechten Hand den Gaul mit seinem theuern
Fund,
Den Zug durch Wald und Busch bis nah vor
Walters Hütte: —
Als

Als plötzlich Ottobann die Kommenden erblikt:
„Was ist das?„ fragt er rasch. Begierig dreht der Haufen
Sich nach dem Walde hin; der Greis erkennt, erschrikt,
Und während alle nach dem seltnen Schauspiel laufen,
Beginnt er, schier von wildem Schmerz erdrükt,
Zu klagen, und zu schrei'n sein graues Haar zu raufen
Und möchte gern, in seinem Wahne fest,
Daß sie von einem aus dem Haufen
Ermordet worden sei, mit seinem theuern Rest
Von einem Tropfen Zeit, ihr Leben wieder kaufen.

Selbst Ottobann, bei diesem Anblik, fühlt
Auf kurze Zeit die Wuth aus seiner Brust verschwunden,
Und, was er niemals sonst empfunden,
Ein süßes Wehgefühl von Gram und Mitleid stiehlt

Sich heimlich in sein Herz; er läßt die Rache fahren
Und scheint zum Erstenmal nur ahnend zu gewahren,
Wie süß es ist ein Mensch zu sein
Und fremder Noth sein fühlend Herz zu leihn.

Indessen ist man bei der Hütte
Des Alten angelangt. Auf seine heiße Bitte
Wird ihm der Trost gewährt, der Kranken Arzt zu sein.
Man läßt ihn gern mit ihr allein.
Jedoch vier treue Knappen halten
Die Wache vor der Thür' und bürgen für des Alten
Und der Gefangnen Sicherheit.

„Und wenn die Nacht mit ihrer Dunkelheit,
(Also gebeut der Graf,) schon dichter von den Sternen
Heruntersinkt, so sei dem alten Mann gewährt

Zwei

Zwei Stunden lang sich von der Hütte zu entfernen.
Doch wenn er nach Verlauf der Zeit nicht wiederkehrt,
So sei sein Weilen Flucht, ein sträfliches Verbrechen,
Und ihr, Getreue! säumt dann nicht
Durch der Gefangnen Tod des Alten Flucht zu rächen.
So ist mein Wille, dies der treuen Diener Pflicht."

Die Knappen hören ihn mit staunendem Gesicht;
Doch eh sie noch das Haupt gehorsam vor ihm neigen,
Sehn sie ihn rasch das schnellste Roß besteigen
Und ihrem Blik im dichten Wald entfliehn.
Sein treuster Knecht begleitet ihn,
Und so verfolgen nun die Reitenden, nicht träger
Als nächtlich in der Luft das Heer der wilden Jäger,
Den schon bekannten Weg nach Wien.

Der

Der fleiß'ge Landmann sieht die wilden Reuter ziehn,
Sieht ihrer Rosse Bauch vom rothen Sporn zerrissen,
Steht mitleidsvoll an seinem Pfluge da,
Und denket in sich selbst: Bei Gott! die reiten ja
Als flöhn sie vor dem strafenden Gewissen.
Allein der Graf, den unverwandten Blik
Im fernen Blau, von ungewissen
Erwartungen gepeitscht, von Hoffnung fortgerissen,
Läßt wie ein Bliz die Staunenden zurük.
Er eilt, um sein zerfallnes Glük
Auf seines Fürsten Gunst von neuem fest zu gründen,
Dem Zürnenden die Botschaft zu verkünden,
Wie glüklich er die Flüchtigen ereilt,
Daß das Geheimniß noch kein menschlich Wesen theilt,
Und daß auch ihren Mund des Todes Schreken binden.
Schon sieht sein froher Geist des Unglüks Wetter schwinden,
Schon

Schon den empörten Sturm, der ihn bedroht,
gehemmt;
Er weidet seinen Stolz, nicht mehr von Furcht
beklemmt,
Am Anschau'n neuer Wolkenschlösser
Und mächtig schwillt sein Herz im vollen Busen
größer,
Je näher er dem Ziel und der Entscheidung
kömmt.

Indessen hat, von Zweifeln hoch umdämmt,
Freund Blondel ohne Frucht dem Vorfall
nachgegrübelt,
Der ihm so unbegreiflich scheint,
Daß er sich selbst die Schwachheit nicht verübelt,
— Obgleich er übrigens ein Feind
Von Wunderglauben ist — durch Kräfte höhrer
Wesen
Das zaubrische Gewirr des Knotens aufzulösen.

Was ihn jedoch mit banger Ahndung füllt,
Der bloße Degen und der Schild

Ver-

Verrathen allzu klar, daß Feinde hier gewesen.
„Ha! sollte sie vielleicht von ihren bösen
Verfolgern, hier im Siz der Unschuld aufgespührt,
Von Buben, die die Unschuld selbst nicht achten,
Nach Wien zurükgeführt,
Schon jezt in der Gewalt des bösen Fürsten schmachten?„

So denkt er und des Zornes dumpfer Schmerz
Erfüllt und preßt sein tugendhaftes Herz.
Schnell will er hin zu Walters Hütte eilen,
Vielleicht, wenn die Verräther da
Mit ihrem Raube noch verweilen,
Der Unschuld beizustehn, wo nicht, das, was geschah,
Dem alten Manne mitzutheilen
Und klug durch dessen Rath und stark durch eignen Muth
Den Unschuldsdieben, wär's um Blut
Und Leben selbst zu thun, die Beute abzujagen.

Schon

Schon eilt er fort und rafft, durch gleichen
Grund bestimmt,
Im Flug die Waffen auf; doch plözlich! was
vernimmt
Sein Ohr? — ein fernes Wechselschlagen
Auf dumpfem Wurzelgrund. Er lauscht, und
schon durchhallt
Das donnernde Getös den Echoreichen Wald.
Es ist der Hufschlag schneller Pferde,
Und in dem Wahn, es sei die Räuberbrut,
Die er, im Schuz des Rechts, zerstreun, be-
siegen werde,
Verfolgt er, wie ein Hirt, dem, aus der klei-
nen Heerde,
Der Wolf ein Lämmchen stahl, mit unerschrok-
nem Muth,
Die Reitenden, und schrei't, obschon die dik-
ken Stämme
Des Eichenhains, sie seinem Blik
Entziehn: Verräther! halt! gebt mir den Raub
zurük,
Daß nicht des Himmels Zorn auf eurer Flucht
euch hemme!

Allein

Allein, verlohrne Müh! es war Graf Ottobann
Und sein Getreuer, die, wie wir vorhin vernahmen,
Nach Wien begriffen sind, und hier vorüber kamen.
Noch eh der Jüngling sie von fern erblikken kann,
Obgleich er wie ein Wilder rennet,
Sind sie schon wieder weit. Je mehr der Raum sie trennet
Je mehr verhallt das wechselnde Getön,
Bis endlich wieder Todtenstille
Den lezten Laut verschlingt. Schwer athmend bleibt er stehn,
Erhizt, erschöpft vom Lauf und zieht in großer Fülle
Die Luft in seine Brust. Sich stets getäuscht zu sehn
Wekt endlich Ungeduld. „Bei Gott! das ist zu viel!
So bricht er zürnend aus, treibt denn ein böses Wesen,
Das Schiksal selbst mit mir sein Spiel?

Ver-

Verdien' ich das? und bin ich darum nur dem
Ziel
Des langen Kampfs so nah gewesen?
O du allwaltendes, in Nacht verborgnes
Wesen!
Ich that ja alles was die Freundschaft von
mir heischt,
Warum, für so viel Treu, ward ich so hart
getäuscht?
Es steht in deiner Macht mich Armen zu be-
glükken —
Wann wird das Morgenroth des Tages mich
entzükken,
Den für mein Herz, der Freuden fast ent-
wöhnt
Ein süßes Wiedersehn zum schönsten Tage
krönt —
Wann, Vater! wann wird ihn mein thränend
Aug erblikken?

Betrübt und ganz erschöpft beginnt er end-
lich schräg
Durch Wald und Strauch, so wie er glaubt
gekommen

Zu

Zu sein, zurükzugehn, und sucht den Hüttenweg,
Den seine Führerin vom Fluß heraufgenommen.
Allein schon ist der Brand der Sonne fast verglommen,
Und noch entdekt er keinen Steg.
Schon schmilzt in rothes Gelb das Grün der Eichenwipfel
Und schon durchtönt des Waldberg's hohe Gipfel
Ein leiser Abendwind, und immer noch durchstreicht,
Bald links, bald rechts, so wie's ihm besser deucht,
Der Irrende den Wald und. — findet keine Hütte.
Die Ungeduld verdoppelt seine Schritte,
Noch hofft er. — bis zulezt der falbe Abend bleicht
Und hier und dort ein Stern die dunkle Bahn beschleicht.
Da sinkt sein Muth und ach! nur allzudeutlich zeiget,

Der

Der immer dichtre Wald, der bang und öde
schweiget,
Der Himmel, mehr und mehr mit Sternen
ausgeziert,
Daß er zu tief in den verwachsnen Gründen
Verlohren sei um noch das Hüttchen aufzu-
finden
Von dessen Spuren ihn sein Eifer abgeführt.
Was soll er thun? sein Geist, von Zweifeln
aufgerührt
Von Ahnungen bedrängt, und — was bei-
nah noch schlimmer
Als dieses ist — sein Herz von einer Glut ver-
zehrt,
Die seines Friedens lezte Trümmer
Verschlungen hat; ach! alles dies gewährt
Dem Armen keine Ruh so sehr er sie be-
gehrt.
Der beste Rath, in dieser Noth, ist, im-
mer
Geraden Wegs, beim Sternenschimmer,
Im Walde weiter fortzugehn,
Bis er so glüklich ist sein Hüttchen auszu-
spähn

Und

Und ist ihm dies versagt, bis sich die Nacht
verlieret
Und der verjüngte Tag ihn sicherer weiter
führet.

Unmerklich fühlt, indem er geht, sein Herz
Das Toben stürmischer Gedanken wieder
schweigen;
In stille Wehmuth stirbt der abgespannte
Schmerz,
Und ihre süßen Thränen steigen
In seinen trüben himmelwärts
Gekehrten Augen auf. Der öde Wald, das
Schweigen
Und Rauschen um ihn her, die feierliche Nacht
Und über ihm, in dunkelblauer Ferne
Des ungemeßnen Raums, des Heer der lich-
ten Sterne,
Das friedlich stille Ruh auf ihn hernieder
lacht;
Dies alles wekt ein namenloses Sehnen
In seiner Brust nach einem Gegenstand,
Den er vergebens sucht, dem er mit heißen
Thränen

Um.

Umsonst entgegen weint. Ach, dessen Vater-
land
Scheint überm Grab, noch unbekannt
Und fern, in einer Welt zu blühen,
Nach der wir oft, erschöpft von Gram und
Lebensmühen,
Wie aus der wilden Flut der Schiffer nach den
Höh'n
Des sichern Ports, voll Tröst hinübersehn.

Der arme Freund! Er fühlt den süßen stil-
len Frieden
Der goldnen Knabenzeit in seiner Brust nicht
mehr
Sein oft bestürmtes Herz ist aller Freuden
leer —
Sie 'sind schon längst von seinem Pfad ge-
schieden
Und mit dem Traum beglükter Blüthenzeit
Zurükgeflohn in die Vergangenheit.
„Ach! seufzt er laut, wann kehrt ihr süßen
Stunden
Des Rosenalters mir zurük,
Da ich, berauscht von niebereutem Glük,

Nur

Nur fremdes Leid, nur fremden Schmerz empfunden!
Wann seh ich Dich, mein mütterliches Land,
Wann hör' ich euch ihr stillen Fluten wieder,
Die ihr so oft in meine Jugendlieder
Harmonisch eingestimmt, wenn ich am Felsenstrand,
Den Blik im weiten Meer', auf heim'schen Küsten stand!
Ach! soll ich niemals mehr ihr Wogen! euerm Rauschen
In väterlicher Hütte lauschen,
Womit ihr mich so oft in sanften Schlaf gewiegt!
Und ihr, an deren Brust ich, zärtlich angeschmiegt,
Einst einen schönen Traum von Glük und Zukunft träumte,
Ihr, deren liebevolle Hand
Für euern Freund die schönsten Kränze wand
Und jeden Dorn von seinem Pfade räumte:
Ach! soll ich hier Euch niemals wiedersehn,
Nicht mehr an diese Brust voll zarter Freundschaft drükken,

Und

Und nicht mit Euch, wenn wir am Abend uns erblikken,
Mit Euch den Rosenweg zum lezten Ziele gehn? — „

Hier kann sein männlich Herz nicht länger widerstehn,
Den süßen Trost der freigelaßnen Zähren,
Den Trost in jedem Leid sich willig zu gewähren.
Sie strömen frei und ihr genährter Lauf
Löst lindernd seinen Schmerz in stumme Wehmuth auf.
Ach! wie so ganz ist nun die Scene seines Lebens
Verwandelt! Fern, in einer fremden Welt,
Wo ihn das eiserne Geschik in Fesseln hält,
Irrt er an jedem Ort ein Fremdling, sucht vergebens
Den Freund, den ihm des Schiksals Hand
Vom Busen riß, und flieht sein Vaterland
Und Freunde und Genuß der häuslich stillen Freuden —
Warum? aus edelmüthiger Pflicht,

Die nur zu schönen Seelen spricht,
Und was, was ist sein Lohn für alle Lebens-
freuden
Die er der Freundschaft als ein willig Opfer
bringt,
Und was sein Trost für tausend Leiden,
Durch die er kühn zum nie erreichten Ziele
dringt?
Ach! daß es immer wieder schwindet,
Wenn er es schon erreicht zu haben glaubt,
Daß oft Ein Augenblik ihm selbst die Freu-
den raubt
Die er, ein schwacher Trost, im Arm der
Hoffnung findet!

Fern sah er sich vom langersehnten Port
Der Freundschaft, fern von Glük und Frie-
den; —
Da schien auf einmal ihm ein schönres Loos
beschieden!
Das Schiksal führt' ihn selbst an den ver-
borgnen Ort
Der Erde, wo von theuern Händen
Der dunkle Schleier plözlich fort.

Gerissen werden wird, der ihm, sein Werk zu
enden,
Bis jezt den Blik in die Vergangenheit
Und Zukunft nicht gegönnt. Voll hoher Freu-
digkeit
So nah, dem Ziele sich zu wissen,
Stürzt er vor Ida selbst, der holden Schö-
pferin
Des schönen Traums, auf seine Knie hin,
Und fühlt nicht mehr, von Wonne hingerissen,
Sein vorig Leid, ist wieder ausgesöhnt
Mit dem Geschik, das ihn in seiner Noth ge-
höhnt.
Allein — gleich einem Wolkenbilde
Das, von dem Sonnenmeer mit Purpurlicht
erhellt,
Ein reizendes Phantom vor unsre Blikke
stellt,
Und nun, wenn sich des Raumes wilde
Beherrscher aufgemacht, vor ihrem Hauch
erbebt
Und schnell gestaltenlos in dunkles Nichts ver-
schwebt:
Ach! so verfliegt auf einmal wieder

Der Hoffnung schöner Traum! Der Arme stürzt hernieder
Von seiner stolzen Höh' und sieht, von keinem Stern
Der Zukunft angelacht, sich wieder
Vom Hafen seines Glüks und seiner Ruhe fern.
Er sollte nur sie sehn, um aus dem schönsten Munde
Sein Urtheil zu vernehmen, nur sie sehn
Die Göttliche, so hehr, so engelschön,
Um dann, mit einer tiefern Wunde
Im Herzen, ohne Trost zum Schmerz zurük zu gehn.

Gedrükt von so viel Gram und Widerwärtigkeiten,
Was bleibt ihm endlich noch, als nur der bittre Trost:–
Daß sie vielleicht sein Herz für künftiges Glük bereiten;
Daß nicht des Zufalls Hand um Glük und Unglük loos't,
Nein! daß durch diese Nacht ihn höh're Mächte leiten,

Und

Und daß im großen Plan des Schiksals aller
Zeiten
Auch seine Bahn, wenn schon sie nur durch
Dornen geht,
Von einer Vaterhand mit Huld verzeichnet
steht.

O wohl ihm! welcher sich den süßen, fe-
sten Glauben
Vom Sturm des Zweifelsinns nicht rauben,
Im Elend selbst nicht rauben läßt;
Im schwersten Augenblik, da alles ihn verläßt,
Der Stab der Hoffnung bricht und Nacht und
dunkles Grauen
Nach jedem andern Trost die Aussicht ihm ver-
wehrt,
Da wird ihm für dies kindliche Vertrauen
Der süßeste, der schönste Lohn gewährt!

Richard Löwenherz.

Siebentes Buch.

Aus dem Bericht der unverfälschten Sage
Ist uns bereits bekannt, daß an demselben Tage,
Da Blondel in dem Bad die holde Gräfin traf,
Sein armer Freund, aus süßem Schlaf
Durch Träume, die das strafende Gewissen
Ihm warnend vorhielt, aufgerissen,
Am frühen Morgen schon Freund Walters Hütte floh:
Drauf sahn wir ihn, des schönen Sieg's nicht froh,
Mit falschem Schein von Recht den guten Geist bethören
Der ihm zu fliehn gebot, und, willens umzukehren
Und seinen Schritt der Hütte zuzudrehn,

Des

Des Wegs verfehlen und im Walde sich vergehn.

Dann schweift' er seit dem frühen Morgen
Bis spät zur Nacht im öden Wald umher;
Er suchte, hoffte stets; das Hüttchen blieb verborgen
Und unser Irrender vertief sich immer mehr.

Auf einmal zeigt sich ihm ein Flämmchen in der Ferne,
Und dieses Flämmchen war die nächtliche Laterne
Des Greises, der, in eben dieser Nacht,
Als ein Gefangener durch Ottobann bewacht,
In jener Zeit, die ihm der Graf vergönnte,
Ein nächtliches Geschäft im Walde trieb
Das uns bis jezt noch ein Geheimniß blieb.

Dem Ritter ahndete es könnte
Der Nachtgeist niemand sein als Walter selbst, er rennte
Dem Lichtchen nach und schrie mit solcher Heftigkeit
Als wär' es eine Stunde weit.

Allein der Nachtgeist, statt zu stehen,
Fing an zu hüpfen, lief und ward nicht mehr
gesehen.
Denn unser Greis den alten Sagen treu,
Womit die Amme schon des Kindes Seele
schraubte,
Vernahm nur allzuwohl den schauervollen
Schrei
Und, was natürlich war, er glaubte
Nicht anders, als die Wüste sei
Um Mitternacht ein Tummelplatz der Geister.
Entsetzen ward des schwachen Herzens Meister.
Er floh, nicht willens dem Gespenst Gehör
zu leih'n
Und ließ dann, in dem öden Grunde,
Wohin er durch der Leuchte Schein
Den armen Geist gelokt, ihn ohne Trost allein.

In eben dieser Nacht und in derselben
Stunde
Da Klifford hier an einem Baum entschlief,
Begab sich's nun, daß Blondel, wie wir
wissen,
Im öden Wald, umstarrt von Finsternissen,
Von

Von Weg und Steg verirrt, bald hier bald
dorthin lief
Und sich so fern von Trost, so fern von Freu-
den dachte.

Jedoch die gute Vorsicht wachte
Auch in der Finsterniß, da jedes Wesen tief
Versunken lag in unbewußtem Schlummer
Und leitete den Irrenden, und rief
Ihn durch die Dunkelheit mit seiner Brust
voll Kummer
Zum Quell der höchsten Erdenlust.

Des Mondes Silberschiff schwamm just
Im Aethermeer des Himmels, durch's Ge-
funkel
Der Stern' empor, als Blondel aus dem
Dunkel
Des Waldes in das schwacherhellte Thal
Hervortrat, und die öde Burg erblikte,
Auf die der Mond den hellsten Strahl
Des fabelhaften Lichts bezaubernd niederschikte.
Er steht, und blikt erstaunt die grausen Bil-
der an

Die

Die kaum sein Blik für wirklich halten kann:
Das schwarze Waldgebirg, das älternde Gemäuer
Vom Mond bedeutend angestrahlt
Und zauberisch mit Licht und Schatten ausgemahlt —
Welch wunderbares Abentheuer!
Der Jüngling bebt vor schauerlicher Lust,
Geheime Ahndungen durchschleichen seine Brust:
Geheime Ahndungen, die jenem Lichte gleichen
Das bleich, gestaltenlos auf allen Körpern liegt,
Wenn falbe Dämmrung schon am Morgenhimmel fliegt
Und in das Abendmeer die schwärzern Schatten schleichen.

Allein, wie wird ihm erst, als nun sein Blik im bleichen
Halbhellen Mondentag den Rittersmann entdekt,
Der, neben ihm auf Wurzeln hingestrekt,
In Schlaf versunken liegt. Ein schauerliches Grauen

Als säh' er Kliffords Geist, schleicht ihm am
Rükken hin
Und noch vermag er nicht dem, was er sieht,
zu trauen.
„Ist's in dem Reich der Feen wo ich
bin?„
So denkend naht er sich mit bangem, süßem
Beben
Der schlafenden Gestalt, von ihrem wahren
Leben
Und seinem Glük ganz überzeugt zu sein.
Er schaut, erkennt den Freund und sieht im
Mondenschein
Des Blutes frisches Roth durch seine Wangen
streben
Und lebensvoll die rege Brust sich heben.
„Er ist's, er lebt!„ ruft nun entzükt
Der Glükliche, stürzt hin und drükt
Den Freund an seine Brust! — O Zauberei
der Freude
Des trunknen Wiedersehns! als dieser nun
erwacht
Und in der hoffnungslosen Nacht,
Nach manchem Harm und Prüfungsleide,

So

So unverhofft vereint, die Glüklichen sich Beide,
Als wie vom Tode neu erwacht,
Umarmet halten, stumm an Mund und Herz sich drükken,
Und dankbar auf zum güt'gen Vater blikken,
Der sie zu ihrem Glük in dieses Thal gebracht.
Ein heller Freudentag scheint ihnen nun die Nacht,
Und die Erinnerung an Gram und Müh und Kummer
Das Bild aus einem bangen Traum
In trüber Winternächte Schlummer,
Entstanden und verweht wie leichter Meeresschaum.

Als endlich nun das stürmende Entzükken
Des ersten Wiedersehns, nach oft erneutem Kuß
Und liebevollem Händedrükken,
Mit stillem, reineren Genuß
Die Herzen überströmt, beginnen tausend Fragen
Von beiden Seiten: welch Geschik

Sie hier zusammenführt, was sich in jenen Tagen
Der Trennung alles zugetragen,
Und ob, begünstigt vom Geschik
Sie nicht vielleicht so glüklich waren
Der Reise Zwek erfüllt zu sehn.

„Ja Freund, spricht Blondel nun, ich habe viel erfahren
Und viel gesehn seit jener Zeit
Was uns ein neues Licht auf unserm Wege beut.
Ich bring euch Trost und neues Leid,
Und Freund! ihr werdet Dinge hören
Die euch im Traume selbst nie eingekommen wären.
Allein bevor ich den Bericht
Beginnen soll, versagt mir das Vergnügen nicht,
Was euch in dieser Zeit betroffen hat, zu hören.„
Und Klifford, willig ihm die Bitte zu gewähren
Beginnt sogleich, nach edler Ritter Art,

Die

Die ihre Schwachheit selbst dem Freunde nicht
verhehlen,
Das Wichtigste von seiner Fahrt
Seit ihrer Trennung zu erzählen,
Und schließt mit einem kläglichen Bericht
Von jenem Abentheu'r, das wir bereits ver-
nommen,
Wie er in diesem Wald an einen Ort gekom-
men,
Wo selbst ein liebliches Gesicht,
Ein kleiner Rosenmund, und Augen, gleich
dem Licht
Des Abendsternes schön und heiter,
Sein armes, unbewahrtes Herz
Auf einmal so verstrikt, daß er, in Freud' und
Scherz,
Drei Tage da verseufzt, verschmelgt und wei-
ter
Nichts mehr gesehn, gefühlt, gedacht,
Als diese Göttin. Bis in der vergangnen Nacht
Ein banges Traumbild ihm erschienen
Und, seines Eid's gedenkend, ihn gewarnt,
Nicht länger hier, von Sinnlichkeit umgarnt,
Als Sklav der Leidenschaft zu dienen.

Wor-

Worauf er heute Morgen schon
Aus Amors Netz sich losgerissen,
Die süße Zauberin geflohn
Und dann den ganzen Tag bis zu den Finster-
nissen
In diesem Wald herumgelaufen sei.

Indem der Ritter so mit edler Schwärmerei
Und nicht geringem Stolz von seinem Kampf
und Siege
In dem gefährlich süßen Kriege
Mit Amorn seinem Freund erzählt:
Steht dieser ganz erstaunt, verhehlt
Mit Mühe nur die Regung seines
Beklemmten Herzens, und gesteht
Sich nun zum Erstenmal — vielleicht selbst
durch ein kleines
Gefühl von Eifersucht geleitet — doch zu
spät:
Daß er, mit aufgeflammtem Triebe
Und, weh ihm! hoffnungslos die schöne Ida
liebe,
Die, wie er, sinnreich sich zu quälen, zitternd
denkt,

Ihr Herz nicht mehr besizt und einmal nur verschenkt.
Allein, zu groß gesinnt, um einen Freund zu hassen
Der glüklicher als er, vielleicht von ihr erhört
Unschuldig Ruh und Glük des besten Freunds zerstört,
Ja! der ihm selbst, von ihr geliebt, nun doppelt werth
Geworden ist, weiß er als Mann sich schnell zu fassen
Und sagt, indem der Schmerz ihm fast zu sprechen wehrt:
„O Klifford! wißt ihr, wer die Schöne,
Die hier verborgen lebt, und fälschlich sich Helene
Genannt hat, wißt ihr, wer sie ist?
Ist's möglich, daß mein Freund so bald sein Glük vergißt?
Und war das holde Bild, das ihr so schön gefunden,
Aus eurer Seele ganz verschwunden?
Als ihr sie saht, bewundertet, bekannt

Ist euch nicht mehr im Morgenland
Einst eben dies Gesicht mit allen Wunder-
gaben
Der Schönheit schon bestaunt zu haben?„
Mit großen Augen sieht der Ritter Blondeln
an;
Lang steht er stumm und unbeweglich,
Doch plötzlich ruft er: Wär' es möglich
Mein Freund! die Gräfin Ottobann?
„Und solltet ihr auch jetzt daran
Noch zweifeln können, spricht sein Freund,
ich bitt' euch, haltet
Das Zauberbild, das ihr mir selber einst so schön
So hold und lieb, ihr wißt, auf Terrests Fel-
senhöh'n,
Dem Urgemählde mit Begeistrung nachge-
staltet,
Denkt noch einmal dies schöne Bild, und
haltet
Es diesem zum Vergleich, das euch noch jezt
umschwebt:
Und sagt, ob Eines nicht im andern wirklich
lebt?
Ja Klifford! wunderbar durchwebt

Der Vorsicht Hand, die Fäden unsres Le-
bens,
Und ihrem Zwange widerstrebt
Der schwache Sterbliche vergebens.
Die Gräfin war es, die wir Beide sahn,
Und Nacht verbirgt uns zwar der Vorsicht
weisen Plan,
Allein, daß wir uns hier so wunderbar ge-
troffen
Und das, was mir aus Idas Mund
Von König Richards Schicksal kund
Geworden ist, läßt bald den besten Ausgang
hoffen.

So sprach der Jüngling und begann
Den weiteren Bericht, indem der Rittersmann
Ganz Ohr, stets näher an ihn rückte,
Und eh er sprach, sein Wort schon halb vom
Munde blickte.
Sein Freund erzählte nun mit innigem Ge-
fühl
Und einer Stimme Ton, der wechselnd stieg
und fiel,

Wie

Wie der Erzählung Lauf es ändernd mit sich
brachte,
Von Richards Loos und seinem Wagespiel.
Oft sprach er unwillkührlich sachte,
Als wenn auch hier ein lauschend Ohr
Im Dienste der Verräther wachte;
Oft brach ein Thränenguß aus seinem Aug
hervor
Wenn sich sein Herz bei der Geschichte
Von Richards Mißgeschik in tiefern Schmerz
verlohr;
Oft schlug in seiner Brust der Rache Flamm'
empor,
Sein Auge sprühte Feu'r und Wuth bei dem
Berichte
Der schändlichen Verrätherei;
Und o! mit wie viel süßer Schwärmerei,
Mit welcher Wärme, welchem Feuer
Berührt der Liebende das schöne Abentheuer
Des Bades, welche Zauberkraft
Befällt des Hörers Herz bei so viel schönen
Bildern
Womit sein Freund es wagt die Göttliche zu
schildern,

Die plözlich ihn zum kühnsten Ritter schafft.
Er ist so treu und so gewissenhaft
In dem Berichte, seinem Munde
Entfleußt der Rede Strom so feurig und so
leicht,
Daß er nach einer ganzen Stunde
Das Ende der Erzählung erst erreicht.
Er schließt mit Ida's plözlicher Entführung,
Und spricht so wehmuthsvoll mit so viel tiefer
Rührung,
Daß Klifford selbst, zu Thränen fast erweicht,
Sich nicht enthalten kann ihn so zu unter-
brechen:
Bei Gott! sehr wunderbar! dein ganzes Ritt-
erspiel
Entgeht zum Werk der Zauberei nicht viel.
Und dennoch scheint mein Herz mir tröstend
zuzusprechen:
Ihr seid nicht fern mehr von dem Ziel.
Und Freund! was zaudern wir ihm vollends zu-
zueilen?
Bald wird der Dämm'rung Strahl die Schat-
tennacht zertheilen.
Laßt uns mit neuem Muth den Wald

Durch-

Durchspähn, und finden wir des Greises Aufenthalt,
So sprech' ich ihn vermöge meines Kleides
Von der Verbindlichkeit des abgedrungnen Eides
Als Gottes Diener frei. Ein Eid, der Laster dekt,
Ist auch Verbrechen und beflekt
Die Seele mehr, als die verborgne Sünde.
Daß ich den alten Mann des Lastereids entbinde,
Wird Wohlthat ihm und uns, wenn's gleich durch Trug geschieht,
Und mir verzeihe der, der in die Herzen sieht
Ist dieser Trug, den ich beginne, Sünde.
Kommt, edler Freund! der Augenblik
Wo wir verziehn, gebiehrt ein neues Mißgeschik;
Wer glüklich handeln will, darf nicht zu lange sinnen!

„Ich folg' euch Freund! ich lobe das Beginnen,
Erwiedert Blondel ihm, und wirft den ernsten Blik

Tief-

Tiefsinnig auf den Thurm zurük.
Doch eh wir diesen Thurm verlassen
Bleibt mir noch ein Geschäft der Hoffnung ab-
zuthun.
Seht jenes Fensterloch, das uns so schwarz
vom blassen
Gestein entgegen blikt. Dort laßt uns wei-
lend ruhn,
Damit ich noch ein Lied zu meiner Harfe
singe
Und, was ich überall an jeder Veste that,
Das Innre dieses Thurms, dem unser Fuß
nicht naht,
Mit Saitenspiel und mit Gesang durchdringe.
Daß ich mein Lied nur jenen Sternen singe
Ist außer Zweifel. Doch gereut
Die Mühe nicht, die Vorsicht uns gebeut,
Auch wenn sie der Erfolg nicht krönet.

Er sprach's und Beide gehn nun auf die
Veste zu,
Daß, aufgestört aus seiner langen Ruh,
Der dumpfe Wiederhall vor ihrem Schritt er-
tönet.

Doch

Doch bald verschlingt die Still' ihn wieder.
Stumm
Und schweigend, wie zuvor steht rund herum
Das älternde Gestein, und ein geheimer
Schauer
Durchbebt sie kalt, indem sie vor der Mauer
Des fürchterlichen Thurmes stehn,
Und über sich das schwarze Fenster sehn,
Das, fest verwahrt mit Eisengittern
Durch die im Mondenglanz des Epheus Ran-
ken zittern,
So einsam und so schauerlich
Herniederstarrt. Der Jüngling setzet sich
Auf einen nahen Stein, der aus den Fugen
wich,
Und von den Mauern, die im Fluß der Zeit
verwittern,
Herabgestürzt, seit Jahren schon
Den grünen Rasen dekt. Allein der Helden-
sohn
Steht sinnig vor dem Thurm, betrachtet
Den grauen Ueberrest aus seiner Väter Zeit,
Und denkt, was hier, wo die Vergessenheit
Der Vorwelt Trümmern längst umnachtet,

Für Thaten einst geglänzt, wie mancher kühner Held
In diesem Thal vielleicht, statt einer Ehrensäule,
Ein stummes Maal bedekt, auf welchem nur die Eule
Bei stiller Nacht die Trauerklage hält.
Und Durst nach großen Thaten schwellt
Sein Heldenherz, nach Thaten, die den Stürmen
Vergeßner Zeit sich stolz entgegen thürmen,
Die, durch den wahren Ruhm mit ew'gem Glanz erhellt,
Noch einst der späten Folgewelt,
Gleich Sonnen durch die Nacht der Zeit entgegen glänzen
Und auf dem Pfad zum Ziel, an dem uns Lorbeern kränzen,
Ein leitendes Gestirn und Reiz zum Kampfe sind!

Indessen, so der Ritter schwärmt, beginnt
Nun Blondel den Gesang zur Harmonie der Saiten.

Er

Er singt ein Lied aus jenen goldnen Zeiten,

Da Richard noch mit seinem Blondel sang.

Stark rauscht des Jünglings Hand durch die belebten Saiten

Und hell ertönet so sein silberner Gesang:

1.

*) Den Kopf gestützt, in Felsenschatten,

Auf traurigem, verdorrtem Gras,

Wo Nattern ihre Nester hatten,

Saß ich — im Auge Menschenhaß!

Hinweg von Freuden wollt' ich gehen:

Da sprach mir Trost ein rother Mund.

In Freuden, sprach er, sollt du stehen,

Du sollt, ich mache dich gesund!

Du

*) Ein ächtes, altdeutsches Lied aus frühern Zeiten. Siehe: Gedichte nach den Minnesingern u. Berlin 1773.

Du rother Mund! — könnt ich dich
mahlen,
Die Mahler alle mahlten nach.
Verschwunden waren meine Qualen,
Im Herzen saß es, was er sprach.

Den Himmel wirst du dir erwerben
Durch deine wonnigliche That,
Du rother Mund! ich wollte sterben:
Du wußtest meinem Leben Rath!

Horcht, Blondel, horcht! habt ihr es nicht
vernommen,
Ruft Klifford aus, der nach dem Thurme
stand,
Was hier aus dieser öden Wand
So dumpf, so dumpf heraufgekommen? —
Ich hörte nichts, erwiedert ihm sein Freund,
Und Fieberfrost durchzittert seine Glieder;
Das Echo hallt die Töne wieder:
Das ist es wohl, was ihr zu hören meint.

O nicht doch! unterbricht der Ritter
Den Stotternden; ich hörte wohl

Die

Die Menschenstimme, die so hohl
Aus ferner Tiefe durch das Gitter
Des Fensters sich zu meinen Ohren stahl.
Ich bitt' euch, Freund! singt noch einmal,
Und wenn die Harmonie verrauschet,
So horchet schweigend auf und lauschet,
Ob nicht ein fremder Ton aus diesem Thur-
me dringt.
Der Jüngling bebt; mit ungewissen Händen
Vermag er kaum die Weise zu vollenden,
Er fühlt sich schier des Tons beraubt und
singt:

Und nun will ich den Menschen leben,
Will wieder unter Menschen nun
Der rechten Freude mich ergeben,
Will wieder Menschen Gutes thun!

Jezt schweigt er still, es schweigt der Sai-
ten leztes Beben;
Erwartungsvoll, mit gier'gem Ohr
Lausche' er durch Still' und Nacht zum Fen-
sterraum empor.
Doch, eh die Töne ganz zerrinnen
Erschallt es aus dem Thurm, von innen
Her-

Herauf, so leis so ferne wie's ihm deucht
Als wie ein Abendwind durch hohe Tannen
schleicht:

Und nun will ich den Menschen leben,
Will wieder unter Menschen nun
Der rechten Freude mich ergeben,
Will wieder Menschen Gutes thun!

Die Horchenden vernehmen diese Töne,
Und wie an jenem Tag der göttlich großen
Scene
Des Weltgerichts, wenn Nacht der Gräber
flieht,
Und nun von Welt zu Welt das Lied
Der Auferweckung von den Engelharfen rau-
schet,
Daß der Entschlafnen Ohr den Jubeltönen lau-
schet,
Und, durch das Wort der Macht belebt,
In neuer Schöne sich ihr froher Kreis er-
hebt;
Wie dann ihm sein wird dem beglückten From-
men,

Wenn er in seiner Gruft den Preisgesang vernommen,
Und namenlose Wonne ihn
Durchbebt' und Dank und freudiges Entzükken
Aus seinen himmelwärts gekehrten Blikken
Von seinen Lippen, die gleich Edens Rosen blühn,
Im Preisgesang der Engel aufwärts fliehn:
So wird auch ihm, der in dem tiefen Grunde
Des grausen Thurms, als wie in seinem Grab,
In der Verzweiflung lezter Stunde
Dem Tod, als seinem Freund, schon sich die Rechte gab,
Und nun auf einmal aus dem Munde
Der Freundschaft dieses Lied vernimmt,
Das seine hoffnungslose Seele
Im lezten Augenblik, in seiner Todeshöhle,
Zum Vorgefühl der höchsten Wonne stimmt!
Die Glüklichen! sie hören's, sie erkennen
Der süßen Stimme Ton, erkennen
Sich wechselsweis; er seinen Retter, sie
Den König ihren Freund, der lebt, der sie

Ver-

[illegible], von dem sie nur noch wenig
Schritte trennen.
„Allmächt'ger Gott! er ist's! ruft Blondel
aus, und hält
Vor Wonne sich nicht mehr und fällt
Dem Ritter an die Brust und nezt mit Freu-
denzähren
Des Helden glühendes Gesicht.
Auch er, im Uebermaaß der Freude, kann sich
nicht
Der Thränen Eindrung erwehren.
Doch plözlich reißt er sich von Blondels Bu-
sen los,
Schwebt, wie durch Zauberei, an dem mit
Gras und Moos
Verwachsnen, morschen Mauerstükken
Des Thurms empor, hängt an das Gitter
sich
Und ruft so laut im trunkenen Entzükken,
Daß das Gemäuer dröhnt, und hohl und
schauerlich
Die Tiefe wiederruft: Mein Richard! theu-
rer König!
Seid ihr's, den dieser Thurm verschließt,
Seid

Seid ihr's, der hier in Schmach und Fesseln
seufzt? Nach wenig
Sekunden der Erwartung fliesst
Ein sanfter Ton herauf, wie Säuseln reger
Blätter:
„Ich bin's! bist du's, o Klifford! mein Er-
retter?„ —

O lieblicher, o wonnevoller Ton!
Wie Engelharfenton der Freundschaft! Wel-
che Freuden
Gewährt dein Rauschen! Süßer Lohn,
Zu großer Lohn auch für die schwersten Leiden!
Dich zu beschreiben ist selbst Engelsprache arm!

Der Ritter hört's, ihm stirbt die Antwort
auf der Zunge,
Entzükken raubt dem Arm
Die Kraft; er fällt mit einem Sprunge
Am Thurm herab und fällt in Blondels Arm.
Und nun beginnen sie, in schweigendem Ent-
zükken,
Sich wechselsweis ans Herz zu drükken,
Und Mund an Mund und Brust an Brust

Durch-

Durchströmt die Glücklichen [illegible]
Himmelslust,
Von der die schwachen Lippen schweigen
Und Thränen nur und stumme Blicke zeugen.

Doch ehe sich der Rausch der ersten Wonne legt
Und während, überströmt von seligem Vergnügen,
Noch Arm in Arm die edlen Freunde liegen:
Horch! welche Jammerklage schlägt
So plözlich an ihr Ohr? O Himmel! was bewegt
Sich dort vom Walde her? Ganz deutlich läßt beim Schimmer
Von Fackeln sich ein Troß von wilden Männern sehn,
Die starken Schritts dem Thurm entgegen gehn.
Sie reissen mit sich fort ein schwaches Frauenzimmer,
Das jammernd sich auf einen Alten stüzt.
Gefesselt beide, beide ringen

Ver-

Verzweiflungsvoll die Händ' und ihre Klagen
dringen
Tief in der Berge Schluft. Schon hell und
heller blizt
Das Fakkellicht empor, und durch das Angst-
gewimmer
Aus ihrem Taumel aufgeschrekt,
Sehn Beide Freunde hin, und Blondel, ach!
entdekt
Sogleich in jenem Frauenzimmer
Die Gräfin Ottobann. Doch Klifford, der
noch immer
Vor Ueberraschung stumm, in tausend Zwei-
feln stand,
Faßt plözlich nun des Freundes Hand
Und reißt ihn mit sich fort.„ Ha, Blondel,
welche Freude!
So flüstert er; bei Gott! sie sind es Beide,
Die Gräfin und der Greis. O wunderbares
Glük!
Sie nahen sich dem Thurm und, was sie auch
beginnen,
Die Buben sollen nicht auch dieses Spiel ge-
winnen.

Kommt, Blondel, kommt! Wir ziehn uns
hier zurük,
Und lauern dort in jener Halle
Bis sie mit eigner Hand des Thurmes
Falle
Uns aufgethan. Dann stürzen wir herbei,
Zerstreun den feigen Troß der Feinde
Und machen drei geliebte Freunde
Durch Einen Sieg von ihren Fesseln frei.
Gebt mir das kurze Schwerdt den Führer zu
erlegen,
Und ihr behaltet Schild und Degen
Und macht das Opferpaar von seinen Würgern
frei.„

So sprechend schleichen sie dicht an des
Thurmes Mauer,
Bis da, wo sie vertieft auf Pfeilern ruht,
herum;
Dann drängen sie sich an und stehn, wie Tod-
te stumm,
Das Schwerdt gezükt und harrend auf der
Lauer.

Un

Und sieh! schon näher kömmt, mit angst-
erfüllter Trauer,
Der jammervolle Zug; schon tritt
Das buschichte Gemäuer, mit
Dem blassen Roth des Fakkelscheins begossen,
Aus dunkler Nacht hervor; schon führen die
Genossen
Der Frevelthat die Jammernden, geschlossen,
Dem wilden Führer nach, und nun,
Als plözlich sein Gesicht der Fakkeln Strahlen
trafen,
Erkennen die im Hinterhalte ruhn
Den bösen, rachbegier'gen Grafen,
Der hier erscheint, die Flüchtigen zu strafen,
Wie Leopold, sein Fürst und Herr, gebot.
Euch, sprach er, als der Graf den Schlag,
der ihm gedroht,
Mit klugem Eifer abgewendet,
Und nun mit neuem Muth vor seinem Thron
erschien:
Euch sei die schwere Schuld verziehn,
So bald ihr euer Werk nach meinem Wunsch
vollendet.
Noch immer hüllt den Sonnenschein

Der sonst genoßnen Ruh ein trüber Nebel ein;
Noch immer — glaubt es mir — umschweben
Gewitterwolken unser Haupt.
Und diese zu zerstreun, was ist das Leben
Von drei Nichtswürdigen? Eilt, Ottobann! und raubt
Den Frevlern nicht den Trost mit ihrem Freunde
Zum wenigsten vereint den lezten Gang zu thun.
Die frevelhafte Flucht verdient den Tod, und ruhn
Die drei gefürchteten, die ärgsten unsrer Feinde
Erst tief im Hungerthurm, versiegelt ihren Mund
Des Todes treue Hand: alsdann erst leg' ich wieder
Mein Haupt zu sanftem Schlummer nieder,
Alsdann wird erst mein Herz von seiner Angst gesund.
Eilt Graf! der Abend kömmt. Das rosige Gefieder
Des Morgens bringt durch Euch mir Freud, und Ruh zurük;
Und

Und ihr, wenn ihr vollbracht, warum ich euch
— nur bitte
Ihr Freund! genießt dann hier in meiner
Schätze Mitte
Ein glänzendes und dauerhaftes Glük!

So sprach, nach feiler Hofessitte
Schnell ausgesöhnt, zum Schein, der böse
Leopold,
Und weislich häuft' er Gunst und Gold
Und Hoffnung neuer Ehrenstellen
— Die andre leicht emporzuschnellen —
Auf Einer von den Waageschalen an.
Denn auf der Andern lag, was selbst dem bö-
sen Mann
Ein theures Kleinod bleibt — das Leben sei-
nes Kindes!
Doch weh! sie stieg, zu leicht für einen Ot-
tobann!
Er hörte, wägte, ach! der schwarze Geist gewann
Die Oberhand, und schnell bestieg er sein ge-
schwindes
Tartar'sches Roß, ritt, gleich dem Zug des
Windes

Durch

Durch Nacht und Dunkelheit; kam an der Hütte an
Und eilte nun, da schon der Tag zu grauen begann,
Mit Freuden den satanschen Willen
Des Herzogs — selbst ein Teufel — zu erfüllen.

Ha! welch ein Tigerherz, unmenschlicher Barbar!
Trägst du in deiner Brust, und diese Jammerscene
Entlokt sie nicht einmal als Mensch dir eine Thräne?
Hörst du sie nicht die qualenvollen Töne
Wovon der stumme Wald, der todte Fels sogar
Mitleidig wiedertönt? Grausamer! Einmal wende
Nur deinen Blik und sieh vor ihrem Ende
Die schöne Leidende. Sieh dieses Jammerbild
Für welches selbst, von Durst nach ihrem Blut erfüllt,

Ein

Ein Cannibal des Mitleids Zwang empfände!
Umsonst! den Unmensch rühren nicht
Die Ströme heißer Jammerthränen,
Nicht dieser Schmerz in ihrem schönen,
Durch Leiden reizenderm Gesicht;
Ihn rühren nicht, die weißen, flehnden Arme,
So trostlos nach ihm ausgestrekt
Daß sich sein Felsenherz erbarme;
Nicht diese schöne Brust, von Thränen ganz bedekt
Und ihrer keuschen Unschuldshülle
Von der Verzweiflung Hand beraubt! Ach alles das
Macht nicht einmal durch eine stille
Mitleid'ge Zähre des Barbaren Auge naß.
Er geht mit kalter Brust den Frevel zu vollführen;
Schon naht man sich dem Thurm; es klirrt
Bereits das Riegelschloß; schon wird
Das Echo wach, indem die fürchterlichen Thüren
Sich krachend um die Angeln drehn,
Und jezt ergreift man schon mit unbarmherzigen Händen

Die

Die Opfer wilder Wuth, ihr Schiksal zu vollenden: —
Da schlug der Augenblik der Unschuld beizustehn!

Wie von dem Wolkenthron des Rächers
Ein Blizstrahl auf das Haupt des frevelnden Verbrechers
Aus dunkler Nacht herniederfährt
Und ihn, wie Gras auf dürrer Heide,
In seinem Feuerflug verzehrt:
So brechen nun, das Rächerschwerdt
Gezükt, die edlen Männer Beide
Aus Nacht und Hinterhalt hervor,
Und gleich des Himmels Donnerstimme
Schlägt ihr Gebrüll an der Verbrecher Ohr.
Zwei feige Knappen fliehn vor Blondels raschem Grimme
Und lassen fliehend Fakkeln und
Gefangene zurük, und bei dem Schein der Flammen,
Die prasselnd auf dem Rasengrund
Verqualmen, treffen zwei zum Kampf mit ihm zusammen.

Doch

Doch Ottobann, der Sinn und Muth
Im ersten Schrek verlohr, steht mit erstarr-
tem Blut,
Fühlt selbst die Kraft zur Flucht in allen Seh-
nen schwinden.
„Verruchter Bube, steh!„ brüllt ihm der
Ritter zu:
Dein Spiel ist aus! Im selben Nu
Erreicht er ihn, und klirrend finden
Die Eisen sich zum Kampf. Mit Löwenta-
pferkeit
Ficht Klifford den gerechten Streit;
Allein Bewußtsein seiner Sünden-
Schlägt Ottobann, und Furcht und Todes-
angst entbinden
Die Sehnen seines Arms, der, wie gelähmt,
erschlafft.
Ohnmächtig widerstrebt sein Schwerdt des
Ritters Schlägen;
Er weicht, in Todesschweiß gebadet, seiner
Kraft,
Und weichend fühlt er noch des Siegers kal-
ten Degen

Tief

Tief in der rechten Brust, und ohne Rettung sinkt
Er hin zur Erde, die sein Blut in Strömen trinkt.

Allein kaum sehn ihn Blondels Gegner weichen;
So lassen sie den Jüngling stehn,
Und wollen hinterrüks mit ungewahrten Streichen
Den Ritter niederhaun. Doch eh sie ihn erreichen,
Der sich der Falle nicht versehn,
Ruft Blondel: Klifford, seht euch vor! und kaum vernahmen
Die beiden Streiter dieses Wort,
So werfen sie bestürzt die kühnen Waffen fort,
Und knie'n vor dem, den sie zu morden kamen.
„Vergebung, edler, tapfrer Mann!
Hebt einer unter ihnen an;
Wir kennen, wir verehren euern Namen,
Allein wir kannten Euch in dieser Hülle nicht.
Doch

Doch schändlich wär' es jezt, wenn wir, der heilgen Pflicht
Der Dankbarkeit nicht treu, es wagten euerm Leben
Im ungerechten Kampf noch länger nachzustreben,
Da ihr der Edle seid, der einst im Morgenland,
Uns mehr als dieses arme Leben,
Der uns der Freiheit Glük gegeben,
Mit seinem besten Blut der Sarazenen Hand,
Dem Schimpf der Sklaverei großmüthig uns entwand.
O edler Klifford! ihr habt einst für uns gestritten,
Und diese Großmuth macht uns kühn,
Um eine zweite Gunst zu bitten:
Gönnt uns den Ruhm mit Euch als Knappen fortzuziehn,
Damit wir einst vielleicht euch würdig zeigen können
Wie innig wir das große Gut erkennen,
Was wir euch danken, edler Mann!„

Der

Der Ritter sieht erstaunt die jungen Helden an,
Die er schon dazumal wie Freunde liebgewann,
Und als er sie entzükt in seinen Arm genommen,
Heißt er, mit biederm Schlag der Hand
Als Waffenbrüder sie willkommen,
Und übergiebt — das Erste Pfand
Der neuen Freundschaft — ihrer Pflege
Den Grafen, seinen Feind, der durch die Riesenschläge
Des Ritters, anfangs todt, nun wieder aufgelebt,
Voll Rachgier sich vom Grund emporzurichten strebt.

Doch stumm vor Staunen und Entzükken
Stehn Ida und der Alte da,
Die, dem entsezlichsten der Tode schon so nah,
Nun plözlich wieder frei, gerettet sich erblikken;
Und o! durch wen? der gute Greis erkennt
Den Klausner, seinen Gast, in Ottomanns Besieger,

Und

Und Ida Ihren Freund, der wie ein junger
Tieger
Für ihre Freiheit stritt, für den sie heimlich
brennt,
Obgleich sie diese neuen Triebe,
Was auch ihr Herz dagegen sagt, nicht Liebe,
Nur Dankbarkeit, und — Freundschaft nennt.

Indessen sieht der Jüngling kaum die Feinde
Zur Unterthänigkeit gebracht,
So fliegt er hin zum Thurm, steigt kühn in
seine Nacht
Hinab, und kehrt zurük, mit Richard, seinem
Freunde,
Dem theuern König, dem so lang gesuchten
Herrn,
Der nun, im Augenblik da Blondel sich noch
fern
Von seinem Ziel und allem Glükke dünket,
So unverhofft an seinen Busen sinket,
Mit heißen Thränen ihn in seine Arme
schließt
Und dankbar Held und Freund und Retter ihn
begrüßt.

O Wie-

O Wiedersehn! du seliges Entzükken
Getreuer Seelen! Vorgefühl
Der Freuden, die im Himmel nur beglükken,
Kein Mund vermag dein Wesen auszudrükken
Dich würdig zu erhöhn kein schwaches Saitenspiel!

Da stehen sie berauscht von himmlischem Entzükken,
Die Glüklichen! nach langem Trennungsschmerz
Und schweren Prüfungen nun wieder Eins und drükken
Sich sprachlos an das wonnevolle Herz;
Und schauen dankbar himmelwärts
Zu dem hinauf, der sie mit Vaterliebe trennte
Damit er sie nach kurzem Leid,
Das wie ein Traum verflog, zu größrer Seligkeit
Des Wiedersehns, zum Quell der Wonne führen könnte.

Welch

Welch reizendes, welch himmlisch schönes
Bild!
O! daß ich ganz vom Geist der edlen Kunst
erfüllt,
In ew'gen Liedern dich, wie Marmormonu-
mente,
Der Enkelwelt noch aufbewahren könnte:
Ein guter Fürst, geliebt, und wieder liebend,
drükt
Zwei ächte Freunde treu und bieder
Als Menschen an sein Herz, und wird von ih-
nen wieder
Als Freund und Mensch an ihre Brust gedrükt.

Die Engel sehn, von Lust des Mitgefühls
entzükt,
Auf dieses schöne Bild vom hohen Himmel
nieder;
Und, mit bethräntem Blik und hochgeschwell-
ter Brust
Vom Glük der mitgetheilten Lust,
Stehn schweigend rund herum die übrigen und
weiden
Ihr edles Herz am Anschaun dieser Freuden.

Nur

Nur Einer ach! nur Einer kann nicht rein,
Nicht ungetrübt dies Glük genießen,
Denn weh! in seine Freudenthränen fließen
Der Reue bittre Zähren ein.
Der arme Greis! mit wundenvollem Herzen
Stürzt er vor Richard hin und ruft, beklemmt von Schmerzen,
Mein Fürst und Herr! o, könnt ihr mir verzeihn,
Was ich an euch, der mir das Leben
Im Arm des Tod's zurükgegeben,
Was ich an euch so frevelhaft
Beging? Und nun bekennt er, mit gebrochner Stimme,
Daß er, aus Furcht vor Leopoldens Grimme,
Durch eines Eides ew'ge Kraft
Zum Mörderdienst sich selbst gezwungen habe,
Ihn hier in diesem Nest, als wie in seinem Grabe
Lebendig eingescharrt, mit karger Bettlerkost
Bis an sein Ende zu ernähren,
Ihm niemals Lindrung, nie den Trost
Mitleid'ger Klagen zu gewähren,

In

In seinem Jammerstand ihn nie bei Tag
zu sehn
Um nicht vielleicht den Ruf der Menschlichkeit
zu hören,
Stumm zu erscheinen, stumm zu gehn,
Und endlich mit verschwiegnem Munde
Dies schändliche Geheimniß bis zur Stunde
Des Todes zu bewahren, selbst hinab
Mit sich zu nehmen in das Grab.

Mit einem Strom von bittern Zähren
Beschließt er das Geständniß seiner Schuld.
Allein mit liebevoller Huld
Hebt ihn der König auf, und kann sich nicht
erwehren
Die wehmuthvolle Brust in Thränen aus-
zuleeren.
Voll Freundschaft drükt er ihn an sein gerühr
tes Herz
Und tröstet ihn in seinem Schmerz
Durch die Versicherung, wie gern er ihm vergebe
Was nicht aus bösem Muth geschehn;
Und daß er mehr als je der süßen Hoffnung lebe
In seiner Freunde Zahl auch künftig ihn zu sehn.

Jezt aber spricht zu ihrem frohen Herzen
Ein andrer Ruf: die Pflicht der Menschlichkeit.
Noch immer liegt, in namenlosen Schmerzen,
Graf Ottobann, seit er im Streit
Gefallen war, und seine Wunden,
Von beiden Knappen nur für's erste leicht verbunden,
Bedurften von geübter Hand
Geschikte Pfleg' und künstlichen Verband.

Man eilt daher, um länger nicht zu säumen,
Zum nahen Walde hin, haut Aeste von den Bäumen,
Flicht eine Trage, legt den Leidenden darauf,
Und zieht, als schon der Tag das Thor des Morgens auf-
Geschlossen hat, mit sachtem Schritte,
Von Waltern angeführt, nach der verborgnen Hütte.

Die Freunde folgen Hand in Hand
Den Männern nach, die ihren Kranken tragen,

Und

Und tausend liebevolle Fragen
Und mancher warme Druk der Hand,
Und Blikke, die von stummer Wonne sagen
Verkürzen angenehm den Weg,
Der sie, vereint, vom offnen Grabe weg,
Von allem Kummer, allen Leiden
Zu neuem Lebensglük und wiederblüh'nden
Freuden
Im Hochgenuß der wahren Freundschaft führt.

Jezt ist die Hütt' erreicht, und sieh! der
Morgen ziert
Bereits mit Gold und glühnden Himmelsrosen
Die Sonnenbahn und führt zum neuen Se-
genslauf
Die goldgelokte Braut vom Purpurmeer
herauf.
O heitrer, schöner Tag! du füllst mit na-
menlosen
Gefühlen dessen Brust, der nun, nach lan-
gem Tod
Dein selig lächelnd Morgenroth
Von neuem wiedergrüßt, den du aus seinen
Leiden,

Aus seiner Gruft zu neuen Freuden
Hervorgerufen hast, der wieder froh vereint
Mit den geliebten, guten Seelen,
Im Ueberschwang der Lust an ihrem Busen
weint
Und sich im Paradies schon jezt zu sehen meint.
Er blikt gerührt empor, und alle Worte fehlen
Dem Freudetrunkenen, die Wonne zu er-
zählen,
Die gegen den sein Herz mit heißem Dank er-
füllt,
Der seine Thränen bald gestillt,
Sein Leid geendet hat, und den er nun im
Bilde
So gern beglükkender, grenzloser Vatermilde
In seiner Sonne wiedergrüßt.

Jedoch, den Schein des reinsten Glüks
umfließt,
Wie leichtes Nebelgrau den Glanz der Mor-
gensonne,
Ein stiller Gram und mindert ihre Wonne.
Denn ach! ein Leidender ist da, der diese
Wonne

Nicht

Nicht theilt, ihr Glük nicht mitgenießt.
Sein Blut, der Todesschmerz hat seine Schuld gebüßt,
Giebt ihm ein Recht auf ihre Mitleidsthränen
Und ruft sie flehend auf, sich wieder zu versöhnen.

Im Innersten gerühret, und mit bethräntem Blik
Stehn sie verstummt an seinem Lager,
Und sehn den Leidenden, der todtenblaß und hager
In seinem Blute liegt, mit jedem Augenblik
Den nähern Tod an seinem Herzen spüret,
Der keine Rettung sieht, und unter Höllenquaal
Der ernsten Stunde harrt! die durch das Todesthal
Ihn vor den strengen Thron des ew'gen Richters führet.

Verzweiflung und Entsetzen spricht
Aus seinem bleichen, bebenden Gesicht,
Denn ach! ihm sagt sein Herz: dein Auge weint vergebens

Und

Und die gehäufte Schuld der Thaten deines
Lebens
Tilgt späte Reu' am Rand des Grabes nicht.

Aus einem kurzen, sanften Schlummer,
Der seinen Seelenschmerz in schwermuthvollen
Kummer
Gewiegt zu haben scheint, erwacht
Er nun zum leztenmal für dieses Erden-
leben,
Und als er tief und schweigend nachgedacht,
Beginnt er leis' die Stimme zu erheben:
„Bald, bald ist nun der schwere Kampf voll-
bracht —
Ich fühle schon den Tod durch alle Nerven
beben.
Nur Ein Geschäft bleibt mir für dieses Erden-
leben,
Die Sorge für dies Kind, an dem ich mich
so sehr,
So schwarz versündigte. Ach! daß ich jezt
am Grabe
Nicht mehr vergüten kann, was ich verschuldet
habe,

Das

Das jammert mich, das drükt mich unaus-
sprechlich schwer!
Allein für mich ist keine Hoffnung mehr,
Und meine Sündenlast folgt mir in jenes Le-
ben!
Die lezte Pflicht, die ich erfüllen kann,
Ist, die Verlassene an einen edlen Mann
An euch, Herr Ritter sie als Kind zu übergeben.
Schüzt ihre Unschuld, schüzt ihr Leben,
Tragt Vatersorge für ihr Glük
Und führt mit euch nach ihrem Vaterlande,
In ihres Hauses Schoos, als Brittin sie zurük.
Denn wißt! euch fordern enge Bande
Zu diesen Diensten auf, geweihte, heilge
Bande,
Nicht Pflicht des Ordens, den ihr ziert,
Nicht Menschlichkeit allein, und euch gebührt
Vor allen andern eine Ehre,
Wozu ein jeder wohl mit Recht erbötig wäre.„

Indem er dieses spricht, steht unser Rit-
tersmann
Stumm vor Verwundrung da, und alle sehn
betroffen

Den

Den Ritter bald und bald die Gräfin an,
Die sanft erröthend bebt, nicht wissend, was
sie hoffen,
Was sie von diesem Tausch mit Recht erwar-
ten kann.

Indessen fährt der Graf, für den die lezte
Stunde
Den Werth von Jahren hat, mit immer lei-
serm Munde
In seiner Rede fort: „Ihr staunt mit Recht.
Allein
Bald wird sich euch das Räthsel völlig lö-
sen,
Und was vor aller Welt Geheimniß stets ge-
wesen,
Darf länger nicht für Euch es sein.
Ihr wißt, o Klifford! daß vor sechszehn kur-
zen Jahren
Ein deutscher Ritter, der von London kam
Und seinen Weg nach Frankreichs Hauptstadt
nahm,
Um, wie er vorgab, mit den fränkischen Rit-
terschaaren

Nach Morgenland zu ziehn, auf eures Vaters
Schloß,
Weil ihn ein schleichend Fieber schwächte,
Drei Wochen lang die heilgen Rechte
Der Gastfreundschaft in süßer Ruh genoß.
Auch habt ihr wohl des Undanks nicht vergessen
Mit welchem dieser Bösewicht
Der höchsten Schandthat sich vermessen.
Ihr trautet, allzu gut, dem ehrlichen Gesicht;
Und er, für so viel Biederkeit und Treue,
Stahl dem, der ihn an Seel' und Leib
Drei Wochen lang gepflegt, vom Grabesrand
aufs neue
Zum frohsten Leben rief — stahl ihm sein
treues Weib!
O namenloser Schmerz der allzu späten Reue,
Die jezt mein Herz bei der Erinnerung
An diese Schandthat quält. Ihr Ritter! wißt
genung!
Schenkt einem Sterbenden das weitere Be-
kenntniß.
Das tugendhafte Weib, das nie im Einver-
ständniß
Mit dem Verführer lebte, sank

In

In namenloses Leid und trank
Zulezt von seiner Hand den Tod. O frommer Schatten!
Geduld! Geduld! die heiße Stunde naht,
Die Rache für die Frevelthat
Im vollen Maaße bringt! — Sie hinterlies dem Gatten
Ein Kleinod, welches sie schon unterm Herzen trug,
Noch eh', zu ew'gem Schimpf und Fluch,
Der Bösewicht für ihre Reize brannte,
Und dieser Engel, den ich meine Tochter nannte,
Gleich seiner Mutter fromm und schön —
O Klifford! sehet hier als eure theure Schwester
Als Ida ihn an eurer Seite stehn!„

Er schweigt erwartungsvoll, zu sehn,
Wie alles enden wird. Allein die holde Schwester,
Der edle Bruder, die sich Beide wie im Traum
Zum erstenmale sehn, sich plözlich nun entdekken,

Stehn

Stehn staunend und vor süßem Schrekken
Als wie versteinert da, und traun der Sage
kaum,
Und sehn sich lächelnd an, und fühlen immer
bänger
Ein süßes Etwas, das sie gegenseitig zieht;
Bis endlich Klifford sich nicht länger
Vor Freuden halten kann. Gleich einer Rose
glüht
Das schöne Mädchen bei den Küssen
Des ungestümen Bruders. Fest
Und innig drükt er sie an seine Brust und
läßt
Von süßer Wonne hingerissen
Selbst einer Thräne freien Lauf.
Ein Bild von seiner Frau, das Ottobann ihm
reichet,
— Er trug's auf seiner Brust — das ganz
der Schönen gleichet,
Und Klifford selber kennt, lös't alle Zwei-
fel auf.
Und nun erlaubt sich auch die neue, holde
Schwester,
Die immer noch in bangen Zweifeln stand,
Den

Den lindernden Erguß von dem was sie em-
pfand.
„Mein theurer Bruder! o mein Bester
Geliebter Freund!„ so ruft sie, drükket fester
Ihr Herz an seine Brust, und fühlt sich dop-
pelt reich
Und doppelt glüklich bei dem süßen
Gedanken: daß der Mann, den ihre Arm'
umschließen
Ihr Bruder nicht allein, daß er zugleich
Der Busenfreund des Jünglings, den sie liebet,
Des schönen Blondels ist. Auch er,
Dem bange Furcht und Eifersucht nicht mehr
Die Stirn mit Kummerwolken trübet,
Auch er empfindet dieses Glük,
Und liest in ihrem trunknen Blik
Den heimlichen Gedanken, der mit Wonne
Sein liebend Herz erfüllt, in welchem ihm die
Sonne
Der schönsten Hoffnung wiederstrahlt
Und jede Zukunft ihm mit Rosenlicht bemahlt.
Wie drükt er nun, mit doppeltem Entzükken,
Den Freund an seine Brust, an den ein neues
Band

Ihn



Ihn heimlich fester knüpft, in dessen Freun-
deshand
Das Zaubermittel ist, ihn ewig zu beglük-
ken
Und o, der Lust! aus dessen schlauen Blikken
Ein vielbedeutend Lächeln bricht,
Das ihm zu sagen scheint: Die Hoffnung
täusch' ihn nicht!

Indessen liegt, vergessend seine Leiden,
Der Sterbende mit lächelndem Gesicht
Und kann sich nicht genug an dieser Scene
weiden.
Noch einmal öffnet sich, im lezten Augenblik,
Sein wundes Herz — der Ahndung jener
Freuden
Die, das Bewustsein, Menschenglük
Und Tugend hier gebaut zu haben,
Allein gewähren kann, und die von allen
Gaben
Und allen Freuden nur allein
Unsterblich sind wie unser Geist, allein
Aus diesem Traum von Sein ins wahre, wa-
che Leben

Durch

Durch Tod und Grab mit uns hinüber schweben.

O, jezt da aller Trug, da aller Tand und Schein

Vor seinem Blik verfliegt, beim Eintritt in das Leben,

Wo nur das Wahre bleibt, was hätt' er nicht gegeben

Für das Bewustsein Einer guten That,

Die ihm den Augenblik mit Lust versüssen würde,

Der nun so leer, so trostlos sich ihm naht.

Wie schreklich lastet nun der Schulden ganze Bürde!

Und ach! im Tode noch verachtet sich zu sehn

Von keinem Redlichen bedauert,

Von Freundesthränen nicht betrauert

Und — gern vermißt aus dieser Welt zu gehn: —

Zu quälend wirft ihn dieses Elend nieder,

Und füllt das kaum erquikte Herz

Mit wildem, namenlosem Schmerz

Der steigenden Verzweiflung wieder.

Ein Strom von heißen Zähren rinnt

Aus seinen Augen auf die harten Küssen nie-
der;
Und mit dem Ton des Sterbenden beginnt
Er kaum vernehmlich so zu sprechen:
„O Richard! Gräfin! das Verbrechen,
Das ich an euch beging, ist groß —
Der ewige Richter wird es rächen,
Mein Elend, ach! wird namenlos
Die Reue, die mich quält, wird ohne Ende sein!
Doch könnten diese heißen Thränen
Vor meinem Ende nur Euch, Redliche! ver-
söhnen,
Ja könntet ihr dem Sterbenden verzeihn —„
Hier unterbricht ein neuer Strom von Thränen
Den Stammelnden: in stummer Wehmuth
bricht
Sein hoffnungsloses Herz und mehr vermag
er nicht
Zu bitten. Matt und düster schleichet
Sein brechend Aug' im stummen Kreis umher,
Sein Busen athmet tief und schwer!
Er sieht den König nah'n und reichet
Ihm bittend seine kalte Hand.
Doch, als er den Versöhnungsdruk empfand,
Als

Als Richard sich der Thränen nicht erwehrte,
Und nun der Sterbende die süßen Worte hörte:
„So möge Gott euch eure Schuld verzeihn,
Als alle wir von Herzen euch vergeben:
Schlaft wohl! und laßt in jenem Leben
Uns wieder Freund' und Brüder sein;„
Da kehrte Heiterkeit und Frieden
In die zerrißne Brust des armen Jammer-
müden
Zurük und stillte seinen Schmerz.
Sein Auge hob sich brechend himmelwärts,
Ein Geist des Himmels schien ihm Lindrung
zuzufächeln,
Und unter einem sanften Lächeln
Der Hoffnung brach das müde Herz. —

Jezt aber hieß die Furcht vor einem mächt'-
gen Feinde
Die Glüklichen, aufs neu' vereinten Freunde,
Im nächsten Augenblik, die Nachbarschaft von
Wien
Und selbst die deutschen Länder fliehn.
Das feige Paar, das bei dem Kampf der Nacht
verschwunden,
Und

Und an der Hütte sich nun wieder eingefunden,
Erhielt die freudenlose Pflicht,
Des abgeschiednen Grafen Hülle
Von Dorf zu Dorf in aller Stille
Nach Wien zu schaffen, und an Leopold Bericht
Von dem Verlauf der Sachen abzustatten.

Die andern Knappen aber hatten
Indessen die fünf Rosse aufgezäumt,
Auf welchen sie von Wien in diesen Wald gekommen.
Schon haben sie den Ruf zum nahen Lauf vernommen,
Schon stehn sie voller Muth. Das Eine bäumt
Sich hoch, und schlägt mit starken Hufen
Den aufgewühlten Wurzelgrund,
Daß Erd und Gras zum Himmel stieben, und
Ein andres wiehrt die Säumenden zu rufen.
Dort kommen sie den Hüttenweg herauf;
Der alte Walter eilt und grüßet

Zum letztenmal sein stilles Häuschen, schlie-
ßet
Die Pforte zu, und alles schwingt sich
auf.

Freund Walter reitet vor, um auf den
engen Steigen
Durch diesen Wald den rechten Weg zu zei-
gen;
Ihm schließet sich [illegible] Mädchen an,
Und daß sie ja nicht Schaden nehmen kann
So gehn zur Hand die treuen Knappen,
Und führen den geduld'gen Rappen.
Die andern folgen Roß an Roß.
Und so gelangt der frohe Troß
Zum nächsten Dorf, woselbst mit Pferden
Die Unberittenen sogleich versehen werden.

Dann geht der Zug, von Freuden ange-
lacht,
Den ganzen Tag, und öfters, wenn die
Hitze
Zu drückend ist, auch wohl bei sternenheller
Nacht

Bei Stadt und Dorf und manchem Rittersitze
Vorbei, auf Aquileja zu.
Ein Schiff aus Richards Reich, das hier nach langer Ruh
Die Anker mit dem Roth des andern Tags zu lichten
Und seinen Lauf
Nach Englands nächstem Port zu richten
Gedenkt, nimmt unsre Pilger freudig auf.
Ein voller Wind begünstigt ihre Reise;
Die Pinke fliegt im bläulichen Geleise,
Gleich einem Vogel in der Luft.
Und eh drei Wochen, schnell wie Stunden,
Im seligsten Genuß der Freundschaft hingeschwunden,
Erhebt sich schon aus dunkelblauem Duft
Britanniens Felsenstrand, und Eine Stimme ruft
Aus aller Mund, als man vom Maste: Land! vernommen:
Glük auf! es ist vollbracht! willkommen
Du schönes Brittenland, willkommen! —

Man steigt ans Land und richtet seinen Lauf
Sogleich der Hauptstadt zu. Mit hundert regen Zungen
Fliegt das Gerücht den Kommenden vorauf,
Und allgemein von Lust und Fröhlichkeit durchdrungen:
Ertönt das ganze Land. Des Volkes Jubel steigt
Zum Himmel auf und grüßt den theuern König
Vor dem sich alles unterthänig
Mit schnellgewarnter Klugheit beugt.
Triumpf! schrei'n Richards unterdrükte Freunde
Und fühlen sich in seiner Nähe kühn,
Und Furcht und Kleinmuth schlägt die Herzen seiner Feinde.
Wie Nebel vor dem Glanz der Morgensonne fliehn
Und sich zurük in dunkle Thäler ziehn,
Wo sie der Feuerstrahl der Feindin nicht erreichet:
So fliehn von dem geraubten Thron

Die

Die zitternden Rebellen, schon
Durch das Gerücht des nahen Feind's verscheuchet.

Er kömmt, des Volkes Lust! und seine Ankunft gleichet
Dem goldnen Morgenroth, das Nacht und Schatten bricht
Und der entzükten Welt den schönsten Tag verspricht.
Zertheilt ist nun des Unglüks lezte Wolke!
Umjauchzt von seinem frohen Volke,
Besteigt der gute Fürst, an seiner Freunde Hand,
Von neuem seinen Thron; und nicht der Größe Tand,
Nicht Purpur, nicht der Druk der Krone,
Selbst nicht Verläumderbrut und Gift der Schmeichelei
Veränderten sein Herz. Er fühlt' auch auf dem Throne
Daß nur bei reinem Sinn die ächte Freundschaft wohne,
Daß der nur groß und neidenswürdig sei,

Dem

Dem sie für Redlichkeit mit ihren Freuden
lohne;
Und Richard blieb, troz Purpurglanz und
Krone,
Den Redlichen, die, fern von Heuchelei,
Mit edlem, reinem Sinn, der Freundschaft
Pflichten übten,
Und ihren Freund und König zärtlich liebten
Mit ächtem Biedermann bis in den Tod ge-
treu!

